Dr. Ignatz Jeitteler

Eine Reise nach Rom.

In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung sind neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auffenberg, Joseph Freiherr von. Sämmtliche Werke. Erste Gesammtausgabe in 22 Bänden. In Schiller-Format. Subscriptionspreis Thlr. 6. 22 Sgr. 6 Pf.

Dieselben in Einzel-Ausgaben, und zwar:

Auffenberg's Neuere dramatische Werke und vermischte Schriften. 6 Bände. Ladenpreis Thlr. 3. 15 Sgr.

Auffenberg's Trauerspiele. 7 Bände. Ladenpreis Thlr. 4.

Auffenberg's Schauspiele und dramatische Dichtungen. 9 Bände. Ladenpreis Thlr. 4. 15 Sgr.

Cats. Blumenlese holländischer Gedichte. Uebersetzt von Dr. Ludwig [illegible]. Nebst einer Angabe von [illegible]. Thlr. 1. 10 Sgr.

Braun, J. W. Friedrich Rückert als Lyriker. Supplement zu Friedrich Rückert's Gedichten. 21 Sgr. 6 Pf.

— — Goethe und [illegible]. [illegible] 5 Sgr.

[illegible], J. Die Napoleoniden. Mit zwei Porträts. Gebunden Thlr. 1. —

[illegible], E. Das Blumen-Album. Elegant ausgestattet mit 10 Blumenbildern. In Umschlag gebunden Thlr. 2. — In Etui Thlr. 2. 10 Sgr.

Duller, Eduard. Historische Romane. 1. Band: Mohammed der Prophet. — Don Juan von Oesterreich. Thlr. 1. 15 Sgr.

[illegible]. Poetische Erzählungen. 21 Bogen. Thlr. 1. 15 Sgr.

[illegible], Wilhelm. Anklänge. Thlr. 1. 5 Sgr.

Langenberg und Overmann. Poetische Klänge aus dem Lehrerleben. 17 Sgr. 6 Pf.

[illegible], Eduard. [illegible]. Eine Festschrift. 15 Sgr.

Volkserzählungen. Von [illegible]. I. Bd.: Der Trunkenbold und seine Familie. — [illegible]. — Das Kind der Armen. II. Bd.: Der Christ und der Krieger. — Johann der muntere Seifensieder. 2 Bände — 25 Sgr.

[illegible], J. de. Eduard [illegible] oder die Verschwörung der [illegible]. Roman aus dem Holländischen von Dr. [illegible]. Thlr. 1. 10 Sgr.

Carové, Dr. F. W. Ueber das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip. Mit besonderer Beziehung auf [illegible]. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Die Buchdruckerkunst in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung. Motto: Das Wort wurde Druck, und der Druck befreite den Menschen. 10 Sgr.

Construction und Kritik der Hegel'schen Logik. Von [illegible] 15 Sgr.

[illegible]. Galileo Galilei. I. Sein Leben und seine Werke. Nach dem Französischen mit Anmerkungen von F. W. Carové. Mit einer Abbildung. 22 Sgr. 6 Pf.

Stupp, Hermann Joseph. Die letzten Hermesianer. 15 Sgr.

[illegible], Peter Paul. Krieg und Frieden. Über den Hermesianismus und seine Gegner. 10 Sgr.

Stupp, Hermann Joseph. Licht und Schatten. (Die letzten Hermesianer. 2. Heft.) 7 Sgr. 6 Pf.

[illegible], Peter Paul. Ein Sendschreiben an den Verfasser der Schrift: Die letzten Hermesianer und ihr Anwalt. 5 Sgr.

Deutschland und die Donau-Mündungen. Ein Beitrag zur Beleuchtung der [illegible] des Handels und der europäischen Civilisation. Von einem Deutschen. 12 Sgr. 6 Pf.

Index Geologicus. Von F. [illegible]. Aus dem Englischen übersetzt von A. [illegible] und L. Thomä. Auf Leinwand aufgezogen in Etui. 3 Thlr. 20 Sgr.

Schenck, Carl Friedrich. Der Wiesenbau in seinem ganzen Umfange, insbesondere der Kunstwiesenbau des Siegener Landes. Ein Lehrbuch. Mit 72 Abbildungen 1 Thlr. 10 Sgr.

Zeitschrift, [illegible], über Wiesenbau und Landwirthschaft, von C. Fr. Schenck. Jahrgang 1841, 2 Hefte, und Jahrgang 1842, 4 Hefte, zusammengenommen 6 Hefte Thlr. 3; Jahrgang 1843, 4 Hefte, Thlr. 2; 1. Heft von 1844 — 15 Sgr.

[illegible], Dr. C. Stimmen des Heils. Auswahl von Predigten nach der Ordnung des Kirchenjahres. Hausandachtsbuch für evangelische Christen. 2 Thlr. 10 Sgr.

Eine

Reiſe nach Rom

von

Dr. Ignaz Zeitteles.

Mit einer biographiſchen Skizze deſſelben

von

Auguſt Lewald.

Siegen und **Wiesbaden.**
Verlag der Friedrich'ſchen Verlagsbuchhandlung.
1841.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Biographiſches über Ignaz Zeitteles.

Der Mann, deſſen letzte literariſche Arbeit hier dem Publikum übergeben wird, gehörte mehr zu jenen innerlichen Naturen, deren Wirken nur ſelten vor die Oeffentlichkeit tritt, obgleich Das, was ſie ſich anerſtrebt und in ſich fortgebildet haben, dieſer ganz zugewendet iſt und ihr darum von Rechtswegen auch ganz angehörte. Es iſt wahrhaft zu beklagen, daß ſolche Beiſpiele ſo häufig angetroffen werden, während andere ſich gewaltſam hervordrängen und die Leſewelt geradezu beläſtigen, die ſich keines Gewinnes dabei

erfreuen kann. Bei Zeitteles entſprang dieſe Erſcheinung weniger aus ängſtlicher Scheu oder aus vornehmer Rückſicht, als aus der ſpätern Unzufriedenheit mit ſeinen Aufzeichnungen, wenn er je zuweilen ſich der Luſt daran überlaſſen hatte, aus dem Uebergewicht ſeines kritiſchen Bewußtſeins, aus der Redlichkeit, die ſtets wahrhaft den Mitmenſchen nützen wollte und endlich wohl auch aus einem Mangel an eigentlichem produktiven Vermögen, das durch keine äußere Nothwendigkeit, wie z. B. der ſchriftſtelleriſche Erwerb eine iſt, dazu hingetrieben wurde, ſich wider Willen anzuſtrengen und zu einer anhaltenden Thätigkeit hinanzuſchrauben. Das Wenige, was der Verfaſſer der nachfolgenden Reiſe dem Drucke übergab, iſt daher nicht im Stande, uns ein vollſtändiges Bild ſeiner eigentlichen Bedeutſamkeit zu verſchaffen; er war und blieb bis an ſein Ende als Schriftſteller nur Dilettant,

wenngleich er im Leben wie in der Wissenschaft mehr war; ein Mann des Handelns, des starken, kräftigen Entschlusses, voll ächter, praktischer Lebensweisheit, und diese schönen Eigenschaften, gepaart mit Wohlwollen und Herzensgüte, verliehen ihm im weitesten Kreise seiner Bekannten einen Grad von Achtung und Anerkennung, wie sie wohl selten einer Stellung im Leben zu Theil wird, wie die war, welche Jeitteles vom Schicksal beschieden gewesen ist und die er in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit niemals zu überschreiten getrachtet hat.

Ignaz Jeitteles wurde am 6. September 1783 zu Prag geboren. Seine Eltern waren wohlhabende Leute und sein Vater ein ehrbarer Kaufmann, der ihm eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung zu Theil werden ließ. Auf der Hochschule seiner Vaterstadt studirte er die Rechtswissenschaft; allein bald verließ

er diese Laufbahn, um das Geschäft seines Vaters zu ergreifen. Er ließ sich hierauf in Wien nieder und hatte sich des besten Erfolges zu erfreuen. Ein seltener Fall bei einem jungen Gelehrten, der die Studien verläßt, um sich mit dem Handel zu befassen. Allein der praktische, kluge Sinn des jungen Kaufmanns leitete ihn stets zu so glücklichen Kombinationen und bewahrte ihn so anhaltend vor gewagten Unternehmungen, daß er bei den großen Stürmen, welche zu verschiedenen Zeiten die Handelswelt in seiner Nähe wie in der Ferne in ihren Grundvesten erschütterten, immer unangefochten blieb und seinen Wohlstand wachsen sah. Trotz dieser Hingebung für seinen Beruf vernachlässigte er seine glücklich begonnene wissenschaftliche Ausbildung nicht, und errang sich so nach und nach, nicht nur dem Scheine, sondern dem Wesen nach, den Ruf eines tüchtigen Gelehrten, der in vielen Fächern wohl be-

wandert war, aber besonders in den Bereichen der Geschichte, der Statistik und der Handelswissenschaften bedeutende Kenntnisse besaß. Mit einem ungewöhnlichen Scharfsinn begabt und von einem warmen Gefühl für das Schöne durchdrungen, leistete er auch als Kritiker Bedeutendes und hierin entfaltete sich wohl seine größte schriftstellerische Thätigkeit, weil hier der Gegenstand stets zur Hand war und der Impuls zugleich damit gegeben wurde. Besonders war dies in früheren Jahren der Fall, wo seine scharfverständigen, klaren und dabei tiefen Auseinandersetzungen eine Zierde der Wiener Blätter waren, deren Redaktöre nach dem Vortheile geizten, Ignaz Zeitteles unter die Zahl ihrer Mitarbeiter einreihen zu können.

Außerdem erschien er noch manchmal auf der Szene der Oeffentlichkeit, wenn es irgend eine Frage galt, die ihn besonders ans Herz griff. Von Geburt

Jude, beſchaftigten ihn ſchon lange die theils beabſichtigten, theils in Ausſicht geſtellten, theils ſchon eingetretenen Verbeſſerungen in der Lage ſeines Volkes. Er, der zwiſchen den Häuſern des Prager Judenviertels das Licht der Welt erblickt hatte, er, der hochgebildete, geiſtreiche Mann, mußte den Beſtrebungen zur Emanzipation wohl mehr, als Andere, hingegeben ſein, bei denen ſich obige Zufälligkeiten nicht ſo verbanden. Eine ſeiner erſten Arbeiten waren „Gedanken an der Wiege eines Kindes jüdiſcher Eltern", die in ihrer tiefen Empfindung, wie in ihrer edlen Einfachheit, eine große Wirkung auf jeden Leſer hervorbringen muß; eine ſeiner letzten Veröffentlichungen waren die kritiſchen Bemerkungen über die Abhandlung des Profeſſor Roſa: „Die Quellen des heutigen ärztlichen Mißbehagens"; der nämlich dieſes Mißbehagen von den jüdiſchen Aerzten ableiten wollte und deshalb von

Jeitteles, wie ſich's gebührte, gründlich abgefertigt wurde. „Der Styl des Verfaſſers" — ſo ſchließt Jeitteles ſeine Abfertigung — „iſt nur unbedingt zu loben; er iſt dem Inhalte angemeſſen. Blos der Titel: „„Die Quellen des Mißbehagens"", iſt etwas unverſtändlich. Man muß leider erſt den ganzen Aufſatz leſen, um den Titel zu verſtehen, und erſt, wenn man das Meiſterſtück geleſen, begreift man recht das Mißbehagen." Zwiſchen dieſen beiden Arbeiten liegt Vieles, was auf denſelben Gegenſtand hinweist und zu verſchiedenen Zeiten bei ähnlichen Anläſſen entſtanden iſt.

Mit großem Fleiße und einer merkwürdigen Ausdauer hatte Jeitteles das Material zu ſeinem Aeſthetiſchen Lexikon zuſammengebracht und gab dieſes Werk, welches er in einem freundſchaftlichen Briefe „eine Lebensaufgabe" nannte, im Jahre 1834 heraus. Es

glückte ihm nicht damit in dem Maße, als er es wohl erwartet hatte. Eine leicht verzeihliche und begreifliche Abneigung gegen die neuesten Forschungen und jugendlichen Bestrebungen, die sich bei ihm in dem abgeschlossenen Oesterreich erzeugt hatte, machte ihn in jener Zeit, wo man Befehdung und Umsturz alles Bestehenden und für heilig Erachteten in Kunst und Wissenschaft befürchtete, ungerecht und scheuchte ihn so zurück, daß er, um eine feste Grundlage zu gewinnen, nur nach dem Alten, leider oft auch Veralteten, greifen zu müssen glaubte. Dies regte gegen ihn den gerechten Vorwurf der Unzulänglichkeit an, der jedoch mehr wohl noch seine Mitarbeiter trifft, über deren Wahl er in seinen Verhältnissen, die ihm gewisse Rücksichten auferlegten, nicht frei schalten konnte. Das Aesthetische Lexikon, das einzige größere Werk, welches wir von Ignaz Zeitteles besitzen, mag als ein

Werk tüchtigen Fleißes und redlichen Strebens gelten und enthält als ſolches auch mehrfach Werthvolles und Nützliches, was ſich beim Gebrauche deſſelben herausſtellt, aber auf die Befriedigung eines höheren Bedürfniſſes kann es keine Anſprüche machen.

Faſt ſechszig Jahre alt, entſchloß ſich Zeitteles, einmal eine größere Reiſe zu unternehmen und ſein liebes Wien auf längere Zeit zu verlaſſen, als dies ſonſt wohl geſchehen war. Er hatte lange ſchon ſich geſehnt, das klaſſiſche Land zu ſchauen, und es iſt mir unerklärlich, daß er, unabhängig und wohlhabend, wie er war, erſt das ſpätere Lebensalter abwartete, um den Wunſch ſeiner Jugend zu befriedigen. Doch konnte er ein friſches Herz mit auf den Weg nehmen, fähig, alle Eindrücke in ſich feſtzuhalten, an denen eine italieniſche Reiſe ſo überreich iſt; er fühlte ſich kräftig an Geiſt und Körper, heiter, aufgelegt, und hatte

keine entfernte Ahnung davon, daß dieser glänzende Akt der letzte seines Lebens sein sollte. Voll des Geschauten und Empfundenen, kehrte er nach Wien in die gewohnten Verhältnisse zurück, doch mehr, als je, zur schriftstellerischen Thätigkeit hingeneigt. Was sonst lange überdacht und erwogen, nur langsam sich entstehen sah, sollte jetzt im raschen Gusse auf's Papier gebracht werden, ehe die Wärme der Farben verbliche, die Darstellung den Reiz des unmittelbaren Eindrucks verlöre. So meinte er selbst. Es ist wohl eine oft dagewesene Erscheinung, daß der Geist, ohne das klare Bewußtsein von seinem schnellen Abschiede von der Erde zu haben, dennoch ein sonderbares Vorgefühl nicht bemeistern kann, das ihn zur Vollendung einer Arbeit mächtiger, als gewöhnlich, antreibt, gleich als wüßte man schon, es könnten unübersteigliche Hindernisse dabei eintreten, die ihm den Abschluß unmöglich machten.

So strengte sich denn auch unser Freund nach seiner Heimkehr unabläſſig an, seine Reiſe zu Papier zu bringen, und dieſe überſpannte Thätigkeit ſoll, bei bereits eingetretenem unbehaglichen Befinden, den Keim der ernſten Krankheit, die in ihm wucherte, genährt und ſie zum tödtlichen Ausbruch gereift haben. Dies behaupteten die Aerzte. Seine Kraft reichte für das ganze Werk, das er ſich vorgeſetzt hatte, nicht mehr aus; ſie brach zuſammen, als er erſt mit der Hälfte der Reiſe fertig war. Bei der Schilderung ſeines Aufenthaltes in Rom entſank die Feder der matten Hand und ſein fiebernder Kopf ſuchte das Lager, von dem er ſich nicht mehr zu der gewohnten Thätigkeit der lichten Gedanken erheben ſollte. Wenige Tage einer peinlichen Krankheit waren hinlänglich, dieſes ſchöne, rege und wackere Leben zu brechen. Eine trauernde Wittwe und eine groſſe Zahl von Freunden ſtanden

tief trauernd an der Leiche des Ehrenmannes, und wie ein Blitzstrahl traf die Kunde von dem plötzlichen Scheiden Ignaz Zeitteles' die fernen Freunde, die sich darin so wohl fühlten, den Geliebten im gewohnten Kreise des Daseins und Wirkens zu wissen und die Hoffnung nährten, ihn einst wieder Auge in Auge vor sich zu haben.

So erging es auch mir. Ich hatte noch erst kürzlich nebst einem herzlichen Briefe die Handschrift des ersten Theiles seiner italienischen Reise von ihm zugesandt erhalten, um ihm einen Verleger dafür zu erwerben, da er die Veröffentlichung unter dem Oesterreichischen Zensureinflusse nicht wünschte. In dem Augenblicke, als ich mich dieser angenehmen Pflicht unterzog, überraschte mich die Trauerkunde von dem Hinscheiden meines Freundes. Ich wollte lange nicht daran glauben und dachte an einen Widerruf, wie

es manchmal der Fall ist, allein eine Benachrichtigung eines nahen Verwandten, des mir gleichfalls sehr theuern Jugendfreundes, des Doktors Aloys Zeitteles zu Brünn, die direkt an mich gelangte, überzeugte mich leider bald von der Gewißheit des schmerzvollen Verlustes. Ich betrachtete jetzt die Herausgabe des Buches als ein heiliges Vermächtniß, und indem ich hiermit die mir gewordene Aufgabe erfülle, füge ich zugleich in einigen Zügen das Bild des Verfassers hinzu, der von dem großen Leserpublikum zu wenig gekannt ist. Ich selbst liebte es, ihn mir in allen seinen interessanten Eigenthümlichkeiten zu vergegenwärtigen, wie er mir bei meinem zweimaligen Aufenthalte in Wien erschienen war, und davon will ich hier noch Einiges für die Leser versetzen.

Ignaz Zeitteles, Doktor der Philosophie und Inhaber eines sogenannten „offenen Waarengeschäftes"

auf der hohen Brücke zu Wien, war ein Mann mittlerer Größe, mit ausdrucksvollem Kopfe, dem man mehr die südliche als orientalische Abstammung ansehen mochte. Seine Gesichtsfarbe war braun, Bart und Haupthaar waren stark und dunkelschwarz, das Auge feurig und rollend, von einem ungemein geistvollen Blicke beseelt, der Mund war mild, beredt, gern lachend und oft zu gutmüthigem, scherzhaftem Spotte verzogen. In der ganzen Gesichtsbildung verrieth sich eine ungemeine Lebendigkeit, die beim ersten Zusammentreffen schon unsere Aufmerksamkeit zu dem Manne hinzog. Er war gesprächig, doch eigentlich mittheilsam nur unter engern Freunden. Eitler Blasirtheit, wo sie ihm sich aufdrängte, begegnete er mit Sarkasmen, und seine Laune war dann von sprudelnder Liebenswürdigkeit; diese Eigenschaft entfaltete sich aber erst im vollsten Maße, wenn er dem Ver-

trauten gegenüber, ſich ihr überließ und ſich in den weiten Gehegen erging, welche von den Thorheiten der Menſchen ſo fleißig bebaut werden. Eine ſolche Unterhaltung, wie ſie mir oft zu Theil wurde, konnte ich, der Jüngere, mir wie eine Lektion betrachten, die ich reich an guten Vorſätzen verließ und daraus Betrachtungen mitnahm, die mir ein ſchätzbarer Gewinn für's Leben geblieben ſind.

Zuerſt war es in der Ludlamehöhle, jenem ſeltenen Vereine talentvoller junger Männer, Dichter, Muſiker und bildender Künſtler, der ſich in der heitern Kaiſerſtadt zuſammengefunden hatte, wo ich mit Jeitteles faſt täglich verkehrte. Da jeder darin, wegen einer ihm anklebenden Beſonderheit einen paſſenden Beinamen erhielt, ſo verſchafften unſerm Freunde die großen feurigen Augen und ein Scherz, den er in das Gedenkbuch der Geſellſchaft ſchrieb, der unter dem

Scheine tiefer Bedeutung baaren Unſinn verbarg, die Benennung „Roller, der Unbegreifliche," wie er wohl noch jetzt jedem Ludlamsſohne damaliger Zeit bekannt ſein wird.

Später, als die Ludlamshöhle, vor dem eiſernen Gebot der Behörde, ihre harmloſen Sitzungen ſchließen mußte, kam ich in ein innigeres Verhältniß zu ihm. Nach einem Spaziergang am ſpäten Abend ſtiegen wir oft in dem alterthümlichen Hauſe, wo er als Junggeſelle ſeine kleine Wohnung hatte, die hohe Treppe hinan und verplauderten, bei einem Stück Prager Wurſt, die er von ſeinen dortigen Freunden bekommen hatte, und bei einem Schluck ſauern Weines, manche ſtille Stunde der Nacht, in heiterer oder ernſter Gemüthlichkeit, uns nicht kümmernd um die lauten Genüſſe, woran das Leben in Wien ſo reich iſt, und die unſere Freunde anzogen, ohne auf uns eine

gleiche Wirkung zu üben. Dann machte es ihm Vergnügen, mir von ſeinem eigenen Bildungsgang zu erzählen und von den trüben Eindrücken ſeiner Kindheit; hieran knüpften ſich Betrachtungen über die merkwürdigen Beſtimmungen im Leben, die manchem Menſchen ſchon bei der Geburt ſo recht vorbereitet liegen vom Schickſal und zu denen er hingezogen wird, wie in der Sage das Schiff zum Magnetberge. Einen Fall dieſer Art erwähnte er beſonders, mit theilnehmender Freude am Erfolge, wenn gleich die ihm angeborene neckende Spottſucht bei den Einzelheiten nicht ausbleiben konnte. Ein Schauſpieler, der damals ſchon angefangen hatte, ſich einen Namen zu machen, und ſeitdem eines der erſten Mitglieder einer groſſen Schaubühne iſt, war nämlich aus der Provinz noch ſehr jung nach Wien gekommen und hatte in dem „offenen Waarengeſchäft“ unſeres Freundes, auf der hohen

Brücke, einen bescheidenen Lehrlingsplatz nachgesucht und erhalten. Zeitteles, der Prinzipal des jungen Menschen, war wohl mit ihm zufrieden, doch tadelte er seine große Vorliebe für die Romanlektüre und seinen Hang die Theater zu besuchen. Bald sollte sich ihm jedoch diese Hinneigung deutlicher enthüllen, als er den jungen Menschen belauschte, wie er mit einer Donnerstimme und mit einem Feuer, das ihn für sein Waarenmagazin besorgt machte, lange Monologe im Geschmacke der Zeit deklamiren hörte, und er auf seine Frage die Antwort erhielt: der Handlungsbeflissene wolle zur Fahne der Kunst schwören und die Bretter betreten. Der gewagte Schritt wurde ausgeführt, obgleich der Prinzipal den Kopf bedenklich schüttelte; und noch jetzt, viele Jahre später, als der Kunstjünger schon als großes Licht von den Rezensenten ausposaunt worden war, lächelte Zeitteles, und meinte es

nicht begreifen zu können, wie aus dieſer jugendlichen Rohheit, dieſem hirnloſen Ungeſtüm jemals etwas Bedeutendes habe werden können.

Geſellſchaften, im gewöhnlichen Sinne, beſuchte er nur ſelten. Der Kreis, den der kunſtſinnige und liebenswürdige Freiherr Eduard von Lannoy in ſeinem Hauſe zu verſammeln pflegte, war ihm zu damaliger Zeit der werthbeſte, größere Umgang. Muſik, das eigentliche Element, in dem Lannoy ſich bewegte, der ſelbſt Tonſetzer, ſelbſt Virtuos iſt, gewährte hier neben gewählter Lektüre die innerſten Beziehungen zu einander. Bei Weber's glänzender Anweſenheit zu Wien, der im Frühjahre 1822 dahingekommen war, um das Wunder des Tages, ſeinen Freiſchützen, ſelbſt zu dirigiren und dafür hohe Ehren in Empfang zu nehmen, hatte Lannoy den Meiſter zu einem Mahle eingeladen. Alle Anweſenden beeiferten ſich den be-

rühmten Gast zu feiern; Zitteles improvisirte folgendes Silbenräthsel:

Im Orient vernehmt,
In Deutschland gelähmt,
In Frankreich beschämt.

Im Wald, auf der Flur
Such' ich die Spur;
Am Himmelsgezelt
Leucht' ich eine Welt.

Mit einer Welt von wunderbaren Tönen,
Umschlang der Meister mich, mich zu verschönen.

Wie man das so oft trifft, daß Männer von sogenanntem praktischen Verstande mit großer Vorliebe der Musik zugethan sind, so traf sich's auch bei Zitteles. Daß er sich aber auch zu dem tiefsten Tonsetzer, der wohl jemals gelebt, zu dem Ernste seines Wesens, bei aller Unbequemlichkeit seines Umganges,

die theils aus ſeinen ſeltſamen Eigenthümlichkeiten, theils aus ſeiner ſtarren, vollſtändigen Taubheit ſich herleitete, hingezogen fühlte, iſt wohl als etwas Ungewöhnliches zu betrachten. Die meiſten Abende des Winters von 1821 auf 1822 brachte er in Geſellſchaft Beethoven's zu. Sie trafen ſich gewöhnlich in dem Speiſehauſe „zum Seitzerhofe", wo ſie miteinander zu Nacht aßen. Bekanntlich konnte die Unterhaltung mit Beethoven nur ſchriftlich gepflogen werden, und eine Menge kleiner Zettel nebſt Bleiſtift lagen zu dem Behufe auf dem Tiſche und gingen hinüber, herüber. Mit inniger Freude erinnere ich mich noch einiger Abende, die ich auf ſolche Weiſe, von Zeitteles eingeführt, in der Nähe des von mir ſo hochverehrten Meiſters zubringen durfte. Die Dichtung einer Oper machte gewöhnlich den Gegenſtand des Geſpräches aus; ich hatte damals manches been-

digt und war, wie jeder jugendlich ſtrebſame Geiſt, auch ſtets bereitwillig mit Allem gleich fertig zu ſein. Allein Beethoven's großer Sinn war nicht ſo leicht zu befriedigen; er trug ſich mit dem Gedanken an einen Bacchus, zu dem er ſelbſt viele Szenen ſchon im Kopfe fertig hatte.

Im April des Jahres 1822 verließ ich Wien und bin ſeitdem nicht mehr dahin zurückgekehrt. Ignaz Zeiteles habe ich nicht wiedergeſehen, aber ein von Zeit zu Zeit recht belebter Briefwechſel verband uns fortwährend. Meine kleinen ſchriftſtelleriſchen Erfolge, wenn ich dieſen letztern Ausdruck für das wählen darf, was mir zu Theil ward, erfreuten ihn; die Gründung der Zeitſchrift Europa nahm ſeine thätige Theilnahme in Anſpruch. Er ſandte ihr hin und wieder Korreſpondenzen, die in Wien Rückſicht erfuhren, weil ſie in Lob und Tadel gehaltener und verſtändiger erſchie-

nen, als ſo Manches, was man leichten Kaufes von der Art erhalten kann. Beſonders aber war mir ſein Rath in dieſer Beziehung werth und theuer, den er mir über die Aufnahme unverbürgter Gerüchte oder abſichtsvoller Verbreitungen über Oeſterreichiſche Zuſtände, aus der Ferne ſtets ſo theilnehmend ſandte, um den Kredit, deſſen die Zeitſchrift genoß, hierdurch nicht geſchmälert zu ſehen. Er war mit der geheimſten Maſchinerie und den feinſten Fäden des Korreſpondenzweſens der Kaiſerſtadt zu vertraut, als daß ſeine Zurechtweiſung nicht darin vom größten Nutzen hätte ſein ſollen.

Im Jahre 38 oder 39, ich habe den Brief nicht zur Hand, um genau den Zeitpunkt beſtimmen zu können, machte er mir ganz unverhofft den Vorſchlag nach Wien zu kommen. Er war bei einer renommirten Zeitſchrift in der Art betheiligt, daß er

den Zuſtand der Finanzen zu ordnen übernommen hatte und die Bedingung ſtellen wollte, mich bei der Redaktion betheiligt zu ſehen. Um das Aufſehen zu vermeiden, ſollten wir uns mit dem Redakteur in dem Badeorte Iſchl, das er in jenem Sommer beſuchte, wie zufällig treffen und dort das Nähere verabreden. Ich mußte über den Vorſchlag lächeln und auch er geſtand mir ſpäter, daß er ſich des Lächelns nicht erwehren konnte, als er mir ihn machte, wenn er ihn gleich ganz im Ernſte gemeint hatte. Daß aus der Sache nichts wurde, weiß das Publikum; ich darf aber hier noch die Verſicherung hinzufügen, daß ich nicht nach Iſchl ging und keinerlei Unterhandlung in dieſer Sache weiter gepflogen wurde, wenn ſchon einige Blätter zu jener Zeit darüber ihre Muthmaßungen als beſtimmt mittheilten.

Dies wenige iſt nun aber Alles, was ich von

meinem verewigten Freunde der Lesewelt mitzutheilen weiß; vielleicht ist es schon zu viel für ein so innerliches Leben, das so entblößt von äußerlichen Ereignissen war. Es ist sehr schwer, bei der Schilderung eines solchen die Schranke einzuhalten, welche die Bescheidenheit gebietet und die so leicht das reizbare Zartgefühl der Ueberlebenden verletzt. Ich wünschte hierin mit richtigem Gefühle verfahren zu sein, denn mein Wunsch ging nur dahin, dem Hingeschiedenen ein kleines Denkmal einer Freundesliebe zu widmen, die über das Grab hinausreicht und es hier dem Eingange seines letzten Werkes vorzusetzen, als eine dankbare Erinnerung an ihn für seine zahlreichen Freunde, als eine gleichende Skizze für die, welche ihn im Leben nicht kannten, damit sie aus seiner Eigenthümlichkeit die Auffassung des Nachfolgenden besser verstehen lernen.

Ignaz Zeitteles, der Mann von großem Scharf-

ſinn und reichem Wiſſen, voll der unbegrenzteſten Bereitwilligkeit zu Hülfeleiſtungen jeder Art, der allgemeine Rathgeber in den verwickeltſten Fällen, mit vollſter Umſicht und glücklichſter Kombination, verdiente die Liebe und Achtung, die man ihm im Leben zollte, und war es werth, daß die Kunde davon auch im weitern Kreiſe bekannt werde.

Baden, April 1844.

Auguſt Lewald.

Eine Reise nach Rom

von

Dr. Ignaz Jrittefes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eine Reisebeschreibung aus und über Italien beginnt herkömmlich mit einer Entschuldigung. Ein Beweis, daß der Verfasser immer selbst fühlt: es sei etwas gewagt und unhöflich, abermals eine Tour zu beschreiben, die so sehr exploitirt ist. Im Grunde gilt dies von der ganzen Welt. Bei den Alten war Alles neu, bei den Neuen ist Alles alt. Wenn nicht bald ein sechster Welttheil entdeckt wird, hört die ganze Reiseliteratur ohnehin auf; auch sobald das Netz der Eisenbahnen die Erde umspannt, „denn auf Eisenbahnen" — sagt d'Arlincourt — „reist man nicht, man — kommt nur an." — Man sitzt ganz ruhig, die Mechanik schiebt einem die Erde unter den Füßen hinweg, wie die Bilder in einer Laterna magica.

Italien ist indessen wohl das einzige Land, das gar nicht ausgebeutet werden kann, denn kein Land bietet eine so große Vergangenheit, die sich in so vielfachen Bezügen an die kleine Gegenwart anknüpfen läßt; keines bietet einen so weiten Rahmen, allerlei Betrachtungen über Welt, Leben, Menschen, Kunst und Literatur einzufassen, und mehr wie anderswo können sich allerlei Idiosynkrasien hier zurückspiegeln; zudem, sieht auch Jeder dasselbe, so hat er doch seine

eigene Pupille, womit er ſieht, ſeinen eigenen Standpunkt, die Schilderungen können ungleich und doch richtig ſein; Manches verändert ſich auch, Manches iſt verſchwunden, Manches neu hinzugekommen, verſchiedene Zeugen ſagen Verſchiedenes aus, haben verſchiedene Ideen, verſchiedene Ideenaſſoziationen. Wie viele Geſchichtſchreiber haben nicht ſchon die nämlichen Ereigniſſe beſchrieben, aber anders der Chronik, anders der Pragmatiker, anders der Tory, anders der Whig; wie viele Dichter haben nicht die Freiheit, die Liebe, die Sehnſucht, den Frühling, den Schmerz und alle die verſchiedenen Paſſionen beſungen, die das Herz des Menſchen durchziehen, und die gleichen Erſcheinungen der Natur; — wie viele Maler haben nicht denſelben Stoff behandelt; wie viele Muſiker nicht den gleichen Text? — Nicht allein *was*, ſondern *wie* man Etwas ſieht, die verſchiedenen Lichter, Schatten und Tinten, die eigene Farbengebung iſt es, welche der Beſchreibung Reiz verleiht. „Laſſen Sie ſich durch keine Konkurrenz abſchrecken," — ſchrieb einmal Johannes Müller an Raumer — „Jeder hat ſeine Art, ſeinen Blick, iſt Er." —

Ich bin auch gar nicht gewillt, eine förmliche vollſtändige Beſchreibung Italiens zu liefern, kein *Reiſehandbuch*, höchſtens Etwas für *Herz* und *Verſtand*; nur in aphoriſtiſcher Art und Weiſe werde ich Einzelnes beſprechen, mitunter von der Anſchauung zur abſtrakten Idee, von der abſtrakten Idee zum hiſtoriſchen Fragment, vom hiſtoriſchen Fragment zur Betrachtung, zur reflektirten Pointe ſchreiten, eigentlich ſpringen. Allerdings mag eine ſolche ruheloſe Form getadelt werden, man mag ſie nicht mit Unrecht, wie ſchon von einem Rezenſenten bei einer ähnlichen Gelegenheit geſchah:

„ein Abandon des betrachtenden und reflektirenden, aufnehmenden und abstoßenden, jubelnden und verzweifelnden Geistes“ schelten, sie ist am Ende Nichts, als das Volee lar niente eines vagen Geistes, der am Strande Perlen sucht und sie in das Meer wirft, um der kleinen Wellchen sich zu freuen. Aber ich denke: durch eine solche wechselnde kaleidoskopische Form das Mittel gegen die furchterlichste aller Krankheiten gefunden zu haben, die ein Buch treffen kann — das Mittel gegen die Langeweile, daher über Manches nicht so sehr flüchtig, als kurz. Man muß abzubrechen verstehen, die Hälfte ist oft mehr, als das Ganze, hat schon der alte Hesiod gesagt, und je kleiner die Dosis, desto größer die Wirkung, behaupten neuere Aerzte. Dies als Prodromus.

I.

Triest.

Semme hat einen Spaziergang nach Syrakus gemacht, Semilasso gar einen Weltgang, ich bin von Wien aus mit meiner Gattin bis hierher gefahren, eigentlich von dem von Wien zehn Meilen entfernten Gloggnitz, denn bis dahin trugen uns die Flügel der Eisenbahn. In Gloggnitz ergriff

mich ſchon ein etymologiſcher Zweifel: heißt es Gloganitz oder Glocknitz? Weder Hammer, noch Schlegel, nämlich weder die da ſich befindenden Hammerwerke, noch die Schlegelmühle, konnten mir hierüber Auskunft ertheilen, ich ſchwebe noch in banger Ungewißheit; eben ſo ging es mir in Grätz; heißt es Grätz oder Gratz?*) Es gibt hierüber allerlei Konjekturen: die Anhänger von „Gratz" — und das ſind jetzt die Meiſten, ſo iſt die übliche Schreibweiſe, — ſagen, dieſe Benennung ſtamme von dem Flüßchen Greiz, Greybach bei St. Leonhard, wo urſprünglich der Bau der heutigen Stadt begann; die Anhänger von „Gratz" leiten den Namen von dem ſlaviſchen Worte Hradetz (Bergſchloß) her, auch weil ſo viele Grazien da ſind, das iſt wahr, aber Slaven ſind keine da, dafür aber deshalb herrſcht eine größere Lebensfreudigkeit. Die Lage an den Ufern des rauſchenden Bergſtromes Mur iſt reizend, daher der bekannte franzöſiſche Kalembourg: „La ville des graces au bord de l'amour." Trotz des galanten Calembourgs haben die Franzoſen bei dreimaliger Invaſion 1797, 1805 und 1809 hier Vieles demolirt, der langjährige Friede hat Alles neuer und ſchöner erblühen laſſen. Das die Stadt umgebende Glacis mit ſeinen angenehmen Promenaden und die Vorſtädte ſind hübſcher, als das dunkle enge Innere, doch iſt im Ganzen überall der Typus ächt öſterreichiſcher Wohlbehäbigkeit ſichtbar. „Geſtalt, Leben, Sitten und Charakter der Stadt und ihrer Bewohner

*) Bei der letzten Naturforſcher-Verſammlung zu Gratz wurde ausgemacht, daß Gratz richtiger ſei. Der Verf. erlebte die Entſcheidung nicht mehr. D. Herausgeber.

ſind weſentlich umgeändert worden, insbeſonders" — wie es in dem neueſten, in Grätz 1843 bei Zerſtl erſchienenen naturhiſtoriſch-ſtatiſtiſch-topographiſchen Gemälde ausdrücklich und wörtlich heißt: „insbeſonders durch die Aufhebung des Jeſuitenkollegiums und die Uebertragung der öffentlichen Lehrſtellen an andere Gelehrte, durch die Auflöſung der meiſten andern Klöſter, durch die Gründung verſchiedener Inſtitute" u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Die Merkwürdigkeiten der ſteiermärkiſchen Hauptſtadt zu beſehen, war uns freilich nicht mehr als anderthalb Tage gegönnt, zur flüchtigen Beſichtigung mehr als hinreichend. Wir haben ſo ziemlich Alles durchgekoſtet, ſind auf dem Schloßberge mit ſeinen artigen, parkähnlichen Anlagen herum gewandelt, ſahen auf dem Gipfel deſſelben die Alpenrieſen Kärnthens in der weiten Ferne herüberleuchten, theils mit grünen Häuptern, theils mit weißen Schneekuppen, wenn uns der alte Invalide auf dem Berge und unſer Auge nicht getäuſcht haben; beſuchten das Joanneum, urſprünglich 1811 zur Weckung vaterländiſchen Geiſtes vom Erzherzog Johann von Oeſterreich gegründet, dann vielſeitig ausgedehnt als erſtes Nationalmuſeum, Leſeverein, Kunſt- und Bildungsanſtalt; — beſchauten das alterthümliche Mauſoleum Kaiſer Ferdinand's II. und Marcheſi's höchſt mittelmäßige moderne Statue Franz I.; unterhielten uns nicht ſonderlich im Schauſpielhauſe; frühſtückten ganz vortrefflich bei der gefeierten Milchmariandl, und verſahen uns mit dem in vorzüglicher Güte hier wachſenden Zwieback.

Die Bronzeſtatue des Kaiſers Franz iſt erſt im Auguſt 1841 hier aufgeſtellt worden. Der Platz vor dem Schau-

ſpielhauſe iſt breit und wohl geeignet, das Koſtüm paſſend, die Antike mit dem Modernen vermittelnd. Der Monarch iſt im Ornat als Großmeiſter des Ordens vom goldenen Vließ im beinahe römiſchen Ueberwurf; auch die Bruſtkette, das Unterkleid und die andern Ordenszeichen ſchmücken es; ſelbſt die Stellung, die Bewegung der Hand, die Aehnlichkeit der Phyſiognomie zeigt von Fleiß und Fähigkeit, und dennoch ſieht das Ganze ſchwerfällig aus, und weder Ausdruck, noch Faltenwurf ſind genügend, und hat Marcheſi, ein Schüler Canova's, gewiß ſchon Ausgezeichneteres geleiſtet. Das in Wien zu errichtende Denkmal des Kaiſers von demſelben Künſtler wird vermuthlich den höheren Kunſtanforderungen beſſer entſprechen. Am Piedeſtal iſt blos die einfache Inſchrift: „Francisco I. Austriae imperatori grata Styria."

Unter den wenigen, hiſtoriſche Erinnerungen bietenden Gebäuden war mir das Murthor intereſſant. Hier geſchah einſt ein wirklich ungerechter Juſtizmord an Andreas von Baumkircher. Dieſer, gleich den alten Nordlandsrecken, an Geſtalt, Stärke und Tapferkeit ausgezeichnete Ritter, Sprößling eines altadeligen Geſchlechts in Oberſteiermark, fiel hier als ein Opfer ſeines geraden Sinnes und der unwürdigen Schlauheit ſeiner Feinde. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts geboren, hatte er unter Kaiſer Ferdinand III. (als Erzherzog von Oeſterreich V.) langen, aber ſtets ſturmbewegten Regierung mit namenloſer Hingebung in unzähligen Schlachten für ſeines Kaiſers Rechte gekämpft, geblutet, Thaten verrichtet, die an die Heroen der Alten erinnern. So hielt er, ein Einzelner, mit übermenſchlicher Kraft die Burg in Wiener-Neuſtadt gegen die heranſtürmenden Böhmen und Ungarn,

bis das Fallgitter heruntergelaſſen werden konnte (29. Aug. 1452); ſo rettete er den Kaiſer zweimal von offenbarer Gefangenſchaft; ſo hielt er 1461 die Wiener Burg gegen den Bruder des Kaiſers, Albrecht VI., und ſchlug deſſen Heere; für Friedrich's Sache opferte er all ſeine Habe, verwickelte ſich in große Schulden; dafur wurden Kabalen gegen ihn geſchmiedet, wurde er verfolgt und verkannt. Im Unmuthe ſchloß er ſich an den ungariſchen König Mathias, griff zu den Waffen, trug aber bald Friedrich Unterwerfung an. Es wurde ihm zur Unterhandlung freies Geleit nach Grätz*) zugeſagt, von der Früh- bis zur Spätglocke. Vertrauungsvoll kommt der Redliche, man empfängt ihn freundlich; liſtig ſtellt man die Uhren falſch, hält ihn den ganzen Tag durch allerlei Ränke hin; endlich ſchöpft er Argwohn, ſtürmt fort, wirft ſich auf ſein Roß, kommt an das äußere Murthor, es ſchlägt zu; er wendet ſich überraſcht um, da ſchließt ſich auch das innere, denn die Spätglocke tönt und ſie iſt ſein Grabgeläute; der Prieſter mit dem Henker treten heran, er wird enthauptet (14. April 1471).

Ein ſteiriſcher, romantiſcher Dichter, Johann Ritter von Kalchberg, hat Andreas Baumkircher zum Helden eines Trauerſpiels gemacht, das weder den Dichter, noch den Helden unſterblich machen wird, was Kalchberg's ſämmtliche Schriften, poetiſchen Inhalts, ohnehin nicht zu fürchten haben, weder ſeine jämmerlichen, ganz unreifen „Tempelherren", noch ſeine „Ritter-Empörung", eine Nachäffung Götz von

*) Da es der verſtorbene Verfaſſer ſo für richtiger hielt, wollen wir es auch dabei bewenden laſſen. D. Herausgeber.

Berlichingen's, noch seine vielen übrigen, nie über, oft unter der Mittelmäßigkeit stehenden Ritterstücke und Ritterromane, meist aus der Geschichte seines Vaterlandes, die alle zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen, bereits seit Anfang des jetzigen schon vergessen sind. Mehr und nachhaltiger ist Das, was er als ständischer Kurator des Joanneums durch Fleiß, Eifer und ächt patriotischen Sinn geleistet; er starb zu Grätz, den 3. Februar 1827.

Das Haus, worin mein lieber Julius Schneller gewohnt hatte, konnte ich nicht ohne Wehmuth betrachten; er war 17 Jahre lang Professor der Geschichte an der Hochschule in Grätz. Ein geborener Straßburger, hatte er sich hier ganz eingebürgert, wirkte nützlich als Lehrer wie als Schriftsteller und in mannigfachen Richtungen, wurde seines edeln Charakters, seines gediegenen Geistes willen allgemein geliebt und geachtet, lebte in glücklichen häuslichen Verhältnissen; da gerieth er wegen der Fortsetzung seiner „Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich" in allerlei Konflikte, verließ, überreizt, 1823 sein geliebtes Grätz, folgte einem Rufe als Professor der Philosophie nach Freiburg im Breisgau, wo er im J. 1833 starb, im schönsten Mannesalter, in der Vollkraft seines Lebens. Schneller hatte unstreitig einen lebhaften Geist, viel Phantasie und eine universale Bildung; Sprachstudium, Aesthetik, Geschichte, Philosophie waren seine Lieblingswissenschaften, und auch Poesie trieb er hier und da, früher hatte er auch Rechtsstudien gemacht; dessenungeachtet war er blos ein Talent, kein Genie, wiewohl er es sehr liebte, für genial zu gelten, wie er denn überhaupt im Ganzen an falschem Enthusiasmus litt. Am meisten hat

er als Hiſtoriker durch ſeine analytiſche Art und Weiſe geleiſtet, aber ſein Stil war wirklich, wie er ſelbſt: zu geſpreizt, zu ſchwülſtig und pedantiſch, weniger ſchön wäre ſchöner geweſen. Hormayr hat von ihm geſagt: „Er hebe jeden Strohhalm mit Rieſenkraft empor.“ Seine Spezialgeſchichten Böhmens und der Steiermark ſind bei allen vielfach gerügten Mängeln verdienſtlich; als Kritiker und Dichter — Schneller trieb Alles — war er gleich unbedeutend, als Philoſoph kaum Eklektiker, überall, trotz ſeiner geſuchten, geſchraubten Kürze, bombaſtiſch. Mark Aurel war ſein Lieblingsautor, Joſeph und Napoleon ſeine Ideale, ſowie er von dem edlen Erzherzog Johann immer mit Begeiſterung ſprach und ſchrieb. Im Umgange war er liebenswürdig, in allen bürgerlichen Verhältniſſen höchſt achtungswerth. Seine trefflichen Eigenſchaften überſtrahlten weit ſeine kleinen Schwächen; — have, cava a nima, have!

Wir überſchritten die Mur; es ging durch eine groſſe Ebene, die blos deshalb erwähnt zu werden verdient, weil ſie den Namen des größten Philoſophen führt, den die Deutſchen je beſeſſen, nämlich das Leibnitzer Feld, das aber ſo flach und monoton iſt, als der groſſe Denker tief und vielſeitig. Ein neidiſcher Nebel verhüllte die ferne Landſchaft, wo Weinbau ſichtbar; hier und da ſchimmerten auf den Anhöhen anmuthige Schlöſſer hindurch. In Marbach an der Drau ſandte ich einen innigen Gruß durch die Lüfte an das eine halbe Stunde davon entfernte Wildhaus, wo mein edler Freund, Baron Lannoy, der Liebling Euterpens, ſein Tusculum hat, „edel im Buche der großen Götter, wie auf der Rolle des Zenſors.“ —

Von Cilly, einem mit alten, noch von den Römern herstammenden, verfallenen Mauern umgebenen, gering bevölkerten Städtchen mit einer gothischen Kirche und noch gothischerem Straßenpflaster, mit in weißen Kopftüchern gehüllten Mädchen und Frauen, nimmt die Landschaft einen andern Charakter an. Die Thäler sind breiter, die Berge höher, mit Nadelwaldungen bewachsen; Felder, Kirchen, Klöster, alte Linden- und Eichengruppen geben dem Ganzen einen Ausdruck von starkem Ernst und Fruchtbarkeit. Nur kontrastiren schon von Marburg und Windisch-Feistritz aus und noch schärfer, je weiter man vorwärts kommt, mit dieser starken Natur die schwachen ärmlichen Hütten in den elenden Dörfern, beinahe in polnischer Manier. Es ist auch der wendisch-slavische Volksstamm, der hier sich angesiedelt, sich überall, hier wie in Böhmen, Polen und Rußland mit eiserner Konsequenz gleichbleibend, so prägnant ausspricht, nicht allein im Idiom, sondern in Physiognomie, Sitte und besonders in der Bauart der widerlichsten, mehr für Thiere, als für Menschen geeigneten Spelunken. Der Weg geht allmälig aufwärts, zur Rechten ragt der Grenzwächter von Kärnthen und Krain, der hohe Loibl, sein Haupt stolz in die Wolken tragend. Der Abend nahete schon, als wir nach Laibach kamen; sie liegt ganz offen da, die Hauptstadt des Herzogthums im Königreich Illyrien, offener, als man von einer Stadt vermuthen sollte, die im Jahre 1821 so viele Diplomaten beherbergte; sie ist nicht durch Mauern eingezwängt, die gewesene Kongreßstadt; man fährt sans façon hinein und heraus, was mir sehr wohl gefällt, denn Nichts macht auf mich gewöhnlich einen so peinlichen Eindruck, als wenn ich ein so düsteres, dumpfiges

Thor passiren muß. Die Stadt ist mit engen Straßen etwas hügelig, hat aber ein freundliches Aussehen, viele stattliche Gebäude, ein vortreffliches Pflaster mit Trottoir, und was für einen Reisenden noch wichtiger, einen gleich bei der Post gelegenen, noch vortrefflicheren Gasthof, dessen patriarchalischer Wirth und Wirthin, Philemon und Baucis gleichend, alt, dessen Zimmer aber so neu, als elegant und bequem sind; das Abendmahl und Frühstück war vortrefflich, die Rechnung höchst billig, während ich nicht verschweigen mag, in Gratz im Hôtel zur Stadt Triest eine zwar recht hübsch lithographirte Note erhalten zu haben, die aber geographisch durch die Ziffern beweisen kann, daß Gratz viel näher an Wien liegt, als das in dieser Beziehung noch minder raffinirte Laibach. Den alten Schloßberg zu besteigen, war schon zu spät, dafür besahen wir die neue breite Kettenbrücke über die Laibach, zu deren Eröffnung gerade Anstalten getroffen wurden. Dann konnten wir Nichts mehr besehen, denn — es stieg herab die Tochter des Chaos, die Schwester des Erebos, die von Zeus selbst verehrte Mutter der Götter und Menschen im langen schwarzen Mantel und flatterndem sternbesäetem Schleier ..... in schlichter Prosa zu reden: es wurde finster. Es dämmerte kaum im Osten, als wir Laibach verließen. Durch kahle Bergthäler geht es bis Planina, hinter dem ein verfallener Thurm steht, und sich, — an der Straße nicht sichtbar, wir mußten aussteigen, — ein hübsches Naturschauspiel darbietet, die Unzhöhle. Ein rauschender Strom, die Unze genannt, bricht hier am Fuße des Berges mächtig hervor und ergießt sich in einen romantischen Felsenkessel; es ist die unterirdisch von der Adelsberger Grotte

herausstürzende Poike. In Adelsberg angekommen, hatten wir als achte Travelliers natürlich nichts Angelegentlicheres zu thun, als die hochberühmte Höhle zu besuchen. Einige reisende Damen, ein langer Nordamerikaner, ein Oberpostverwalter von Zara und noch einige Fremde gesellten sich zu uns; die Billetten zur Besichtigung, die einiger Vorbereitung bedarf, wurden gelöst, die Führer standen bereit, unsere kleine Karavane trat die Fahrt nach der ungefähr eine Viertelstunde von Adelsberg, am Fuße eines mäßigen Berges gelegenen Höhle an. Der kleine Berg stimmte meine Erwartung sehr herab, er ließ eine noch kleinere Höhle erwarten; wie sehr habe ich mich getäuscht, wie so oft im Leben, wenn man, nach der Oberfläche urtheilend, das Innere bald größer, bald kleiner findet. Es ist keine Höhle oder Grotte, die Benennung ist allzubescheiden, es ist eine wunderbare, unterirdische Welt. Sie ist unzählige Male beschrieben worden, die Sprache ist zu arm, sie zu beschreiben, sie muß gesehen werden; man kann die Gegenstände beschreiben, den ganz eigenthümlichen, schauerlich-erhabenen Eindruck dieser wunderbaren Kristallwelt kann man nur fühlen. Anfangs in einer dunklen Felsenschlucht, steigt man immer abwärts, eine weite Halle öffnet sich, der Riesendom Neptun's, ein schwarzer Strom zeigt sich in der Tiefe, den man nur beim rothen Schein der Fackeln schaudernd betrachten kann; düster zieht er dahin in Nacht und Graus, wie der Styx der Unterwelt; es ist derselbe Strom, der dann meilenweit bei Planina hervorbricht, — seitwärts thun sich immer neue Wunder auf, die der Tropfstein hier bald in weiten Gewölben, bald in engen Gängen durch Jahrtausende baut. Von oben herab, von unten herauf,

von den Seitenwänden ſtarren uns die ſeltſamſten Gebilde entgegen, dicke Säulen, Baumgruppen, Altäre, Büſten, Thier- und Menſchengeſtalten, abenteuerliche Fratzen, Spieße, Kreuze, Lanzen, ein Kalvarienberg, ein Thron, eine Fleiſchbank, eine Kanzel, — und dies Alles ſind nur Stalaktiten, Kalkſinter, aus von dem Berge herabfallenden Waſſertropfen gebildet. Nach welchen Geſetzen? Nach den Launen der Natur. Ganz zufällig geht es in den Formationen einzelner Geſtalten aber nicht immer zu. Einer der Führer hat mir heimlich vertraut, daß man hie und da der Natur zu Hülfe kommt, durch Aufſtellung von Stangen, worauf die Tropfen fallen; doch iſt dies nur je zuweilen, und war ja nicht vor Entdeckung dieſer Grotte, in der man die Tropfſteinmaſſen ſchon ſo wunderlich geſtaltet vorfand. Das Geſtein iſt manchmal ſo dünn, daß es beinahe alabaſterartig durchſichtig iſt und ein dahinter gehaltenes Licht durchſchimmert, was beſonders bei einer, wie ein Handtuch herabfallenden Draperie zu ſehen iſt. In dieſem unterirdiſchen Zauberpallaſt fehlt auch ein ächt irdiſcher wirklicher Ballſaal nicht; in einem der größten Räume wird hier alljährlich am Pfingſtmontage ein förmlicher Ball abgehalten, der ſtark beſucht wird. Wenn die Eiſenbahn von Wien nach Trieſt fertig ſein wird, läßt vielleicht einmal Strauß mit ſeinem Orcheſter ſeine Walzer hier erklingen. Wie werden ſich die Berggnomen wundern und mit den kleinen Füßchen herumſpringen, wie die Wienerinnen mit ihren kleinen Füßchen in den Ballſälen Wiens, bei der Geige dieſes modernen Amphions. Wir wandelten lange herum in dieſen labyrinthiſchen Gängen, in dieſen Prachthallen, dekorirt mit blitzendem Edelgeſtein, mit gleich aus der

Werkſtätte des Bildhauers kommenden Figuren. Wiewohl nie ein Sonnenſtrahl hier eingedrungen, iſt es doch nicht kalt oder dumpfig in dieſer Tiefe. — „Haben," frage ich mit einem Reiſenden, der eine ähnliche, noch größere Stalaktitengrotte, die Grotte von Corgnode bei Trieſt geſehen, „haben unterirdiſche Gewäſſer dieſe Höhlen ausgeſpült, oder iſt durch vulkaniſche Dampfe die Rinde der Erde aufgehoben worden, und der unterirdiſche Sturm hat dieſe Löcher ausgefegt? — oder ſind ſie eine Schöpfung irdiſcher Weſen? — haben Geſchlechter, die früher waren, als unſere junge Geſchichte, hier gehauſet und geſchaffen? — haben antediluvianiſche Hände hier gebaut? — Oft erblickt das Auge Geſtalten, die von menſchlicher Erfindung herzurühren ſcheinen, aber irgend eine fremde wilde Geiſterhand hat ſie verwirrt und verunſtaltet, und ſie gleichſam zu Gebilden einer lichtſcheuen dämoniſchen Schöpfung gemacht. Kein ordnender Geiſt ſcheint hier geherrſcht zu haben; regelloſer Zufall allein trieb hier ſein wildes willkürliches Spiel, denn ordnungslos und in wüſter Verwirrung liegt das Ungeheure und Rieſenhafte umher. Wie den Eingang in's andere Leben, deckt eine ſchwarze Nacht dieſe Wohnungen der Unterwelt, und nur geſpenſterartige Schatten und Geſtalten und fremde unbekannte Bilder irren herum und liegen da, gleich den furchtbaren Sphinxen vor den geheimnißvollen Tempeln Egyptens."

Mit der Adelsberger Grotte in Verbindung ſtehend, iſt der beiläufig eine Stunde davon entfernte See in Zirknitz, in dem man jagt und fiſcht und ſäet und erntet, da er im Sommer regelmäßig gefüllt, im Herbſte ganz trocken, den Anbau von Gras und Haidekorn geſtattet, das in ſechs Wochen

reiſt; er iſt fiſch- und geflügelreich, umfaßt gegen 3 □Meilen und gehört zu den vielen Naturwundern, an denen dieſe Gegend ſo reich iſt. Die Zeit erlaubte uns nicht, dieſem Wunder eine Viſite abzuſtatten, wir waren durch das Geſehene etwas abgeſtumpft. „Der Wunder größtes iſt, daß die Wunder ſo alltäglich ſind," ſagt der weiſe Nathan des weiſen Leſſing.

Adelsberg oder Adlersburg hat weder etwas adeliges, noch adlerartiges, ſondern ſieht ſehr ordinär-bürgerlich-ſpatzenhaft aus: ein öder, einſamer Marktfleck, an und in dem ſonſt nichts Merkwürdiges, als ſeine verſchiedenen Grotten und die Bora (Boreas, Nordwind), die ihn öfters durchſauſt.

In der kleinen Kirche hat der talentvolle ſteiriſche Dichter Fellinger ein Denkmal. Früher Brigadeadjudant, verlor er in der Schlacht an der Piave ſein rechtes Auge; dadurch am aktiven Dienſt verhindert, wurde er Auditer, dann Konſkriptionsreviſer in Adelsberg; ein glühender Patriot, ſchmerzte es ihn tief, an dem großen Befreiungskampfe nicht Antheil nehmen zu können, das Unwirthliche dieſer Gegend wirkte auch nachtheilig auf ihn ein, er verfiel in Schwermuth und ſtarb 1816 im 35. Jahre; er war ein gemüthlicher, wenn auch nicht ſehr phantaſievoller Dichter.

Von hier aus beginnt der Karſt, der dürre Landſtrich mit weißen zerklüfteten Kalkgebirgen, der längs der Erdzunge von Iſtrien von hier bis Udine zieht, oberhalb Fiume durch Kroatien, Dalmatien, Albanien bis gegen Cephalonia geht, ein fahle Steinſteppe, im ſchreiendſten Gegenſatze mit Steiermarks und Krains üppigen geſegneten Fluren, die man bis hierher durchzog; ein trauriger Gegenſatz von Naturkraft und

Naturſchwäche; es iſt nicht einmal eine romantiſche Felſengegend, es iſt ein häßliches Steinlabyrinth, die Bora und die vielen Regengüſſe haben die zahlloſen, bis an die Straße reichenden Kalkſteintrümmer durchlöchert und halb verwittert. Je weiter man kömmt, beſonders zwiſchen Prewald und Sezana, deſto unwirthbarer; weiße, endloſe Flächen mit Kalkſteintrümmern beſaet, ohne alle Vegetation, — ein großer Todtenacker; man kann hier ein Pröbchen arabiſcher Wüſte bekommen. In Sezana, einem kleinen Neſte, hört man bereits abwechſelnd deutſch, dalmatiniſch und italieniſch reden, und bekamen wir hier köſtliche Trauben und Feigen, zehn um einen Kreuzer. Das petraiſche Arabien iſt alſo zugleich das glückſelige, doch geht es durch die ſtets ſich geſtaltende Steinwildniß immer ſteiler hinauf, man merkt aber ſchon die Nähe der großen Hafen- und Handelsſtadt, denn lange Wagenzüge bedecken die herrliche Bergſtraße, und reiche Speditionsmagazine, Maſſen von Kiſten und Ballen zeigen ſich. Auf der Höhe von Optſchina (Öbſcina) angelangt, wird man allerdings für die bisherige Monotonie reichlich entſchädigt. Ein weites Amphitheater eröffnet ſich, und je weiter man abwärts rollt, — die Straße ſenkt ſich hier dem Meere zu — deſto ſchöner wird das Gemälde. Auf den Höhen ringsherum ſieht man Gärten und Landhäuſer; Trieſt mit ſeinen blendendweißen Häuſern taucht aus der Tiefe empor, es iſt an den Berg hinangebaut, der Pharus ſchimmert fern her, der Meerbuſen breitet ſich aus, wie Waſſervögel ſchwimmen die Kähne auf der blauen Fluth, das Ganze von glühendem Abendroth übergoſſen, gab ein ſehr ſchönes Landſchaftsbild, aber deliriren, wie ſo viele Reiſende hier pflichtſchuldigſt zu

thun pflegen, machte es mich nicht; man sieht den Golf von Triest, aber nicht das adriatische Meer; man sieht blos eine etwas breiter als gewöhnliche, doch begrenzte Wasserfläche, wenigstens konnte ich mit dem besten Willen nicht mehr sehen, hat ja Jeder seine eigene Pupille. Es dunkelte schon, im hellen Sonnenlichte sieht man vielleicht mehr Meer, gestaltet es sich vermuthlich erhabener. Es kömmt bei Landschaften, Gemälden, wie im Leben, Alles auf die Beleuchtung an. Wie Manches und wie Manche nimmt sich bei Lampenlicht anders, als am hellen Tage aus, anders im geputzten Salon, anders in der stillen Häuslichkeit. Im Zickzack, immer schneckenförmiger, rollt es noch beinahe anderthalb Stunden die Prachtstraße abwärts. Die klugen Leute, die ewigen Skeptiker, die im Schlafrock und in der Schlafmütze Alles besser verstehen wollen, haben eine Eisenbahn nach Triest wegen der schon von Laibach an beginnenden schroffen Steigungen und Windungen platterdings für eine Unmöglichkeit erklärt und die weisen Häupter mächtig geschüttelt, als dieses Projekt zur Sprache kam. In unsern Tagen, wo man einen Tunnel unter der Themse geführt hat, und gar einen von Dover nach Calais führen will, ist das Wort Unmöglichkeit aus dem Wörterbuche gestrichen. Es ist Vieles möglich, wovon, mit Hamlet zu reden, die klugen Leute sich Nichts träumen lassen, und wird noch Vieles möglich, wovon selbst die jetzige Mechanik und Chemie sich noch Nichts träumen läßt. Es ist allerdings für die, der österreichischen Regierung zu dauerndem Ruhme gereichende, nach so großartigen Prinzipien als Staatseisenbahn erklärte Route nach Triest eine schwierige Aufgabe, aber desto rühmlicher wird auch die

Löſung ſein. Unermeßlich werden die Vortheile ſein, die aus der Verbindung dieſer Seeküſte mit dem Herzen der Monarchie, mit dem Herzen Deutſchlands hervorgehen. Das Jahrhunderte lang nur fremder Hab- und Selbſtſucht fröhnende Deutſchland wird am allgemeinen Welthandel jenen Platz einnehmen, den es als ſelbſtändige Nation durch ſeinen Fleiß, durch ſeine Thätigkeit, durch ſeine Beharrlichkeit, durch ſeinen reichen Boden längſt einzunehmen verdiente. Iſt Deutſchland — im weiteſten Sinne, Norden und Süden, ſelbſt Ungarn mit eingeſchloſſen, trotz ſeiner ſchlechtverſtandenen Sucht, ſich zu iſoliren, immer mehr zu magyariſiren — einmal in den Stand geſetzt, ſeine reiche Produktion zu verwerthen, ſo dürfte auch die Zeit nicht fern ſein, wo die Deutſchen nicht mehr nöthig haben werden, ihre Heimath zu verlaſſen, nach fernen Himmelsſtrichen zu ziehen, in Amerika's Urwäldern oder Oſtindiens Glutſonne zu verſchmachten. Dies ſind keine Träume eines Sanguinikers.

Kaum in das Innere Trieſt's angelangt, tritt einem gleich das Charakteriſtiſche der Seeſtadt entgegen. Inmitten einer breiten Straße lagern in einem großen Kanale viele Schiffe mit einem Wald von Maſten. Wir ſchlugen unſer Lager im Hôtel Metternich auf und waren ſchnell heimiſch. Der große, auf Aktien gegründete Gaſthof, in dem ſchönſten Stadttheile unweit der ſehr belebten Mole, mehr ein Pallaſt, als ein Hôtel für Fremde, mit der Ausſicht auf den Hafen, bietet bei mäßigen Preiſen alle Komforts; die Zimmer ſind ſo elegant, als geſchmackvoll, die Bedienung ſorgſam, die Treppen und Korridore breit, der allgemeine Speiſeſaal groß und freundlich, die Speiſen ſelbſt ausgewählt; man ſieht und

fühlt den belebenden Geiſt des Wiener Pächters. Wir beſuchten noch, obgleich es ſchon neun Uhr war, das Theater, und waren noch ſo glücklich, ein und einen halben Akt einer Oper zu erhaſchen. Die Herbſtſtaggione hat gerade hier begonnen, es war eine Opera nuovissima, von einem jungen Kompoſitor; ſo viel ich hörte, war es eine Opera antiquissima von vielen alten Kompoſitoren, ſämmtliche Motive gute Bekannte, bis auf den friſchen Tenor, die Stimmen der Mitwirkenden nicht ſonderlich. Die Inſtrumentirung der Oper war ſo überſtark, Sänger, Sängerinnen und beſonders die Chöre ſchrieen und tobten ſo berſerkerwüthig, daß ich recht froh war, die erſten anderthalb Akte nicht gehört zu haben. Das Haus iſt blendend ſchön; Saal, Bühne, Dekorationen, Beleuchtung, alles reich und glänzend; — man iſt an der Schwelle Italiens.

Trieſt, das neue (das enge, alte, am Berg angeklebte, nur von der ärmern Klaſſe bewohnte, habe ich nicht geſehen), iſt ganz eben und ſymmetriſch; die nach dem Golf ausmündenden Straßen ſind breit und wie nach einer Linie gezogen, dabei ſehr reinlich und mit einem Straßenpflaſter verſehen, das als Gegenſatz von ſo vielen deutſchen Pflaſtern, z. B. Münchens, ſehr behaglich iſt; es muß das Eldorado der Pflaſtertreter ſein. Die Häuſer ſind in ſchönem Style, hier und da mit Säulen und Balkonen, durchaus heiter. Eines der neueſten Prachtgebäude iſt der Bazar mit ſeinen glasbedeckten Hallen, wie im Palais Royal; die Piazza della Borſa, der Korſo, die Piazza Grande, der Marktplatz, die Mole und die dem Hafen zunächſt gelegenen Straßen ſind die Hauptplätze; groß und weitläufig iſt das neue Trieſt noch nicht,

noch iſt es in der Entfaltung; der Hauptplatz und die Pulsader iſt die Piazza della Borſa mit dem ſchönen Börſengebäude, worin zugleich mehre merkantiliſche Inſtitute und ein Kaſino. Die eigentlichen Börſenſäle ſind im erſten Stock, von eilf bis ein Uhr Mittags offen; die untere Börſenhalle wimmelt den ganzen Tag von allerlei Volk, Europäern und Barbaresken, wie überall. Durch und durch Handels- und Seeſtadt, ſieht man hier nicht allein am Hafen, ſondern inmitten der Stadt Kauffartheiſchiffe, und überall iſt ein reges Leben, eine raſtloſe Thätigkeit ſichtbar; ein ewiges Auf- und Abladen aus und in den Magazinen, eine Völkervermiſchung, ein Sprachgewirre herrſcht hier, wie es natürlich nur da ſein kann, wo das Meer auf ſeinem Rücken die verſchiedenſten Produkte aller Zonen herbeiführt, und die verſchiedenſten Menſchen aus allen Himmelsgegenden, Amerikaner und Aſiaten, Europäer und Afrikaner zuſammenſtrömen, und Alle haben nur einen Zweck: Gewinn, und ſprechen Alle eine Sprache: Geld, und ſind friedlich und freundlich untereinander, unbekümmert, ob Der, mit dem ſie verkehren, einen Kaftan oder Frack, eine Mütze oder einen Turban trägt, Brama oder Jehova, Chriſtum oder Mahomed, die Sonne, den Mond oder welch' immer einen Fetiſch anbetet. Ich bin feſt überzeugt, daß, wenn ſogar ein deutſcher Philoſoph, der ſich ſelbſt anbetet, nach Trieſt käme, um Gewürze, Oel, Zucker und Kaffee, Baumwolle ꝛc. für baares Geld einzukaufen, er auf das allerfreundlichſte von ſämmtlichen Kaufleuten und Senſalen, Türken, Italienern, Algierern, Negern, Engländern ꝛc. empfangen würde; ſpekulative Theorieen über die Endlichkeit im Unendlichen, über die einzige Subſtanz des Idealismus, das ſich

ſelber ſetzende abſolute Ich könnte er freilich um keinen Preis verkaufen.

Trieſt, als großartiger deutſch-levantiniſcher Handelsplatz eigentlich noch jung, geht einer großen Zukunft entgegen. Durch ſeine Lage als nördlichſter Endpunkt des adriatiſchen Meeres ſtets begünſtigt, ſtieg es doch nur immer unter und mit dem Wachſen der öſterreichiſchen Macht, deren größten Hafen es bildet. So groß auch jetzt ſchon ſeine Bedeutendheit, ſein Antheil am Welthandel, er geht noch mit Rieſenſchritten vorwärts. Wenn auch je zuweilen unvermeidliche politiſche oder Handelskriſen, merkantiliſche Fluktuationen für den Moment lähmend auf dieſen Platz einwirkten, ein Phönix, verjüngt, gekräftigt erhebt er ſich immer aus ſeiner Aſche. Dieſe regenerirende Kraft zeigen die verſchiedenen Phaſen ſeiner Handelsgeſchichte, beſonders ſeit dem Schluſſe des 18. und Beginn dieſes Jahrhunderts bis heute, zeigen die merkwürdigen Handelsepochen Trieſts, die ich hier nach Coſta's gediegenem, bis 1835 reichenden ſtatiſtiſchen Werke: „Der Freihafen von Trieſt," dann aus dem Journale des öſterreichiſchen Lloyd und andern mir gewordenen Daten im Auszuge mittheile.

Durch Kaiſer Karl's VI., der großen Thereſia und der nachfolgenden Monarchen im gleichen Geiſte getroffenen Verfügungen, den ächt kaiſerlichen Unterſtützungen und Privilegien, die dem Freihafen von Trieſt zu Theil wurden, ſtand derſelbe gegen das Ende des Jahres 1794 den akkreditirteſten Handelsplätzen der Welt nicht nach, zumal im Speditions- und Zwiſchenhandel mit der Levante, mit Weſtindien, Italien, Deutſchland und den nördlichen Staaten von Europa. Der

nicht nur in die Levante, ſondern auch nach Amerika und Indien gehende Seehandel wurde nicht nur mit eigenen Fahrzeugen der Trieſter Handelsleute, ſondern auch durch engliſche, holländiſche, franzöſiſche, griechiſche, türkiſche, däniſche, ſchwediſche, amerikaniſche und dalmatiniſche Schiffe betrieben.

Die franzöſiſche Revolution und der franzöſiſch-engliſche Seekrieg, welche energiſche Maßregeln gegen Feindesgefahr, zur Beruhigung der Trieſter Kaufleute und zur Beſchützung des ſo blühenden Handels dieſes Platzes, erheiſchten, und welche im Seehandel wohl im Allgemeinen eine Stockung hervorgebracht hatten, öffneten dem Handel von Trieſt nichts deſto weniger, und zwar ganz unerwartet, eine neue Schleuſe, indem die Sperre der meiſten Hafen und die Unſicherheit der See die Handelsleute zwang, zu Landwegen die Zuflucht zu nehmen, und alle italieniſchen und levantiniſchen Handelsartikel, als: Oel, Zantiſche und Smyrna-Korinthen, Smyrna-Cibeben, Baumwolle, Puglieſer Mandeln, Gallus, Kapern und Olivenöl, Gummi, Zitronen, Lorbeeren, Pomeranzen- und Zitronenſchalen und dergleichen Artikel mehr, welche Breslau über Hamburg bezog, kommittirte es nun von Trieſt, und ließ ſolche zur Achſe auf dem kürzeſten Wege kommen. Der Trieſter Handelsmann bezog gleichfalls, und zwar aus demſelben Grunde, die oſt- und weſtindiſchen Produkte zu Land, meiſtens über Breslau und Hamburg, wodurch ein gegenſeitiger Wechſelverkehr entſtand, zu welchem ſich noch ein Kommiſſionshandel geſellte, indem der Trieſter Kaufmann italieniſche und levantiniſche Waaren nach Breslau, der Breslauer Handelsmann aber oſt- und weſtindiſche Produkte auf Spekulation nach Trieſt verſandte. Die franzöſiſche

Invaſion von 1797 brachte aber große Störungen, die reichſten Kaufleute flüchteten ſich, drei Millionen Lire mußten als Kontribution entrichtet werden, Magazine und Waaren wurden theils geſperrt, theils konfiszirt, der ganze Verkehr gehemmt. Der Friede von Campo formio führte die alte gute Ordnung unter Oeſterreichs milder Regierung wieder herbei, die Wunden fingen an zu vernarben, der Handelsgeiſt lebte auf, die Auflöſung der Republik Venedig, die Gewinnung der venetianiſchen Küſtenländer, Iſtrien und Dalmatien, welche kühne und erfahrene Seeleute liefern, trugen auch nicht wenig zum Emporkommen des Hafens von Trieſt und zur Ausdehnung des Küſtenhandels bei. In den folgenden Jahren bis 1804 wies die Handelsbilanz im Durchſchnitte über 55 Mill. Gulden Ein- und Ausfuhr aus. Napoleon's Prohibitiv-Syſtem förderte die Konkurrenz am Trieſter Platze und insbeſondere den Tranſitozug über Trieſt durch die öſterreichiſchen Provinzen, weil jenes Syſtem faſt in allen Seehäfen des Kontinents bereits gehandhabt wurde, nur in Oeſterreich nicht, namentlich war die Sperre der Häfen am nordiſchen, baltiſchen und ſchwarzen Meere dem Tranſithandel von Trieſt günſtig. Es war für dieſe Stadt die glänzendſte Handels-Epoche, und die Einwohner, voll des kühnſten Unternehmungsgeiſtes, knüpften die ausgebreitetſten Handelsverbindungen an; aber 1805 kam die zweite franzöſiſche Invaſion; franzöſiſche Marſchälle und Generalagenten requirirten und preßten nach Herzensluſt; Maſſena, Solignac, Seras u. A. übertrafen ſich an Raub- und Habſucht, die Opfer, die man dieſer Handelsſtadt abzwang, betrugen 8 Millionen Gulden, wovon der größte Theil, wo nicht Alles, die Kaufleute traf, bis der

Preßburger Friede Erlöſung brachte. Um den Wohlſtand wieder zu heben, griff die öſterreichiſche Regierung den Trieſter Handelsleuten mit einem Darleben von 3 Millionen unter die Arme, durch den Preßburger Frieden wurde die Grenze der Monarchie mehr an Trieſt, nämlich an den Iſonzo gerückt, der früher zu Venedig gehörige Bezirk Monfalcone wurde gewonnen, was für Trieſt's Handelsverhältniſſe um ſo günſtiger wirkte, weil nun ſelbſt die nächſten, der Handelskonkurrenz gefährlichen Seehäfen des adriatiſchen Meeres von den Franzoſen in das Kontinental-Syſtem einbezogen wurden, zudem bot die allgemeine Blokade dem faſt nur allein noch offenen Freihafen von Trieſt große Vortheile dar. Auf die Dauer dieſer Verhältniſſe bauend, unternahmen die Trieſter Kaufleute die gewagteſten Spekulationen in Baumwolle und Kolonialwaaren, allein ſie hatten ſich gewaltig verrechnet, denn im Sommer 1808 wurde der Markt von Smyrna für dieſe Artikel plötzlich gegen alle Erwartung wieder eröffnet; in Hamburg, Köln und Kopenhagen verſteigerte man beträchtliche Quantitäten von Kolonialwaaren, und die Kaper in der Nordſee nahmen ſo viel mit ſolchen Produkten beladene engliſche Schiffe, daß deshalb Zucker und Kaffee in Rußland niederer im Preiſe ſtanden, als in Trieſt, und daher von dort über Brody bezogen wurden. Die Trieſter erlitten ſehr empfindliche Verluſte. Noch empfindlicher war die Beſitzergreifung Trieſt's durch die Franzoſen 1809. Trieſt war unglückſeligerweiſe einer jener Punkte, welche Napoleons Kontinental-Syſtem Trotz zu bieten ſchienen, daher alsbald mit um ſo größerer Erbitterung an die Zugrunderichtung dieſes blühenden Handelsplatzes Hand angelegt wurde. Nun kamen

die franzöſiſchen Kommiſſionen, Konfiskationen, die Kontributionen, die Waarenverbrennungen, die Sequeſtrirungen ꝛc. Napoleons Prokonſuln wirthſchafteten fürchterlich, um — ſich an den Engländern zu rächen. Die Entwerthung der Bankozettel machte das Maß voll. Der Hafen von Trieſt war kein Freihafen mehr, ſein Handel hörte auf. Von der Meerſeite in Blokadeſtand geſetzt, von Oeſterreich, Ungarn und den rückwärts gelegenen Provinzen durch den Wiener Frieden losgeriſſen, kam es immer mehr in Verfall, die Dekrete aus dem Pallaſte der Tuillerien enthielten große Verſprechungen, die nie realiſirt wurden, zudem denervirte das drückendſte franzöſiſche Mauthſyſtem. Vom 24. Juni 1809 bis 16. Januar 1811 mußten drei Aſſekuranzgeſellſchaften und einundſechszig Handelshäuſer ihre Geſchäfte einſtellen. Alles, was ſeit 1717 unter der wohlwollenden öſterreichiſchen Regierung aufgebaut wurde und den Freihafen von Trieſt zu einem höchſt bedeutenden Range in der Handelswelt erhob, verſchwand in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren gänzlich. Trieſt, das 1808 eine Bevölkerung von 33,060 Einwohner zählte, hatte im Jahre 1812 nur noch 20,633, wie im Jahre 1777; von neunhundert großen Kauffartheiſchiffen, welchen der Handel von Trieſt vor der Abtretung an Frankreich Beſchäftigung gab, waren nur zweihundert im Hafen ſichtbar; die Handelsbilanz war ſo tief geſunken, daß ſie im Jahre 1813 nur noch 2,380,232 Gulden Ein- und Ausfuhr betrug. Die Beſitznahme Trieſt's durch die öſterreichiſchen Truppen im November 1813 und der Pariſer Friede von 1814, der das ganze Litorale wieder an Oeſterreich brachte, verlieh neues Leben dem erſtarrten Freihafen,

es traten die ehemaligen Verhältniſſe ein, und wiewohl noch Rückwirkungen ſtattfanden, mancher Handelszweig während der Leidensperiode andere Auswege geſucht hatte, fing doch wieder eine neue Aera für Trieſt an. Schon im Jahre 1814 ſtieg der Verkehr auf fünfundfünfzig Millionen, die Einwohnerzahl 1815 auf 36,000. Welche Ausdehnung der Handel dieſes Platzes in der neueſten Zeit gewann, wie ſehr ſein Flor und ſeine Bevölkerung zugenommen, geht aus folgenden offiziellen Angaben hervor. Nach der letzten Zählung 1842 beträgt die Einwohnerzahl der eigentlichen Stadt, ohne des dazu gehörigen Gebietes, 54,259, und zwar 49,608 Katholiken, 161 Lutheraner, 242 Reformirte, 147 Anglikaner, 1516 Griechen und 2,555 Israeliten; die Durchſchnittsſumme der Handelsbilanz vom Jahre 1832—1842 gibt für jedes Jahr 57,300,000 Gulden; die neueſten Handelstabellen von 1832—1842 weiſen aus, daß der Küſtenhandel ſich im Laufe von zehn Jahren faſt verdoppelte, ein Beweis der fortſchreitenden Produktion; der Handel mit Braſilien zeigt ebenfalls ein fortwährendes Steigen, mit den Vereinigten Staaten ein Gleichbleiben, mit der Levante, oder eigentlicher zu ſprechen, mit dem türkiſchen Reiche, zwar kein ungünſtiges Reſultat, doch mehr Fluktuationen, mit Griechenland eine ſtete Progreſſion, ebenſo mit dem Kirchenſtaat, Neapel und Sizilien; in Abnahme iſt der Verkehr mit England, da wir uns nach und nach von ſeiner Handelsvermittelung emanzipiren; noch geringer dürfte die Einfuhr von dort werden, wenn einmal die vielen Maſchinen und Rails für die Eiſenbahnen noch mehr abfallen werden; von Frankreich und Holland werden nur der eventuellen niedrigen Preiſe wilien Zucker und

Baumwolle bezogen, die Ausfuhr nach der Levante und Egypten iſt innerhalb gewiſſer Gränzen ſich gleich geblieben. Stillſtand iſt aber Rückſchritt. Sie dürfte lebhafter werden, wenn Egypten wieder der Kultur ſeines reichen Bodens ſich befleißigen und die Türkei ein mehr geregeltes Geldſyſtem haben wird. Erfreulich iſt es, daß die Ausfuhr nationaler Erzeugniſſe ſich bedeutend vermehrt, beſonders in den Artikeln: Papier, Feldfrüchte, Quinkaillerie-Waaren, Mehl und inländiſchen Manufakturen.

Die amerikaniſche Kriſis im Jahre 1837—1838, durch die wildeſten Spekulationen in Ländereien, durch den ungeheuren Schwindel der dortigen Banken endlich zur Exploſion gelangt, hat auch auf Trieſt einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt, um ſo mehr, als man anfangs nicht darauf achtete, und durch das ſich gleich bleibende Vertrauen der Wiener Banquier-Häuſer in der Ausdehnung der Geſchäfte ſich nicht mäßigte. Als nun durch die amerikaniſche Verwirrung, durch eine Stockung in den Fabriken, durch den verminderten Verbrauch der Rohſtoffe, die Entwerthung aller Waaren, ſowie durch die politiſchen Ereigniſſe des Jahres 1840 eine allgemeine Handelskriſe ausbrach, war ſie für Trieſt um ſo fühlbarer. Die Verminderung in der Zirkulation der Wiener Banknoten, die dadurch herbeigeführte Beſchränkung des Trieſter Kredits haben momentan allerdings in dieſer Handelsſtadt allerlei Verlegenheiten herbeigeführt, aber die Hemmung war nur momentan, bald iſt Alles in die alte Bahn zurückgekehrt, und ſelbſt die Lehre, ſich vor allzugroßer Thätigkeit zu bewahren, kann für die Folge nur von Nutzen ſein. Daß die harte Kriſe wirklich überſtanden, die Beſſerung wirklich eingetreten iſt,

beweiſet am ſchlagendſten der Ausweis des vierten Trimeſters 1842 gegen den gleichen Trimeſter 1841. Im vierten Trimeſter 1841 betrug die Einfuhr 49,000,000, die Ausfuhr 37,500,000, im Jahre 1842 die Einfuhr 57,500,000, die Ausfuhr 41,288,000; der Geſammtverkehr, Ein- und Ausfuhr, zur See und zu Lande in Trieſt im Jahre 1842 betrug die bedeutende Summe von 154,218,000. Trieſt iſt, wie früher, der erſte Hafen einer großen, mächtigen und reichen Monarchie, zugleich ein Hafen des deutſchen Bundes, und als ſolcher berufen, den Handel Deutſchlands, des Zollvereins im Süden zu vermitteln, dieſem Süden und Oſten des Erdballes aber näher gerückt durch die unberechenbaren Erfolge der Dampfſchifffahrt. Die reichen Provinzen des türkiſchen Reiches, Egypten, die bevölkertſten Länder Aſiens, Indien, ſelbſt China und der indiſche Archipel ſtehen ihm heut zu Tage näher, als noch vor wenig Jahren die Vereinigten Staaten, ja mehrere Staaten des nördlichen Europa geſtanden haben. In einem Zeitalter, welches eine ausgeſprochene Tendenz für Zeiterſparung kund gibt, iſt es unmöglich, daß der kurze Weg über das rothe Meer aus Indien nach dem ſüdlichen Europa lange unbetreten bleiben könne. Welche Hülfsquellen bieten ſich für den deutſchen Handel, für eine deutſche Flotte, in dieſem ſeinem einzigen Hafen im Süden, welch eine Zukunft blüht für Trieſt durch einen nicht im Reiche der Unmöglichkeit liegenden öſterreichiſch-italieniſchen Zollverband (Unione dogonale Austro-Italico), durch die nahe Ausführung eines Kanales von Suez nach Damiette, durch die großartige Richtung der Staatseiſenbahn, welche dieſe Küſte mit dem Zentralpunkte der Monarchie, mit der

Donau, dem Main, Rhein und Elbe verbinden wird, beſonders da Trieſt's Mangel aller Waſſerverbindung mit dem Binnenlande ſtets ſo ſchmerzlich entbehrt wurde, eine Eiſenbahn Das gewährt, was ein großer ſchiffbarer Strom nur immer bewirken kann; doch mögen die Kaufleute Trieſt's auch nicht immer unbillige beſchränkende Differentialzölle verlangen.

Der Handel iſt aber auch der Haupthebel, der hier Alles bewegt. Das ſchönſte Gebäude iſt das Börſengebäude mit der Statue Leopolds I. Es exiſtiren gegen zwanzig Aſſekuranzgeſellſchaften; es iſt ſogar eine nautiſche Hochſchule da. Minerva hat nur ein kleines Kabinet mit einer beſcheidenen Bibliothek; Kunſtſammlungen ſind keine da. Wo iſt die Akademie der ſchönen Künſte? frug ich die Frau des Kaufmanns P...., nachdem wir mit dieſer liebenswürdigen Familie das Zollhaus, die Schiffbauwerfte, den Hafen, das kaufmänniſche Kaſino, den Bazar, die Quarantaine, das Amphitheater und den Leuchtthurm beſehen hatten. „Nostra academia delle belle arti è la borsa," (Unſere Akademie der ſchönen Künſte iſt — die Börſe) antwortete lächelnd die geiſtvolle Trieſtinerin. Es gibt keine treffendere Charakteriſtik. Trieſt iſt noch nicht Italien, und ſchon nicht mehr Deutſchland; ſelbſt das Klima iſt ſüdlich-nordiſch, der Feigenbaum und die Eiche ſtehen brüderlich nebeneinander; man ſpricht italieniſch, aber auch viel deutſch; hat Oefen und Kamine, Doppelfenſter und Marmorböden, und verbindet deutſchen Fleiß mit italieniſcher Lebhaftigkeit. Die Kaffeehäuſer, in denen zugleich Geſchäfte gemacht werden, ſind zahlreich und ſehr elegant; man ſitzt auf dem Vorplatz im Freien unter Zeltdächern, lieſt Zeitungen, ſchlürft Mokka, ißt Gefrornes

und — handelt. Die Kaufladen ſind mit den ſchönſten ausländiſchen Waaren gefüllt; die Promenaden, beſonders am Korſo, belebt und glänzend; man ſteht zeitig auf, wie in Deutſchland, und geht ſpat zu Bette, wie in Italien; es herrſcht große Reinlichkeit, wie in Deutſchland, und die Mücken ſtechen, wie in Italien. Es iſt der Uebergang; blos das Theater iſt ganz italieniſch, auf dem Parterre gehen die Zuſchauer mit den Hüten auf den Köpfen konverſirend auf und ab, wie auf einer öffentlichen Promenade, während die Sänger auf der Bühne raſen.

Das Amphitheater Mauroner iſt groß und beſonders breit; da wir es nur am Tage beſahen, leer, brachte es natürlich die Illuſion und den Effekt nicht hervor, den es, in ſeinen Räumen gefüllt und in der Beleuchtung bewirken muß; es wurde gerade Probe gehalten, und wir ſahen den ehrwürdigen Oberprieſter der Gothen und den Römer Sever in Nankinbeinkleider, Norma und Adelgiſa mit Strohhut und Mantille. Es iſt in architektoniſch edlen Verhältniſſen gebaut; außer dem Parterre laufen noch ringsherum acht Reihen Sitze, die ſich ſtufenweiſe erheben; Bogen ſind keine. Eine beſonders ſcharf ausgeprägte italieniſche Phyſiognomie hat der gewühlvolle Marktplatz mit ſeinen Maſſen von Südfrüchten und Fiſchen, die hier feilgeboten werden, ſeinen Verkäuferinnen und den Männern, die hier den Einkauf für die Küche beſorgen. Auf den Höhen um Trieſt und am Meere ſind Manderien und Villen, kleine und große Landhäuſer; unter den letzten beſonders die Villen Montfort, Bacciocchi und Mürat, welche aber jetzt an Fremde vermiethet ſind. Ein fataler, ſehr zur Unzeit eingetretener Regen verhinderte

uns, ſowohl dieſe Villen der Bonapartiden zu beſehen, als es mir empfindlicher war, das Grab und Denkmal des hier von dem Böſewichte Arcangeli ermordeten Winkelmann nicht beſuchen zu können; es befindet ſich in der Kirche St. Giuſto, am Kaſtell, alſo in dem entlegenen alten Stadttheile, und heute Nacht ſegeln wir ſchon mit dem gerade abgehenden Dampfboot nach Venedig.

II.

Venedig.

Fulton for ever! Geſtern Abends 9 Uhr hörte ich noch im Gaſtzimmer in Trieſt ein geiſtreiches Geſpräch zwiſchen zwei Mäklern über die Vortrefflichkeit der Mako gegen die Kaffaber, Kirkagazer, Mazedonier und noch eine Menge anderer Baumwollen, über den Unterſchied des ordinären Kaffee von St. Jago, die Kuba und Mittel-Havanna, hörte ſie ſeufzen über die niedern Preiſe von Roccoli di Levante und Guatemala-Indigo, und wie die jetzige Generation ſo moraliſch verderbt ſei, daß ſie durchaus nur ungemiſchte perſianiſche Kreuzbeer kaufen wolle, worüber mir wirklich die Haut ſchauderte, las noch den neueſten Oſſervatore trieſtino —

und heute neun Uhr Morgens habe ich bereits auf dem Markusplatz ein halb Dutzend Mignontäßchen ſchwarzen Kaffee zu mir genommen und die neueſte Gazetta di Venezia geleſen.

Um von Trieſt hierher zu kommen, hat man ſonſt zu Lande und zur See beinahe drei Tage gebraucht, wozu nun acht bis neun Stunden erforderlich ſind, und jetzt wird ein großes eiſernes Dampfboot gebaut, das die Fahrt in ſechs bis ſieben Stunden machen will; man hatte ſonſt nur ein kleines Schiff, Trabaccolo, das öfters Schiffbruch litt. Die erſte Dampfſchifffahrt zwiſchen Trieſt und Venedig errichtete, ich glaube 1820, ein Engländer, Morgan; jetzt durchſchneiden neunzehn Dampfſchiffe des öſterreichiſchen Lloyd und der Donau-Geſellſchaft regelmäßig das Meer und die Donau bis Konſtantinopel und Alexandrien, ohne die Handelsmarine, die am Schluſſe des Jahres 1842 527 Schiffe mit 146,337 Tonnen Gehalt zählte. Nach der letzten, in der Generalverſammlung am 27. April 1843 gegebenen Ueberſicht haben im Jahre 1842 die Dampfſchiffe der Lloyd Aktiengeſellſchaft blos zwiſchen Trieſt und Venedig in 55 Fahrten 14,698 Reiſende verſchifft, an Geld und Koſtbarkeiten 6,720,034, an Waaren 10,366 Zentner. Die Einnahme betrug auch blos auf dieſer Route 119,001 Fl. 24 Kr. — Fulton for ever! Es hat nur zwei Wohlthäter der Menſchheit in dieſem Jahrtauſend gegeben, welche Monumente verdienten: Jenner, welcher die Kuhpockenimpfung, und Fulton, der die Dampfmaſchinen erfand. Durch die Erfindung der Dampfſchifffahrt hat erſt die Schifffahrt überhaupt ihre Vollendung erhalten. Eine Seereiſe, was war dies nicht noch vor fünfundzwanzig Jahren für ein Wagſtück; mit welchen Gefahren, mit welchen

Mühen, ſelbſt mit welchem Zeitverluſt verbunden, da man blos von den Launen der Winde und Wellen abhing, bald windfeiern, bald laviren, bald den Stürmen trotzen, immer nur auf's Ungefähr dem gefährlichen Elemente ſich vertrauen mußte. Wie ganz anders iſt dies jetzt; mit welcher Zuverſicht beſteigt man das Schiff. Das Element des Feuers hat das Element des Waſſers unterjocht; unter dem Ziſchen der Flamme beuget ſich unterthänig die Wuth der Wogen; mit dem feſtgeſetzten Glockenſchlage geht man in den eleganten Salen des Dampfboots, mit dem feſtgeſetzten Glockenſchlage iſt man an dem Orte ſeiner Beſtimmung, an fernen Küſten, unter andern Menſchen, in einer andern Zone — Alles durch ein Bischen Kohlen, durch ein paar Röhren und eiſerne Räder. Der Franzoſe hat Recht, der geſagt hat: „Ehemals iſt der Ruhm Rauch geweſen, jetzt iſt der Rauch Ruhm geworden.“ Aus dem Schlot heraus ſtrömt der Genius des Jahrhunderts — der allgewaltige Dampf! — Eins iſt noch das Alte geblieben — die Seekrankheit; ach, wie iſt mir ſo übel, wenn ich mich erinnere, wie übel mir war. — Der Himmel war ganz ſchwarz, kein Sternchen ſichtbar, die Luft ſchwül, ein dumpfer Donner rollte in der Ferne; nur das Glühen des Leuchtthurmes, einzelne Blitze erhellten die Waſſerfläche, als wir geſtern um halb zehn Uhr am Bord des Dampfſchiffes Mitrowski kamen. „Haben wir bei dieſem Unwetter doch eine gute Fahrt zu erwarten?“ frug ich den Steuermann, der ganz apathiſch bei der Buſſole ſtand, ſein kurzes Pfeifchen ſchmauchend. „Si signore, ballaremmo un poco“ (Ja, Herr, wir werden ein wenig tanzen), antwortete der alte Seemann. Das iſt ein ſchlechter Troſt für uns Landratten, dachte ich heimlich.

In den Kajüten im Mittelraum — das Damenzimmer iſt von dem der Männer durch einen ſchmalen Gang geſchieden, — machten wir es uns in dem elegant eingerichteten Lokale, bei den beſtimmten Schlafplätzen, kleinen gutgepolſterten Wandvertiefungen bequem; bald füllte ſich der Raum, denn der Regen goß in Strömen, und es konnte Niemand von den Paſſagieren auf dem Verdeck bleiben. Das Schiff ſetzte ſich in Bewegung, der Boden tanzte unter unſern Füßen. Als wir aber nach ungefähr einer Stunde weiter hinaus auf's hohe Meer kamen, wurde das Schwanken und Schaukeln immer ſtärker; die zürnenden Wogen donnerten an die Wand des Schiffes, das bald auf-, bald niederflog. „Abbiamo solamente una borasca," ſagte mir Schwindelndem tröſtend ein Nachbar, ein dicker Raguſaner. Im Damenzimmer begann es ſehr lebendig zu werden. Das Mal di Mare griff zuerſt das zartere Geſchlecht an; man hörte ein allgemeines Aechzen und Stöhnen in den verſchiedenſten Idiomen und Tonleitern. „Oh, oh, au secours!" rief hier eine bleiche Franzöſin; „Ah, ah, ahimé, ajutatemi!" dort eine noch bleichere Venetianerin; „Ach, ach, ich ſterbe!" jammerte eine Deutſche, dazwiſchen der den Leidenden immer beiſtehende Kameriere, ein alter biederer Matroſe, der geſchäftig hin und her lief, Waſſer, Kaffee und Becken präſentirte, zwiſchen den dünnen Klagſtimmen beſtändig: „Corraggio signora, corraggio signora!" im tiefſten Baſſe brummte, und draußen heulten die losgelaſſenen Elemente, und das Schiff ſchien in ſeinen Fugen zu krachen. Es war eine allgemeine Anarchie eingetreten; es gab kein Damenzimmer mehr, Alles wie in der Arche Noah untereinander, mitunter in den eigenthüm-

lichſten Nachttoiletten; — es war ein hübſches Seeſtück. — Erſchöpft ſchliefen wir endlich lange nach Mitternacht ein; als ich nach mehreren Stunden erwachte, war mein Unbehagen verſchwunden. Es war fünf Uhr, ich ſtieg auf's Verdeck, Sturm und Regen hatten aufgehört, doch ging die See noch etwas hohl; die friſche Seeluft erfriſchte mich ungemein, noch war es dunkel, die Wellen phosphoreszirten, da begann es zu tagen; — am Rande des unermeßlichen Horizontes röthete es ſich immer mehr, die Luft war ſcharf und klar. Da lag es vor mir, das heilige, göttliche, unermeßliche Meer, der Athem der Erde; da ſah ich es zum erſtenmal in ſeiner Wirklichkeit, groß und erhaben, nicht wie von Optſchina, in der Einbildung und in der Vogelperſpektive; und je höher ſich die Sonne in Oſten erhob, je mehr die Nachtnebel wichen, deſto größer und erhabener lag es vor mir da. Jetzt begriff ich die Worte der Bibel: „Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde, die Erde aber war öde und leer und Finſterniß war über dem Abgrunde und Gottes Hauch ſchwebete über dem Waſſer. Und Gott nannte das Trockene Erde und die Waſſerverſammlung nannte er Meer.“ — Der Geiſt Gottes ſchwebt noch über das unendliche, ewige, freie Element, das noch dahinwogt in ſeiner ſchäumenden Größe, in ſeiner urweltlichen Geſtalt, hell und rein, wie am Tage ſeiner Schöpfung, während die kleinere Erde immer in ihren Formen wechſelt und mit Ruinen bedeckt iſt, — und ſchön iſt es, unausſprechlich ſchön! Blauer, als das Blau des Aethers, ſind ſeine Wellen, in ſeiner Tiefe ſchlafen Welten, und auf ſeiner Fläche ſpiegelt ſich der Sonne Strahl! — Raſch durchſchnitt das Schiff die Wogen; bald ſahen wir Venedig aus

dem Meere hervorſteigen mit ſeinen Thurmſpitzen und Kuppeln, und abermals muß ich es geſtehen, daß dieſer Anblick meine Erwartung nicht übertraf. Ich ſah eine dicht an der See angebaute, nicht in der See liegende Stadt; in der Entfernung ſieht man auch nur eine Menge von Gebäuden, daß dieſe nur auf Waſſer ruhen, von allen Seiten im Waſſer ſtehen, mein Waſſerſtraßen haben, kann man von der Ferne nicht ſehen. Venedig präſentirt ſich wie jede Seeſtadt, zu der man von der Waſſerſeite kommt; das Sonderbare und Wunderbare liegt nicht ſo ſehr in dem erſten Anblicke ſelbſt, als in unſerer hiſtoriſchen Kenntniß dieſer Stadt, in dem Bilde, das ſich unſere Phantaſie davon gemacht. Erſt bis man in den Kanale grande einlauft, aus dem Schiffe in die Gondel ſteigt, dann in kleinere Kanäle einbiegt, in's Innere anlangt, immer nur ſchiffend, an ſo vielen Häuſern und Pallaſten vorüber, die tief im Waſſer ſtehen, nur ſchwarzen Gondeln begegnet, kein Wagengeraſſel, nur Ruderſchläge vernimmt, und den monotonen Ruf der ſich ausweichenden Gondoliere und Barkenführer, dazu nur Seewaſſer-, Pech- und Fiſchgeruch einathmet, nur Bäche ſieht, welche hier Gaſſen, und Teiche, welche Plätze heißen, — da wird einem etwas unheimlich und melancholiſch zu Muthe, und erſt nach und nach begreift man dieſen ſeltſamen Wunderbau, oder begreift ſie eigentlich nicht, dieſe tolle Kapritze der Menſchen, mitten im Meere ſich anzuſiedeln, Rieſenmauern im Waſſer zu errichten, um ſich gegen die ewig heranbringenden Sturmfluthen zu ſchützen. So koloſſal auch die Murazzi, dieſe kühnen, von Giganten erbauten Rieſendämme aus Quadern ſind, die der Natur Trotz bieten ſollen, um die Braut des adriatiſchen

Meeres zu ſchützen vor der Umſchlingung des wäſſerig-feurigen Bräutigams, ſo kann er ſie doch einſt bewältigen, die heran-dringende Sturmflut über das Menſchenwerk ſiegen.

Erſt auf dem Markusplatze angekommen, zu dem natürlich jeder Reiſende gleich ſeine Schritte lenkt, ſobald er nur ein wenig auf feſtem Boden ſteht, ſieht man, daß man nicht blos in einer zufällig überſchwemmten Stadt, ſondern in dem welthiſtoriſchen Venedig iſt. Venedig und Markusplatz, Markusplatz und Venedig ſind eigentlich ganz identiſch, jede Stadt hatte ihren großen Platz, aber einen Markusplatz hat keine zweite Stadt, und auch Venedig hat nur einen, überhaupt ſonſt gar keinen Platz, dazu ſieht er noch jetzt ſchöner aus, als in den blühendſten Zeiten der Republik, als noch Venedig die Königin des adriatiſchen Meeres hieß, der Doge ſich mit der Waſſerbraut vermählte, der Rath der Zehne und die politiſche Inquiſition ihr geheimnißvolles Weſen trieben; er ſieht ſchöner aus, denn Napoleon, der ſo Vieles niedergeriſſen, hat die, die Symmetrie des Platzes ſtörende Kirche des Geminian's abreißen und durch die Fortſetzung des Gebäudes der neuen Prokurazien dem Ganzen das Siegel der Vollendung aufgedrückt. Es iſt kein Platz, es iſt ein großer ovaler Prachtſaal, und da kein Reiter und keine Wagen hier zu ſehen ſind, er von allen Seiten durch, an architektoniſcher Schönheit ſich auszeichnende, Gebäude beinahe umſchloſſen iſt, ſo ſieht er auch mehr einem geſellſchaftlichen Salon, als einer Straße ähnlich. Lady Bleſſington erzählt von einem engliſchen Kinde, welches, als es dieſen Platz zum erſtenmale ſah, die Mutter fragte: ob die Leute ihn alle Tage ſehen dürften, oder nur Sonntags. Der Markusplatz iſt Markt, Platz,

Verſammlung, Promenade, Börſe, Unterhaltung, Heimath des Venetianers; ehemals war er auch der Schauplaz der Politik, der Abenteuer und der Intriguen. Staatsinquiſitoren, Senatoren in langen ſchwarzſeidenen Talaren, Nobili in weißen Taffimänteln, Federbaretten und Fächern in der Hand, mit dem ſchwarzen Zendale oder mit Sammtmasken verhüllte Frauengeſtalten, ernſt blickende, gravitatiſch einherſchreitende Patrizier, lauernde Banditen mit Dolchen, ſpizbübiſche Sbirren in rothen Tabarren, Pharaobanke, ſieht man freilich nicht mehr, ſondern Alles ſieht ganz modern ziviliſirt aus; der Plaz iſt der alte, die Staffage iſt eine andere; es promeniren Elegants und Damen nach dem Koſtüm der neueſten Wiener und Pariſer Modejournale, Offiziere verſchiedener Waffengattungen warten auf die Wachparade, vor den kleinen Kaffeehäuſern ſizen Gäſte mit großen Zeitungsblättern, und an der Ecke des Dogenpallaſtes, dem Meere zu, iſt die öſterreichiſche Militärhauptwache, wie gewöhnlich mit Kanonen vor der Barriere — und die hohen Pili, die drei Standarten, rothe Maſtbäume, einſt mit den Sinnbildern der ehemaligen Herrſchaft der Republik über Morea, Kandia und Cypern geſchmückt, blicken ganz freundſchaftlich auf die kaiſerlichen Kanonen. Das romantiſche Epos hat ſich in dürrem Kanzleiſtyl aufgelöst. Der Dogenpallaſt, daneben der Markusdom mit dem in Gold und Ultramarin ſtrahlenden Uhrthurm, die alten und neuen Prokuraziē mit ihren Säulenhallen, und der an der Stelle der alten Kirche die Schlußdekoration formirende Pallaſt bilden die vier Seiten des Platzes, der oben breiter iſt, als unten. Ganz iſolirt ſteht der Thurm von St. Marko, der rieſige Kampanile.

Es iſt wahr, was ſo Viele ſchon geſagt haben, das Ganze ſieht orientaliſch-occidentaliſch aus. An der Ecke des Dogenpallaſtes und der neuen Prokurazien breitet ſich die Piazzetta aus mit der offenen Ausſicht auf das Meer. Hier ſtehen die zwei koloſſalen Säulen, die republikaniſchen Trophäen, mit dem geflügelten Löwen und der Statue des h. Georg. Es war recht hübſch konſequent von der alten Republik, daß ſie den Gründer des Dogenpallaſtes, Marino Falieri, köpfen, und den Erbauer desſelben, den Architekten und Bildhauer Filippo Calendario, zwiſchen dieſen Säulen hängen ließ. Sämmtliche Gebäude ſind ringsum mit ineinander laufenden Portiken umgeben, wo die Kaffehäuſer, die Waarengewölbe, die Moden-, Kunſt- und Glashandlungen, die Wechſel-, Lotto-, Mandoletti- und andere Boutiquen, nebſt freiſtehenden Tiſchchen ſind, wo Allerlei feilgeboten wird: Muſcheln, Heiligenbilder, Antikaglien, Theaterbillets ꝛc. ꝛc. Hier geht es beſonders Abends, wo die ganze elegante Welt promenirt, von den Seitengäßchen, von den Mercerien Alles hier zuſammenſtrömt, äuſſerſt lebendig zu. Die Beleuchtung iſt ſehr gut, doch wird die Gasbeleuchtung, die jetzt gerade hier verbreitet wird, dem Ganzen noch ein zauberiſcheres Licht verleihen; die alte Republik hätte freilich ein ſo helles Licht nicht immer vertragen können; die Inquiſition und die Bravo's liebten das Halbdunkel, das Geheimnißvolle. Durch die Gasbeleuchtung und die Eiſenbahnbrücke über die Lagunen nach Meſtre, wodurch die Verbindung mit dem feſten Lande leichter wird, gewinnt Venedig unſtreitig viel; ſelbſt die Lebensmittel werden durch die ununterbrochene Kommunikation mit dem feſten Lande wohlfeiler werden, und im Winter,

in dem doch öfters die Lagunen und Kanale, mit Eis bedeckt, die Schiffahrt hindern, keine Störung eintreten; es verliert aber von seiner Eigenthümlichkeit, von dem Hauch des Wunderbaren. Schon der Doge Foscarini hatte den Plan zu einer Lagunenbrücke, der aber unausgeführt blieb.

Venedig war von jeher die Wiege und der Sammelpunkt der schönen Künste, nämlich der Architektur, Malerei und Skulptur; sie haben hier mehr und prächtigere Monumente, als anderswo, allen politischen Veränderungen trotzend. Venedig besaß ja als größte Handelsstadt unermeßliche Schätze und seinen Sansovino, Palladio, Tizian, Tintoretto, Paul Veronese, Palma ꝛc. Vorzüglich ist es die Architektur, die hier alle andere Künste überragt. Wie sich im Handel die Völker vermischen, hat sich hier in der alten Handelsstadt der Styl der Architektur vermischt; er ist bald griechisch-byzantinisch, bald maurisch gothisch, bald orientalisch, bald neuitalienisch; einen solchen Charakter hat die Markuskirche, oder eigentlich gar keinen Charakter, als den einer Moschee in barbarisch byzantinischer Weise, mit fünf isolirten Kuppelgewölben, spitzen Thürmchen, Bronzethüren, zahllosen kostbaren Säulen und Säulchen aus Porphyr, Jaspis und vergoldetem Erze, denen man es ansieht, daß sie direkt von der Sophienkirche in Konstantinopel herkamen. Hoch oben über dem Haupteingange stehen die berühmten vier Pferde von vergoldetem Kupfer oder Erz, die so verschiedene Reisen gemacht. Von Armenien kamen sie einst nach Rom. König Thiridat hatte sie Nero geschenkt, der sie im Kolosseum aufstellte; Konstantin entführte sie nach Byzanz; die Venetianer, welche mit den Franzosen 1206 gemeinschaftlich Konstantinopel

freundſchaftlichſt plünderten, nahmen ſie nach Venedig, bis die früheren Alliirten ſie von Venedig nach Paris ſchleppten, und ſie endlich nach dem Pariſer Frieden wieder nach Venedig kamen; — hätte Nero noch 1814 gelebt, ſie hätten eigentlich de jure ihm gehört. Der Zufall iſt oft ſcharfſinnig; — der öſterreichiſche Kapitän, welcher das Schiff befehligte, das die Pferde 1815 nach Venedig brachte, war ein Nachkomme des Enrico Dandolo, der ſie von Konſtantinopel für Venedig einſt eroberte; ſie ſind nicht übel, aber von unten geſehen gar klein, ſelbſt eben in der Nähe ſind es nur kleine Klepper, Ponys. Ein junger Elegant aus W—, der ſie mit mir beſah, behauptete mit großer Kennermiene, weder die Köpfe noch die Hebung der Vorderfüße ſeien pferdegemäß. Mögen nun die Archäologen ſie noch ſo ſehr bewundern und als ein Werk des berühmten Lyſipp aus Korinth erkennen, ich glaube meinem eleganten Hippologen; er iſt von der modernſten Raçe, nämlich mein Elegant, und verſteht ſich daher gründlich auf Cigarren, Hunde und Pferde. Wie übrigens Pferde über den Haupteingang einer Kirche kommen, iſt mir nicht recht erklärlich. Das Innere der achthundertjährigen Kirche iſt wunderſeltſam ausgeſchmückt mit Moſaiken auf Goldgrund, Säulen, Statuen, Malereien, aber dunkel, überladen, unharmoniſch; es iſt Alles ſchon matt und abgeſtorben, und ungeachtet der großen Verſchwendung an Marmor, Verde Antico, Alabaſter, Lapis Lazuli und Edelgeſtein geſchmack- und effektlos, ſo ſchätzbar auch Vieles in künſtleriſcher Beziehung, vorzüglich Sanſovino's Skulpturen ſein mögen. Im Ganzen iſt dieſe Kirche mehr künſtlich, als künſtleriſch, mehr reich, als ſchön, mehr erdrückend, als erhebend.

Leichter iſt wohl nirgend ein Thurm zu beſteigen, als der zur Markuskirche gehörende, doch allein ſtehende Kampanile. Ein breiter Aufgang ohne Stufen, den man auch hinaufreiten kann, führt auf die Höhe der Glockengallerie, von der man eine wirklich beneidenswerthe Ausſicht genießt. Man ſieht die Meeresfläche, in der Ferne die Alpen Tyrol's. Ob ſie ihre ſonnbeglänzten Häupter in den Aether erheben, und ihre Füße in dem Ozean baden, wie poetiſche Beſchreiber ſagen, glaube ich wohl, kann es aber nicht beſtätigen, da ſich Alles in der weiten Entfernung nur dämmernd, wie in Wolken zeichnet. Man ſieht die Erdzunge des Lido, den Kanalazzo, Rialto, die Giudecca, die fernen Inſeln, die Schiffe mit ihren Maſten, Venedig ſelbſt mit ſeinem Häusergewirre, ſeinen Kirchen, Pallaſten, Spitzen, von Kanälen durchſchnitten, wie in der See ſchwimmend, die kleinen Barken, die ſchwarzen Gondeln auf den Lagunen, kurz Alles auf einmal im bequemſten Ueberblicke. Beſonders prachtvoll nimmt ſich der Markusplatz aus, auf den man ganz nahe herunterſchaut; das herrliche Pflaſter liegt wie ein bunt geſtickter Teppich da, und die Arkaden der Prokurazien umrahmen das Ganze. Es gibt keinen ſchöneren Anblick, indeſſen hoffe ich, das noch öfters zu ſagen. Auf dieſem Thurme hat Lalande ſeine Berechnungen über den Umfang Venedig's, Galilei ſeine großen aſtronomiſchen Betrachtungen über den Lauf der Geſtirne, und ich allerlei kleine melancholiſche Bemerkungen über den Lauf der Welt gemacht.

Der ungeheure Dogenpallaſt, der einen Theil des großen Platzes, der Piazzetta und des großen Kanals einnimmt, deſſen Kapelle urſprünglich die Markuskirche war, iſt in allen

ſeinen Einzelnheiten ſo vielfach geſchildert und ſtimmt mit den exiſtirenden Beſchreibungen ſo überein, daß ich nur in allgemeinen Zügen darüber hingleite. Als fürſtlicher Pallaſt und ſchauerliches Gefängniß, als Sitz altvenetianiſcher Pracht und Hoheit, wie als der Ort, wo die fürchterlichſte Schreckensherrſchaft Jahrhunderte lang ihr blutiges Szepter ſchwang, über Krieg und Frieden entſchieden wurde, wie im gränzenloſeſten Deſpotismus über das Leben einzelner Bürger, hat dieſes Gebäude, der altvenetianiſche Dogenpallaſt, richtiger der Pallaſt der ariſtokratiſchen Republik und des Herzogs, eine welthiſtoriſche Berühmtheit erhalten, iſt vielfach abgebildet und lebt in Aller Phantaſie. Die Rieſentreppe und der Löwenrachen, die Seufzerbrücke, die Säle der Signoria, des Raths der Zehner, der Staatsinquiſitoren, dieſer drei verlarvten Höllenrichter, die Bleikammern und die Waſſergefängniſſe haben von jeher eine Menge Federn in Bewegung geſetzt, haben ganz- und halbhiſtoriſchen, epiſchen und dramatiſchen Autoren Stoffe in Fülle geliefert, und bis auf die letzte Faſer iſt das Thema zernagt. Ich kann daher nur einfach berichten, daß Alles noch wohl erhalten, das Meiſte noch ſichtbar iſt, nur der finſtere Geiſt des Schreckens und der Deſpotie iſt verſchwunden. Die Außenſeite ſowie die ganze Bauart iſt theils arabiſch, theils gothiſch; die Rieſentreppe, auf der gewöhnlich die Dogen gekrönt, Marino Faliери enthauptet wurde, iſt nur etwas breiter, wie gewöhnliche Pallaſttreppen, nicht für Enoch's Söhne; ſie hat dieſen Namen auch nur von zwei koloſſalen Statuen Sanſovino's, die über der Treppe ſtehen, Mars und Neptun, Symbole der venetianiſchen Macht. Die Figuren ſind in Stellung und Ausdruck

vorzüglich, und man erkennt den Geiſt des Schülers und Freundes Michel Angelo's. Oben in der Halle ſieht man an der Wand noch einige Löwenköpfe; es gab einſt deren mehrere, denn jede Sektion hatte einen eigenen Löwenkopf, in denen die geheimen Anklagen geworfen wurden, bis Bonaparte am 16. Mai 1797 der ſtolzen vierzehnhundertjährigen Republik ſelbſt den Rachen ſchloß, dem heimlichen Blutgericht und allem Unweſen ein Ende machte.

Im Saal der vier Thüren des Senats, des Kollegiums, des Raths der Zehner und im großen Prachtſaale des großen Rathes iſt noch Alles im alten Zuſtande, wie zu den Zeiten der Republik; ſelbſt die Sitze der Senatoren ſind noch da. An den Wänden ſieht man die Werke der großen Meiſter der venetianiſchen Malerſchule, größtentheils Darſtellungen aus der Geſchichte Venedig's, eine Art Nationalgallerie. Ehre, dem Ehre gebührt! Es war ein ſchöner Gedanke des venetianiſchen Senats, die großen Säle ihrer Verſammlungen durch ſolche hiſtoriſche Bildwerke, theils aus der vaterländiſchen Geſchichte, theils mit Allegorien auf die Seemacht Venedig's auszuſchmücken, die Kunſt zu einer ihrer weſentlichſten Beſtimmungen zu verwenden, daß ſie für die Gegenwart begeiſtere, das Große für die Folgezeit bewahre. Wand- und Deckengemälde in den größten Dimenſionen zieren dieſe Säle. Tizian, der Meiſter der Karnation, der glänzende Paul Veroneſe, der große Techniker Tintoretto, die weichen ſinnlichen Pordone, Baſſano, Palma, die Carriari, Micheli, Flamingo, Zuchari ꝛc. haben hier mit dem Pinſel Geſchichte in Farben geſchrieben; hier ſieht man die Schlachten bei Zara, Loriera, Konſtantinopel, den Dardanellen; Belagerungen, Triumph-

züge, Krönungen; die Reihe der Bildniſſe aller Dogen, die Figuren der Helden des italieniſchen Mittelalters, die Caſtruccio's, Ezzelino's, Visconti's, Piſano's, Contarini's, Dandolo's ꝛc. Es iſt Leben und Bewegung in dieſen gemalten Annalen; — was die venetianiſche Malerſchule vorzüglich charakteriſirt, ſieht man hier: die Wahrheit, den Reichthum an Figuren und den unausſprechlichen Zauber des Kolorits, weniger Idealiſirung, daher auch Manches gemein erſcheint, denn, allzuſtreng in Kleidung und Phyſiognomieen, haben die Künſtler ſich oft an der Schönheit verſündigt, durch das ängſtliche Halten an der Natur. Die wahre Kunſt ſoll beides verſchmelzen; eine andere Aufgabe hat ja der Geſchichtſchreiber, eine andere der Hiſtorienmaler. So ſieht man in dem Saale der vier Thüren in dem ſchönen Gemälde „der Glaube", von Tizian, den Dogen Grimani mit ganz ordinären Geſichtszügen, in ſteifer Manier, knieend vor der ſehr unidealen Geſtalt der h. Jungfrau; ſo ſehen die Göttinnen und Nymphen an den Deckengemälden faſt alle ſehr menſchlich, aber wenig göttlich aus, meiſtens dicke Geſtalten mit frianliſchen Phyſiognomieen, beſonders die häufig vorkommende Venetia. Im großen Rathſaal iſt das vielleicht ungeheuerſte Oelgemälde, das exiſtirt: „das Paradies", von Tintoretto. Es deckt die ganze große Höhe und Breite der Wand, und hat eine Armee von Figuren, Alles bunt durcheinander. Man ſieht nicht viel, das Licht dringt hier nur ſparſam ein, wiewohl die Fenſter nach den geräumigen Hofraum oder die offene See gehen. Vieles kann man gar nicht unterſcheiden, theils der Entfernung, theils der Dunkelheit willen. Außer dieſen Sälen der Kunſt und Herrlichkeit des alten Freiſtaats

ſind noch in dieſem Dogenpallaſte, als Zeugen des Deſpotismus und der Grauſamkeit, die Gefängniſſe merkwürdig. Welche raffinirte Henkerweisheit! Die armen Schlachtopfer wurden zuerſt in der Höhe, unter den Bleidachern, von der Glut der Sonne, die in dem warmen Klima mit doppelter Kraft wirken konnte, ausgedörrt; dann im ſchönen, zwiefach angenehmen Gegenſatze, in der Tiefe, in den unter dem Meeresſpiegel liegenden finſtern, halb im Waſſer ſtehenden, von Molchen, Kröten und Ratten bevölkerten Kerker geworfen, um gewöhnlich da lebendig eingeſargt, geköpft, erdroſſelt oder in dem Kanal Orfano ſtill erſauft zu werden. Nun ſage man noch, daß der Menſch nicht mit der Hyäne zu wetteifern, ſeinen Scharfſinn nicht zu verwenden vermag, und doch iſt noch mancher Venetianer ſo verblendet, an das goldene Zeitalter des Terrorismus ſehnſüchtig zu denken; ſelbſt ein berühmter Dichter hat ſolche Jeremiaden angeſtimmt. Ich begreife nicht, wie der feinfühlende Byron, der Dichter der Freiheit, ſingen konnte:

„Um ihren Herrn iſt Adria in Trauer,
Da Jahre nicht die Hochzeit mehr erneu'n,
Morſch und vermodert liegt der Bucentauer
Ein Witwenkleid, das Nichts vermag zu freu'n."
— — — — — — — —

Adria hat wahrhaftig nicht Urſache, um ihren Herrn, richtiger ihre Herren, in Trauer zu gehen, und braucht ſich um ihre erſten Gemahle in keinen Wittwenſchleier zu hüllen, denn morſch und vermodert war ja ſchon längſt die ganze Verfaſſung. Oder:

„Frei war die Stadt, die Sklaven ſich erfochten
Europa's Bollwerk gegen Türkenmacht."

Schöne Freiheit mit heimlichen Vehmgerichten! und die armen Türken brauchen jetzt ſelbſt ein Bollwerk gegen allerlei Macht.

Nichts iſt ſchlimmer, als wenn Poeten Phantaſieen für Wirklichkeit geben wollen, und überſchnappt einmal ein Genie, blöckt dann die Heerde der Nachahmer noch unerträglicher. Es iſt ja ordentlich nach Byron eine lange Zeit Mode geweſen, über Venedig's Verfall zu klagen, während man Jubellieder über den Sieg der Humanität, über das jetzt waltende milde Geſetz an der Stelle grauſamer Willkür hätte anſtimmen ſollen. Wenn auch Venetianer und ſelbſt wohlmeinende deutſche Reiſebeſchreiber das Schreckliche dieſer Staatsgefängniſſe ableugnen, derlei Schilderungen für übertrieben erklären, es iſt Wahrheit, traurige, bittere Wahrheit: ſie ſind ſchrecklich. Die eigentlichen „Pozzi", die noch tiefer unter der Waſſerfläche gelegenen Gefängniſſe, ſind wohl jetzt verſchüttet, der Eingang vermauert, doch kann man noch von einer Seite hinunter, und ſelbſt die oben gelegenen engen Zellen waren tief und ſchrecklich genug; man ſieht die kleinen Eiſenthüren, die Blutrinnen und alle die gräßlichen Vorrichtungen, die freilich, zur Schmach des damaligen Zeitalters, auch anderswo exiſtirten, doch nirgends ſo entſetzlich, wie hier. Die Seufzerbrücke, die mit vollem Rechte dieſen Namen führt, denn wer über dieſen, den Verhörſaal mit den Kerkern verbindenden Gang geführt wurde, war unrettbar verloren, — iſt eigentlich keine Brücke, ſondern ein Brückchen, das man nur von Außen ſehen kann, da man nicht hinübergehen darf, denn jenſeits liegen die jetzigen Staatsgefängniſſe, vor denen man von Außen zwar ſtarke Gitter ſieht, doch müſſen die

Raume licht und luftig ſein. Hier war Silvio Pellico eingeſperrt. Weniger ſichtbar ſind die ehemaligen Bleikammern. „Sotto i piombi“; hier iſt Alles neu und wohnlich eingerichtet; deſto intereſſanter war es mir, doch beiläufig die Situation kennen zu lernen, wie der galante Abenteurer Caſanova von hier aus ſeine Flucht bewerkſtelligte. Aus den ſchaudervollen unterirdiſchen Gruben an's helle Licht der Sonne kommend, ekelte mich der Dogenpallaſt mit ſeinen Prachtſälen und Säulenhallen und all ſeinem Glanz und Reichthum an. — Wie hat nur da ein Herrſcher in goldenen Prunkgemächern, in Sammt und Seide gehüllt, von allem Luxus Aſiens und Europens umgeben, einen Tag wohnen, lukulliſch ſchwelgen, nur eine Nacht, auf weichen Eiderdaunen ruhend, ſchlafen können, während über und unter ihm das Stöhnen der Angſt, der Schrei der Verzweiflung ertönte? Hat denn unter dem weißen Hermelin eines ſolchen Dogen, der freilich nur eine Schattengewalt beſaß, die Marionette der Adelsariſtokratie war, kein menſchliches Herz geſchlagen? machte ihn die Gewohnheit ſtumpf. ſchien die ſeltſame Prozedur der Wahl zur bloßen politiſchen Maſchine? — Eine ſolche Dogenwahl war freilich kurios. Die Glieder des großen Rathes waren die Wähler, doch nur diejenigen, die nicht unter dreißig Jahre alt waren; dieſe loosten zuerſt, und dreißig erhielten Stimmzettel; aus dieſen dreißig wurden wieder neun gewählt, aus dieſen neun ſieben, dieſe ſieben wählten vierzig, von dieſen vierzig wählten acht fünfundzwanzig, dieſe wieder neun, ſieben von dieſen wählten fünfundvierzig, dieſe loosten bis auf eilf, und aus neun von dieſen eilfen ſollten die einundvierzig eigentlichen Wähler erwählt

werden, aus einundvierzig verſchiedenen Familien. Von dieſen einundvierzig ſollten fünfundzwanzig einſtimmig ſein zur Ernennung des Dogen. Ein aus einem ſolchen komplizirten Rechnungsexempel hervorgegangenes Dogenprodukt konnte freilich nicht ſehr ſentimental ſein.

Minder grandios, aber in allen Beziehungen heiterer ſind die Räume des königlichen Pallaſtes, ein Theil der neuen Prokurazien mit der Ausſicht auf die Piazza und Piazetta. Das Apartement des Erzherzogs Vizekönigs, der einen Theil des Jahres hier wohnt, iſt ſo einfach, als geſchmackvoll, und enthält mehrere ausgezeichnete Gemälde der erſten Meiſter. Ein neu angelegter anmuthiger Garten, in dem baumloſen Venedig doppelt angenehm, hangt unmittelbar damit zuſammen.

Vom alten Venedig ſind eigentlich der Markusplatz mit ſeinen Gebäuden und die Kirchen noch im blühenden Zuſtande. Während alles Andere der Zahn der Zeit theils an-, theils aufgefreſſen hat, ſtehen noch die Kirchen in altem Glanze, ſind ſogar neue hinzugekommen. Die Kirchen Palladio's und anderer Meiſter zeigen noch in ihrer einfach erhabenen Architektur ſüdlichen Geiſt und Geſchmack und enthalten viele hochbedeutende Kunſtſchätze; nur leider ſind die meiſten Gemälde da ſo ruinirt, ſtehen auch gewöhnlich ſo unvortheilhaft, daß man das Auge ſehr anſtrengen muß, um öfters nur einige beaux restes zu erblicken. Man ſchreibt dieſe Verdunkelung, die in Venedig bei vielen Gemälden zeitlicher, als anderswo eingetreten, mitunter der ſcharfen Seeluft zu, welche, mit Salz geſchwängert, die Farbeſtoffe ſchneller durchdringt und zerſtört; hauptſächlich ſchädlich, eridirend und auflöſend

wirkt das Meerſalz auf die Vitriolſäure des rothen Grundes, deſſen ſich die damaligen Maler öfter bedienten.

Unter den hundertvierundſechszig Kirchen Venedig's iſt nach der Baſilika des h. Markus die Kirche St. Giovanni e Paolo am bedeutendſten. Auf dem Platze vor der Kirche iſt eine ſchöne erzene Reiterſtatue eines Generals Colleom, von dem venetianiſchen Bildner Leopardo. Pferd und Reiter ſind in Ausdruck und Haltung brav, nur ſcheint der Guß nicht ganz geglückt zu ſein. Die Kirche iſt in germaniſch-italieniſchem Style von Pietro Lombardo, dem Erbauer des prächtigen Glockenthurmes; von ſeinem Sohne Tullio Lombardo ſind unter den vielen in dieſer Kirche ſich befindlichen Denkmälern zwei ſehr ſchöne Monumente der Dogen Vendramin und Mocenigo. An dieſen beiden Denkmälern ſieht man, welche Fortſchritte ſchon damals, im fünfzehnten Jahrhundert, die neuere Skulptur in Venedig gemacht hat. Der Geiſt der Antike weht ſchon darin. Auch der von Napoleon geächtete, tapfere öſterreichiſche General Chaſteler, der als Militär-Gouverneur 1820 in Venedig ſtarb, hat hier ein hübſches Denkmal, ein prächtiges der Doge Barbarigo; nach Andern hieß dieſer Geſchundene Bragadino, der 1571 Famagoſta vertheidigte, deſſen Haut aber nur hier liegt, denn die Türken haben ihn, in Uebereinſtimmung mit ſeinem Namen, barbariſcher Weiſe bei lebendigem Leibe geſchunden. Damals exiſtirte freilich noch nicht der Hatti-Sheriff von Gülhane. Wie ſich die Zeiten ändern können! Heut zu Tage müſſen die armen Moslemim ſelber froh ſein, wenn man ihnen ihre Haut läßt. Das Bedeutendſte unter dem Bedeutenden in dieſer, an plaſtiſchen Kunſtwerken reichſten Kirche Venedig's

iſt ein Basrelief eines deutſchen Künſtlers, Johann Maria Morlaiter, der um 1760 in Venedig lebte, die Verlobung der h. Jungfrau. Selbſt Canova hatte es für das Ausgezeichnetſte erklärt, was dieſe Kirche beſitzt. Es that mir ſo wohl, da zum erſtenmale aus dem Munde des italieniſchen Küſters die Anerkennung des deutſchen Genius zu hören. Es iſt unſäglicher Fleiß, Adel und Kraft in dieſen kleinen Figuren, und Maria ſo ächt deutſch jungfräulich. Die Basreliefs in der Roſenkranzkapelle dieſer Kirche, von den Bonazza's, Vater und Söhnen, ſelbſt die viel bewunderte Geburt Chriſti, von Giovanni Bonazza, ſtehen dem Morlaiter'ſchen weit nach; ſie ſind zu geſchniegelt, zu überladen, Bernini's Unnatur herrſcht darin vor. Die Gemälde in dieſer Kirche von großen Meiſtern wären gewiß ſehr ſchön, wenn man ſie recht ſehen könnte. Das mit Recht geachtetſte und merkwürdigſte Bild dieſer Kirche iſt die Marter des h. Petrus von Tizian, eine Kompoſition, die ſo ergreifend, weil ſie ſo einfach iſt; es ſind nur drei Figuren: der am Boden liegende Petrus, muthig den Todesſtreich erwartend, ſein fliehender, von Angſt und Schrecken zermalmter Bruder, und der rohe Barbar, welcher die Keule ſchwingt. Um Tizians Größe im Streben nach Wahrheit, ohne alle Affektation, um den ſchärfſten Ausdruck ſeiner Empfindung kennen zu lernen, braucht man nur dieſes Bild zu ſehen. Sein wunderbares Kolorit kann man freilich in dem Zuſtande, worin ſich dies Meiſterwerk befindet, nicht kennen lernen.

Ausgezeichnet ſind in Rückſicht auf Architektur die Kirchen S. Giorgio maggiore und Redemtore, des klaſſiſchen Palladio's Bauten, mit ihren griechiſchen Façaden, den edlen

Säulenordnungen, den hohen Kuppeln; überhaupt mit dem Charakter der Simplizität und Heiterkeit, in Rückſicht auf beiſpielloſen Marmorreichthum, koſtbaren und glänzenden Verzierungen und Gemälden, die Kirchen der Jeſuiten oder Dominikaner, der Barfüßer (Dei Scalpi), der Sta. Maria Della Salute, S. Salvatore u. m. a.; in Rückſicht auf Größe die der Franziskaner (Dei Frati), die aber nicht allein dem Umfange nach die größte Kirche Venedigs iſt, ſondern auch die Grabmäler der zwei größten Künſtler Venedigs in ſich ſchließt: Tizian's und Canova's. Tizian hat blos einen ganz einfachen, ſchmuckloſen Grabſtein mit der inhaltſchweren Inſchrift:

Qui giace il gran Tiziano di Vecelli
Emitator di Zeusi e degli Apelli.

(Hier ruht der große Tizian, Zeures' und Apelles' Nacheiferer.) Wenn die Venetianer zu engherzig waren, ihrem größten Maler, in ihm eigentlich ſich ſelbſt, denn er bedurfte es nicht, ein größeres, würdigeres Monument zu ſetzen, ſo hat der große Künſtler ſchon ſelbſt dafür geſorgt; in dieſer nämlichen Kirche war früher Tizian's vortreffliche Himmelfahrt aufgeſtellt. Canova's Denkmal iſt glänzender, doch ruht ſein Körper in ſeinem unbedeutenden, durch ihn erſt berühmt gewordenen Geburtsdörfchen Peſſagno, in dem herrlichen Tempel, den er da erbaute; hier ruht ſein Herz, das ſtets für Venedig ſchlug und auch hier aufhörte, zu ſchlagen. In Venedig war es, wo er, noch ein ſiebenzehnjähriger Jüngling, unbekannt, im Atelier ſeines Meiſters Steretti arbeitend, durch eines ſeiner Erſtlingswerke, die lebensgroße Marmorgruppe Ikaros und Dädalus, Staunen und Be-

wunderung erregte, in Venedig ſtarb er. Wie die lateiniſche Inſchrift vom Jahr 1827 ſagt, hat die Akademie der ſchönen Künſte in Venedig dies Denkmal „dem Fürſten der Bildhauer ſeiner Zeit aus Beiträgen von ganz Europa errichtet". Das Denkmal ſieht dem Monumente der Erzherzogin Chriſtine in der Auguſtinerkirche in Wien ganz ähnlich; es iſt von den Schülern Canova's in Marmor ausgeführt, die Idee iſt ja von ihm ſelber; Canova hätte ſchon eine Originalidee verdient, oder wollte die Akademie vielleicht ſcharfſinnig damit andeuten, daß ſeine Idee die beſte war?

Viele ſind berühmt und Andere verdienen es zu ſeyn. So hat mich der Rialto ſehr enttauſcht. Die Spannung dieſer aus einem einzigen Bogen beſtehenden Brücke, dazu der Umſtand, daß es auch nur die einzige iſt, die überhaupt über den großen Kanal führt, mag zu ſeiner Berühmtheit beigetragen haben. Der Anblick deſſelben, wie er jetzt iſt, mit den ſchmutzigen Buden und der ganzen Umgebung, macht einen ſehr unangenehmen Eindruck. Ich habe mich da vergebens nach Antonio und Baſſanio und den reichen Kaufherren umgeſehen, nicht einmal den alten Blutbund Shylok oder die ſchöne Jeſſika konnte ich erblicken; nur Obſt- und Fiſchweiber und einige Handwerker treiben ſich hier herum. Selbſt die berühmten Goldarbeiten ſind hier nicht ausgezeichneter, als anderswo. Dafür war es mir um ſo angenehmer, eine andere Zelebrität ihres Rufes werth zu finden, Venedigs Arſenal. Eine große Seemacht, wie die venetianiſche Republik durch mehr als ein Jahrtauſend es war, mußte natürlich eine ihrer Meeresherrſchaft angemeſſene Werkſtätte haben, um ihre furchtbaren Flotten zu bauen und im guten

Zuſtande zu erhalten; das Arſenal iſt noch der ſprechendſte Beweis der herkuliſchen Größe der geweſenen Königin des adriatiſchen Meeres. Es iſt kein einzelnes Gebäude, es iſt eine Summe von Gebäuden, eine kleine Stadt mit Häuſern und Thürmen, alles in den umfaſſendſten Verhältniſſen, Feueressen und Waffenſäle, Seilerſtätten und Schiffswerfte, Modellkammern und Kanonengießereien, Magazine und Webereien zu Segeltüchern, kurz Alles, was zur Kriegsmarine im großartigſten Style nöthig iſt, ſieht man hier, von den Uranfängen bis zur Vollendung, vom einzelnen rohen Baumſtamme bis zum ausgerüſteten Kriegsſchiff — hierher ſollen Eltern ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler führen, um ihnen praktiſch zu zeigen, was menſchlicher Fleiß und Scharfſinn, mechaniſche Kombination zu leiſten vermag, wie das Geringfügigſte zu Großem dient, Alles in einander greift, Alles Zweck und Mittel iſt, aus Kleinem ſich Großes geſtalten kann, wie der Menſch ſich ſchwimmende Häuschen und Pallaſte, kleine Kähne und große Linienſchiffe baut, und ſo durch ſeine Emſigkeit und ſeinen Verſtand Herr des ihm widerſtrebenden Elementes wird; — hierher mögen auch Jene kommen, die, durch poetiſche Floskeln verleitet, glauben, Venedig liege nun in Schutt und Trümmer, es ſey auch hier Alles öde und verlaſſen, um das Leben und die herrſchende Thätigkeit zu ſehen. Wenn auch nicht mehr, wie zu der alten Zeit der Republik, 30,000 Matroſen hier verſammelt ſind, 6000 Handwerker hier arbeiten, geht es doch ſehr lebendig zu, und Tauſende von Händen regen und bewegen ſich, wirken und ſchaffen. Soll der Plan einer deutſchen Flotte einmal zur Wirklichkeit gelangen, gäbe es keinen paſ-

ſenderen Ort, als dies Arſenal; wenn die engliſchen Docks auch heut zu Tage gröſser und impoſanter ſeyn mögen, die Tana, der ungeheure 250 Klafter lange Saal der Seilerbahn, wo die Taue verfertigt werden, iſt nirgend gröſser. Am Eingange dieſes Saales ſieht man der Länge nach das groſse Fenſter am obern Ende nur wie ein ſchwaches Lichtpünktchen. Als der Aufſeher dieſer Abtheilung den Ausruf meiner Bewunderung hörte, ſagte er mit vieler Höflichkeit, auch der ruſſiſche Kaiſer Alexander habe bei ſeinem Beſuche hier ſich ſehr wohlwollend geäuſsert. Weniger intereſſirten mich die Waffenſäle, die man ja in Wiens Zeughäuſern viel reicher ſieht, ſammt den hier prangenden militäriſch-hiſtoriſchen Raritäten, als: Attila's Harniſch und Lederhelm, Heinrichs IV. von Frankreich und Anderer Rüſtungen; auch die der Kreuzfahrer, die den Türken abgenommenen Standarten, Roſsſchweife ꝛc.; mehr die aus dem Pyräus von Athen von Moroſini hierher gebrachten Löwen aus Marmor vor dem Haupteingange und das ſchöne im erſten Waffenſaale aufgeſtellte Monument des tapfern Ritters Emo, Venedigs letztem Admiral, von Canova, ſowie in der Modellkammer das Modell des Bucentaur; aber am allerwenigſten intereſſirte mich ein verſchimmelter Lederſeſſel, worauf der Doge zu ſitzen pflegte, wenn er ſeine Hochzeit mit dem Meere feierte, und ein Stück altes verfaultes Holz, welches als Ueberreſt des alten Bucentaur mit einer gewiſſen Pietät gezeigt wird. Ich erinnerte mich dabei an ſo manches Andere, was hier und da gezeigt wird, an die Sproſſen der Leiter, die Jakob einſt im Traume geſehen, an das Felſenſtück, woraus Moſes die Quelle ſpringen lieſs, u. dgl. mehr. Hohe, feſte

Mauern umgeben das ganze, einer kleinen Feſtung ähnliche, Dreiviertel deutſche Meilen große Etabliſſement.

Die Bildergallerie in der Akademie der ſchönen Künſte ſollte vorzugsweiſe die Bildergallerie der venetianiſchen Malerſchule heißen — denn die Häupter und Stifter dieſer Schule ſammt ihren würdigſten Jüngern: Tizian, Tintoretto, Paul Veroneſe, Baſſano, Pordenone, Bonifacio, Giorgone, Padovanini, Carpaccio, Gianbellini, Ordone, Palma Giovanne und Palma Vechio, Caravaggio, Schedone und die gar alten Venetianer haben hier ihren Thron aufgeſchlagen — kann man größtentheils nur hier recht kennen lernen, in ihren Vorzügen und in ihren Mängeln. Als Glanzpunkt iſt von jeher mit Recht Tizian's berühmte Himmelfahrt betrachtet worden. Wie edel ſchwebt Maria von Engeln umgeben aufwärts, wie ehrwürdig ſind die Köpfe der Apoſtel, welche Harmonie der Farben, welcher Ernſt und welche Tiefe iſt über das Ganze verbreitet! Wahrlich, alter Vecellio, du haſt es verſtanden, wie Keiner vor und Wenige nach dir, Leben auf todter Leinwand hervorzurufen. Von Tizian's großem Schüler, dem kühnen und fruchtbaren Tintoretto, ſind gegen 15 Bilder da, wie denn in allen Kirchen, Palläſten und Sammlungen Venedigs eine Unzahl Gemälde dieſes Malers exiſtiren, der freilich, wie ſein Meiſter, ein hohes Alter erreichte, — Tizian wurde 99, Tintoretto 82 Jahre alt; — dem auch ſeine ſchöne Tochter, als Mann verkleidet, viel geholfen haben ſoll, der aber hauptſächlich ſo viel produzirte, weil er, nach der Behauptung einer venetianiſchen Dame, ein ſehr geiziges Weib hatte. Alles in dieſer beſten Welt hat doch ſein Gutes. Von Bellini, dem Vater der

venetianiſchen Malerſchule, dem Vorgänger und Lehrer Tizian's, dem erſten Verbreiter der Oelmalerei, von dem man erzählt, er habe ſich, als Nobile verkleidet, vom Meiſter Antonello von Meſſina malen laſſen, um ihm bei dieſer Gelegenheit die von den Niederländern gekommene Manier abzulauſchen, die damals noch ſehr geheim gehalten wurde; von Bellini, den Albrecht Dürer vor allen Meiſtern ſchätzte, ſind hier fünf Madonnen, ſo weich, ſo innig, ſo beſcheiden reizend, daß ich, wie vor drei Jahren in der Münchner Pinakothek bei einer Madonne deſſelben Meiſters, dachte: Dieſer venetianiſche Maler Giovanni Bellini, der 1424 geboren und 1540 im neunzigſten Jahre in Venedig geſtorben, iſt ein wahrer Zwillingsbruder des Maeſtro di Muſika Vincenzo Bellini, der 1802 geboren und 1835 zu Paris geſtorben iſt. Dieſelbe Weichheit, derſelbe Schmelz, dieſelbe Wonne der Wehmuth, des Malers und des Kompoſiteurs der Sonnambula und der Norma, nur daß die Zwillinge um einige Jahrhunderte auseinander geboren wurden, daß der Eine in Farben, der Andere in Tönen dichtete. Giovanni Bellini hat nicht allein Madonnen gemalt, auch größere religiöſe Konzeptionen und Porträts. Sein Chriſtus mit den Jüngern zu Emaus, ein großes Altarbild, das früher in einer Kirche beinahe zu Grunde ging, dann in der Akademie reſtaurirt wurde, iſt eben ſo vortrefflich, als Petrarka's Bild mit ſeiner Laura in der hieſigen Gallerie Manfrini. In dem akademiſchen Rathſaal zieht ein kleines Monument von karrariſchem Marmor mit einer bronzeverzierten Porphyrurne die Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Gefäß hält die rechte Hand Canova's, alſo Herz, Hand und Körper des Künſt

lers ſind getrennt eins, und ewig lebt in ſeinen Werken ſein Geiſt.

Als an dem verhangnißvollen 16. Mai 1797 die Franzoſen in Venedig einrückten, das zuvor noch keinen Feind geſehen, wurde der große Rath aufgelöst, ein Freiheitsbaum errichtet und ſchon am 4. Juni das goldene Buch, das Regiſter der Nobili, verbrannt. Die Palläſte derſelben konnte der Feind nicht verbrennen und ſie ſtehen noch da. Die Palläſte der Giuſtiniani, Foscari, Balbi, Contarini, Mocenigo, Corver-Spinelli, Grimani, Farſetti, Wendramin und noch viele, viele andere im byzantiniſch-germaniſchen Style von den Lombardi's, San Michele, Longhena, Sanſovino, Scamozzi und endlich von Palladio erbaut. Mit Palladio und ſeinen Zeitgenoſſen, Michel Angelo Buonaroti und Dominik Fontana, begann in Italien eine neue Aera der Baukunſt, wie dieſe in Unter-, wirkte jener in Oberitalien. Palladio ſtudirte theoretiſch und praktiſch die Denkmäler der Alten, war öfters deshalb in Rom, und gibt in ſeinen eigenen Schriften Vitruv als ſeinen eigentlichen Lehrer und Führer an, deſſen Werke er auch mit Anmerkungen herausgab, wie er denn überhaupt als Schriftſteller durch ſein großes Werk, „vier Bücher über die Architektur," zuerſt in Venedig 1570, dann vielfach aufgelegt, in den meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt, ſich großen Ruhm erworben. In allen ſeinen Bauten iſt das Edle und Einfache im Geiſte der Antike vorherrſchend, doch nicht ſklaviſch nachgeahmt, immer dem modernen Bedürfniſſe angepaßt.

Viele Palläſte Venedigs ſind im Sturm der Zeitfluth untergegangen, viele ſind im Verfall, die meiſten dienen

andern Zwecken, werden zu öffentlichen Gebäuden verwendet, wie z. B. San Micheli's Meiſterſtück, der Pallaſt Grimani, wo jetzt die Poſt iſt, oder werden zu Hôtels, Fabriken und dergl. benutzt; manche ſind noch tiefer herabgeſunken. Wenn man den die Stadt durchſchneidenden Kanal grande hinunter fährt, ſieht man nichts als Fronten der ſchönſten Palläſte mit Balkons und Verzierungen; aber auf den Balkons ſtehen keine Frauengeſtalten, ſchimmert und leuchtet es nicht von Grazien und Blumen, flattern nicht Teppiche aus den hohen Bogenfenſtern, nur ſchmutzige Wäſche, Bettgewand und Kleidungsſtücke hängen herunter, Mägde handthieren und laden eben nicht ein, das Innere zu beſchauen. Viele dieſer Palläſte ſind noch in gutem Zuſtande, ſo wie es auf dem Kanal ſelbſt, dieſer prächtigen Waſſerſtraße, noch ſehr lebhaft zugeht.

Das meiſte Leben, die größte Bewegung iſt außer dem Markusplatze, der Piazetta und den Merzerien an der Riva di Schiavoni, dem Quai der Slavonier; Schiffer, Matroſen, Mäkler, Orangen-, Waſſer-, Fiſche-, Amulette- und noch eine Menge anderer Verkäufer und Verkäuferinnen treiben ſich hier den ganzen Tag herum und zeigen ein ächt italieniſches Volksleben; auch an Improviſatoren, Pulizinellis und Zahnbrechern fehlt es manchmal nicht, deſto ſtiller iſt es in den übrigen Stadttheilen, denn Venedig iſt ohne Thiere und ohne Vegetation. Die geiſtreichſte der Frauen, Madame Staël, hat Venedig mit ein paar Pinſelſtrichen in ihrer Corinna trefflich gezeichnet, wenn ſie ſagt: „Es iſt nicht Land, man ſieht keinen Baum; es iſt nicht Stadt, man ſieht kein Roß, man hört keine Bewegung; es iſt kein Schiff, denn man kommt nicht weiter.“ — Die Pferde entbehrte ich wahr-

haftig gerne, noch mehr das ewige Wagengeraſſel Wiens und das immer gefährliche Ausweichen in ſeinen Straßen, um von den, trotz des beſtehenden Verbots ſtets dahin jagenden Kutſchern nicht überfahren zu werden; noch gerner entbehrte ich den Anblick der Thierquälerei, wenn die armen Pferde, oft ſchwere Laſten ziehend, hinaufgegeißelt werden. Dagegen vermißte ich ungerne die Milch, das Waſſer und die grünen Bäume. Es iſt ein ſeltſamer Ort, anſtatt daß anderwärts die Thiere dazu da ſind, die Menſchen fortzubewegen, müſſen die Menſchen hier die Thiere fortbewegen. Ochſen und Kühe laſſen ſich bequem vom feſten Lande von Schiffern herrudern, das macht die Milch rar; eine ſeltſame Stadt, ſie ſchwimmt im Waſſer, und man kann beinahe verdurſten, ſo ſchlecht iſt das Trinkwaſſer, dem nach einem neuen Plane mittels einer Röhrenleitung durch die Lagunen — eine kühne Idee! — abgeholfen werden ſoll; und abermals ſeltſam, der einzige öffentliche Garten, den Napoleon ſo mühſam dem Meere abgerungen, zum Luſtort ſchaffen ließ, wird nicht beſucht; die ſchöne Welt Venedigs zieht die Promenade des Markusplatzes vor, wo es zwar keinen Baum, aber manche verführeriſche Schlange gibt.

Das große Opernhaus Della Fenice, 1833 aus ſeiner Aſche wieder erſtanden, habe ich nur bei Tage geſehen, es iſt ſo in architektoniſcher wie in dekorativer Beziehung glänzend, faßt beinahe 4000 Zuſchauer und hat eine ſehr tiefe und breite Bühne. Eine Stadt, die nebſt fünf Theatern noch ein ſolches grandioſes Schauſpielhaus zu erbauen für nöthig fand, iſt wahrhaftig nicht im Verfall. Es iſt jetzt geſchloſſen, im Karneval aber immer offen. Das muſika-

liſche Publikum Venedigs übt eine ſcharfe Kritik. Vieles hat hier Fiasco gemacht, was anderwärts Fanatismo erregte; ſo iſt die liebliche Oper Linda di Chamouni von Donizetti, dem glücklichſten Nachfolger Roſſini's und Bellini's, deſſen Liebestrank dem Beſten ſich anreiht, was in dieſem Genre das Jahrhundert hervorgebracht, der ſo produktiv iſt, wie ein wahres Genie, hier total durchgefallen, worauf ſich die Venetianer ordentlich etwas zu Gute thun. In dem kleineren, aber noch immer hübſchen und räumigen Theater S. Benedetto habe ich einige angenehme Abende zugebracht. Der Impreſſario und Prime Buffo, Carlo Cambiaggio, gab einmal, wie es auf dem Anſchlagzettel naiv hieß, zu ſeiner eigenen Serata und Beneficio, ein Quodlibet verſchiedener Akte und Szenen aus allerlei tragiſchen und komiſchen Opern, daher ich Gelegenheit hatte, ſämmtliche Kräfte ſeiner Geſellſchaft kennen zu lernen. Zuerſt kamen zwei Akte aus einem Melodrama Buffo Chidura vince, worin ein Duett zwiſchen zwei Buffo's Ser Gennaro, Ser Giovanni, ſehr national und ergötzlich war; 2) eine Cavatine aus Gemma di Vergy, von einem Bariton mit ausgeſungener Stimme heruntergebrüllt; 3) eine Szene und ein Buffo-Duett unter dem Titel: la prodiga e l'avaro, von dem Impreſſario-Beneſizianten und einer jungen Sängerin, Signora Gazzaniga, mit Meiſterſchaft vorgetragen; 4) der zweite und dritte Akt aus einer Opera Buffa: Columella di Ritorno da Padova, das im Irrenhauſe ſpielt, ein Coro de Pazzi, ein Chor der Narren, die ein Konzert geben, wurde vortrefflich exekutirt, und endlich 5) es war ſchon nach Mitternacht, ein Duett aus Gemma di Vergy, worin abermals Signora Gazzaniga ausgezeichnet

ſang. Es iſt dies eine junge Sängerin von kaum achtzehn Jahren, die hier zum erſten Male debütirte, mit angenehmer Geſtalt, friſcher hohen Sopranſtimme und guter muſikaliſcher Schule; dieſe begabte Anfängerin kann es noch weit bringen. Das arme Mädchen ſoll die präſumtive Erbin von acht Millionen Franks geweſen ſeyn, die aber dann der Erblaſſer, ihr Onkel, aus Kaprize ihr entzogen und ſie dadurch gezwungen wurde, ihr Glück auf den Brettern zu verſuchen. Das Publikum zeichnete ſie ſehr aus. Ich habe in S. Benedetto auch eine Lilliputer-Oper geſehen, nämlich den Barbiere von Seviglia von einer Schauſpieltruppe von Kindern, die unter einem eigenen Operndirektor jetzt ganz Italien durchziehen. Don Almaviva, ein Knabe von zehn, Roſine, ein Mädchen von zwölf Jahren, thaten für ihr Alter ſehr zärtlich, ein elfjähriger Burſche als Vormund bewegte ſich ganz in der ſtereotypen Weiſe eines italieniſchen Buffo mit Stock und Haarbeutel, der neunjährige Figaro ſprang mit Leichtigkeit herum, und ein gar kleines Kind von vier Jahren ſah als der pedantiſche Muſiklehrer Baſilio ſehr poſſierlich aus. Das arme Bübchen! anſtatt in ſeinem Bettchen ruhig zu ſchlafen, was ihm doch von Gott- und Rechtswegen gebührt hatte, mußte da vor den Lampen noch um Mitternacht Kapriolen ſchneiden, und die Ehre des Hervorrufens, die ihm zu Theil wurde, mag es wenig entſchädigt haben. Das ganze unnatürliche Schauſpiel widerte mich an. Auch eine Erfindung aus dem modernen Babel Paris! da exiſtirte ſchon lange ein Gymnaſe enfantin, ein Elevenheater, wo aber nur Kinderkomödien aufgeführt wurden von und für kleine Kinder, bis vor einigen Jahren eine eigene Schau-

ſpielertruppe von vierzig Kindern im Odeon ganze Tragödien vor großen Kindern ſpielte; ein Kinderballet, wie es unter Horſchelt früher in Wien war, iſt noch eher zuläſſig; denn Springen und Tanzen ſchickt ſich eigentlich mehr für Kinder, als für Erwachſene. Ich habe all mein Lebtage keinen Koch mit einer Schlafmütze und keinen Tänzer mit Ballettſchuhen, als eines Mannes unwürdige Beſchäftigungen, leiden können; aber die Sentenzen von Racine und Corneille von Kinderlippen zu vernehmen, den großen Cid Camzeador oder den Cinna von einem ſolchen Knirps ſpielen ſehen, kann nur ein Publikum, dem alle innere Wahrheit auch im wirklichen Leben fremd iſt.

Des beſtändigen Herumfahrens auf den Kanälen, des immer und ewigen Hinein- und Herauskriechens aus dem engen mit ſchwarzem Leichentuche überzogenem Sarge, Gondel genannt, müde, ſehnte ich mich, der Regen hatte aufgehört, die Sonne lächelte ſo freundlich, nach etwas Land und Grün. Wir fuhren daher nach dem Lido. Es iſt dies eine zwiſchen dem hohen Meere und den Lagunen gelegene Erdzunge, die zugleich als Damm gegen die andringende Meeresfluth dient. Es war ſehr heiter, die Wellen kreiſelten ſich nur leicht, und wir glitten ſchnell durch die Lagunen; nach einer kurzen halben Stunde kamen wir am Lido an. Der Duft der Wieſen und Blumen auf dieſer Landzunge erquickte mich; hier finden oft Volksbeluſtigungen ſtatt, die ganze Szenerie iſt dazu geeignet und Land- und Waſſervolk mag ſich in mannigfachen Spielen ergötzen und jubeln, und jauchzen, und ſpringen, und tanzen, auch auf den offen hier liegenden Leichenſteinen; es ſind ja nur die Begräbnißſtätten

von Proteſtanten, Juden und Mahomedanern! — Die Feſtungswerke ſind ſehenswerth; aber am ſehenswürdigſten, den Weg hierher am lohnendſten, iſt der Anblick am Strande auf das weite Meer, das ziſchend und donnernd hier an der Küſte brandet. Mit welcher Wuth die Wogen ſich bäumten, gegen einander ſtritten, einander verſchlangen, wie ſie am Strande herauf und herunter rollten, der Giſcht emporſpritzte! Ich konnte von dem erhabenen Schauſpiele mich gar nicht trennen. In der Ferne ſahen wir ein großes Segelſchiff, das mit den Wellen kampfte, wahrhaftig, der Engländer hat recht, der ein Schiff als ein ſchwimmendes Gefängniß definirte, in dem die Gefangenen immer in Lebensgefahr ſchweben.

Venedig iſt ſeit dem J. 1830 als Freihafen konſtituirt. In früheren Jahrhunderten, beſonders im funfzehnten, das einzige Verbindungsglied, der größte Stapelplatz und Markt für die Erzeugniſſe und Bedürfniſſe des Orients und Occidents, ſchätzte man damals ſeinen blühenden Handelsverkehr auf zehn Millionen Dukaten jährlich. Czörnig, in ſeinem inſtruktiven Werkchen „über den Freihafen von Venedig" (Wien 1831), dem ich hier in einigen altern Angaben ſkizzirt folge, ſagt: „daß die Stadt davon zwei Millionen für den Waarentransport und zwei Millionen als reinen Gewinn einnahm" — daher Venedigs ungeheurer Reichthum, ſeine zahlreichen Flotten, die Möglichkeit, ſo koſtſpielige und langwierige Kriege zu führen. Die Entdeckung von Amerika, hauptſächlich Vasco de Gama's neugefundener Weg um das Kap der guten Hoffnung, ſowie das ſtarre Feſthalten der verknöcherten Republik an das alte, nun nicht mehr anwendbare Monopol, der Haß gegen die Konkurrenz, die daraus

hervorgehenden ſchiefen Maßregeln von Doge und Senat, welche, anſtatt ſich den neuen Verhältniſſen anzuſchmiegen, die Zeit zu begreifen und ihr zu folgen — ein fruchtloſer Widerſtand gegen den Geiſt der Zeit rächt ſich immer, wie die Geſchichte lehrt, leider! meiſt fruchtlos — ſich ohne Erfolg entgegenſtemmten, haben den Untergang Venedigs, als größter Handelsſtaat und größte Handelsſtadt, herbeigeführt. Immer tiefer ſank es von ſeiner Höhe. „Den Portugieſen," bemerkt Czörnig, „folgten die Holländer, und dieſen die Engländer als gebietende Handelsnation. Seitdem das mittelländiſche Meer der Zentralpunkt des aſiatiſch-europäiſchen Verkehrs geworden, und das atlantiſche Meer den erfahrenen Seeleuten aller Nationen offen ſtand, hatte ſich die Lage Venedig's, das in einem Winkel des adriatiſchen Meeres verſteckt war, bedeutend verſchlechtert, die Völker bedurften ſeiner Vermittelung nicht mehr, und die Erzeugniſſe ſeiner Manufakturen wurden durch die Konkurrenz der faſt nun in allen Ländern erwachenden Induſtrie gedrückt."

Wie die politiſche Macht Venedigs, ſchrumpfte auch ſein ganzer ehemaliger Welthandel auf einen, man könnte beinahe ſagen, kleinen Binnenhandel mit der Levante zuſammen, bis im achtzehnten Jahrhundert faſt auch dieſer durch den kräftig emporſtrebenden jungen Freihafen von Trieſt, im neunzehnten Jahrhundert die ganze Republik verſchwand. Um dem durch die frühern Verhältniſſe bis in ſeine Grundfeſten zerſtörten Handel Venedigs doch ein wenig neues Leben einzuhauchen, die dadurch herbeigeführte Beſchäftigungsloſigkeit und große Verarmung ſeiner ohnehin zur italieniſchen Indolenz

geneigten Bewohner zu vermindern, fand ſich die väterliche öſterreichiſche Regierung zur Bewilligung eines Freihafens daſelbſt bewogen, ſo viele Einwendungen ſich auch dagegen erhoben, als die örtliche, großen Schiffen nicht immer zugängliche Lage, die Nähe Trieſt's, die Apathie der arbeitsſcheuen Bevölkerung, der Mangel an Energie, wie an Kapitalien, die Hemmung der inländiſchen Fabriken und Produzenten durch die nöthige Zollgränze, die vermehrte Gefahr der Schwärzung und noch andere Inkonvenienzen. Dieſen allerdings nicht gehaltloſen Gründen ſetzte man entgegen: die Hinderniſſe der örtlichen Lage wären nur zeitweilig, durch Verbindungsmittel mit dem feſten Lande leicht zu beſeitigen, gerade die Nähe Trieſt's durch die unausweichliche Wechſelwirkung dem Verkehr beider Häfen nützlich, Kapitalien würden ſchon herbeifließen, die Arbeitsſcheu eben dadurch verſchwinden, der Abſatz der Fabriken durch den zu hoffenden größern Export ſich eher vermehren, als vermindern, und die Schmuggelei ſei durch die phyſiſche Lage weniger als anderswo zu befürchten; für die Errichtung des Freihafens ſpreche aber hauptſächlich die Erfahrung, wie ſehr ein ſolcher, wie Handelsfreiheit überhaupt, eines der wirkſamſten und förderlichſten Belebungsmittel des Verkehres ſei.

Ohne ſich gerade ſanguiniſchen Hoffnungen von dieſer gutgemeinten Maßregel hinzugeben, die keineswegs Venedig's alten Handelsflor wieder herſtellen, ſondern nur der eingetretenen Stagnation entgegenwirken ſollte, konnte man, bei der Lage Venedig's, ſeinen altersgrauen Kommerzionen, ſeinem Kredite, ſowie bei der Zeitrichtung überhaupt ſich allerdings Gutes davon verſprechen. Ob nun, nach dreizehnjähriger

Dauer des Freihafens die davon gehegten Erwartungen ſich verwirklicht, ob die frühern Gegner faktiſch widerlegt, ob neu angeknüpfte Handelsverbindungen zum Export öſterreichiſcher Induſtrieerzeugniſſe bedeutend beigetragen haben, läßt ſich bei einem Durchfluge nicht apodiktiſch entſcheiden, doch mag Manches nur eine Fata Morgana geweſen ſeyn. Der Manufakturwaarenhandel en Gros iſt geſtiegen, und durch die auf Aktien gegründete Venediger Handelsgeſellſchaft, Societa Veneta, werden öfters Schiffe nach Rio Janeiro und der Havanna mit inländiſchen Produkten, beſonders öſterreichiſchem Queckſilber abgeſendet. Die Armuth und die der arbeitenden Klaſſe klimatiſch eigenthümliche Kraft der Trägheit, die gewiſſe Vis inertiä oder das beliebte Dolce far niente ſcheint nicht beſeitigt, und viele fremde Etabliſſements haben ſich aus Widerwillen gegen die hier graſſirende Rabuliſterei wieder entfernt. Im Jahr 1842 ſollen bei dem hieſigen Merkantil- und Wechſelgerichte 12,000 Prozeſſe anhängig geweſen ſeyn. Auf den Groß- und Detailhandel wirken unangenehm die verſchiedenen Valuten, die effektiven und abuſiven Gold- und Silbermünzen, auch die Zirkulation viel leichten Goldes. So viel iſt ſicher, der junge Freihafen Venedig hat der alten Schweſter Trieſt nicht geſchadet. Die Bevölkerung iſt im Steigen.

III.

Bologna.

Wenn ich noch einmal zu einem neuen Leben erwachen, auf dieſen Planeten herunterfallen, friſch geboren werden, kurz abermals hienieden erſcheinen ſollte, ſo laſſe mich, ewige Vorſicht — eine Tänzerin werden, die braucht keinen Geiſt, kein Herz, keine Stärke, kein Gedächtniß, keinen Verſtand, keine Phantaſie, nicht einmal Jugend oder Schönheit, Tugend oder Weisheit, nur kleine Füße und lange Arme, und Lorbeeren, Gold, Weihrauch, Enthuſiasmus ſtrömen ihr in Fülle zu in der alten wie in der neuen Welt, in Deutſchland wie in Italien.

Als wir von Venedig abreisten, war die Lagune bis Fuſina mit Gondeln bedeckt; in Fuſina war eine Verwirrung ohne Gleichen; Gondel an Gondel landete, Hunderte von Wagen ſtanden da mit Reiſenden überfüllt, die alle nach Padua ſchnell expedirt ſein wollten; die Paſſagiere ſchrieen, die Poſtillone knallten, die Mauthbeamten ſchwitzten, die Facchien fluchten. Auf der ganzen Brentaſtraße war Alles in Bewegung, ich glaube, die halbe Bevölkerung des Herzogthums war auf der Landſtraße, und als wir um acht Uhr Abends in Padua anlangten, herrſchte im Poſthauſe eine babyloniſche Verwirrung, Alles lief hin und her, Niemand wußte, wo ihm der Kopf ſtehe, in keinem Gaſthofe war ein Unterkommen zu finden; und warum dieſe Völkerwanderung,

warum dieſer Allarm in der ſonſt ſtillen Univerſitätsſtadt? — Die Taglioni tanzte dieſen Abend hier. Das war das Wort des Räthſels. Um die berühmte Schwedin, die ſich hier neue Blumen in ihres Ruhmes alten Kranz geflochten, die Donaunixe und die Gitana tanzen zu ſehen, ſtrömte Alles von weit und breit zuſammen, war ein ſolcher Rumor. Laß mich eine Tänzerin werden, ewige Vorſicht! In Paris hat die Taglioni einſt „Göthe getanzt", in Padua tanzt ſie vielleicht den Livius, der hier in der Nähe geboren wurde. Ich habe ſie hier nicht tanzen geſehen, ſondern verfügte mich, nachdem wir mühſam in dem Dachkämmerchen eines Schneiders eine Unterkunft gefunden, in das ſehr ſchöne Kaffehaus Pedrochi, deſſen große, mit Säulen verzierten Räume ebener Erde und prächtig dekorirten Säle des erſten Stocks ungewöhnlich hell erleuchtet waren. Die Mitglieder der Riunione di Scienziati, welche ihre diesjährige Zuſammenkunft, nach dem Muſter der deutſchen Naturforſcher, heuer in Padua hielten, waren da verſammelt. Wiewohl in Reiſekleidern, erhielten wir dennoch Zutritt in die wahrhaft glänzende Aſſemblee, und ich war ſo glücklich, zu ſehen, wie die italieniſchen Naturforſcher und Naturforſcherinnen ſaßen, ſtanden, auf und ab gingen, Eis nahmen, kurz ſich gehabten und ſich amüſirten, wie die deutſchen Gelehrten bei ihren jährlichen Zuſammenkünften.

Die Straße von Fuſina bis hierher zieht ſich immer eben an dem Kanal der Brenta; die Venetianer haben hier ihre Landhäuſer und Gärten, halten da ihre Villagatura, daher müſſen ſie auch Waſſer haben. Der Menſch iſt ein Gewohnheitsthier, der Engländer trinkt unter allen Zonen ſeinen Thee mit Rum,

der Venetianer muß auf dem Lande einen Kanal haben; er iſt nicht gewohnt ſpazieren zu gehen, ſondern ſpazieren zu ſchiffen, die Villen ſelbſt ſchienen, wiewohl jetzt die Saiſon dafür iſt, meiſt unbewohnt, hier und da ungeachtet der Säulengänge und Pavillons, im Verfall, und ſind von keinem bedeutenden Umfange. Die Gegend iſt fruchtbar, überall Platanen, Maulbeer- und andere Bäume, um die ſich Reben ſchlingen. Alles in ſichtbarem Flor und Aufſchwung, aber flach, ohne großen Reiz; die Ortſchaften, die man paſſirt, Dolo, Miro u. a., ſehr belebt, auffallend ſchön der große Pallaſt und Park des Erzherzogs Vicekönigs in Strà, ein Bauwerk des Palladio.

Padua, das ſchon vor der Zerſtörung Troja's von den Hetruskern erbaut worden ſein ſoll, ſieht auch ſehr hetruskiſch, grau und verſchimmelt aus mit ſeinen engen, ſchmutzigen Gaſſen, düſtern Arkaden und ſchwarzen Häuſern. Die altberühmte Univerſität iſt zwar nicht mehr ſo blühend, wie ehemals, wo ſie ſechstauſend Studenten hatte, unter denen ſogar einige Helden, wie Sobieski und Guſtav Adolf, doch iſt ſie noch immer im guten Zuſtande und ziemlich frequentirt, da die Inſtitute wohl organiſirt, die akademiſchen Grade hier leichter, als anderswo, zu erhalten ſind; die Zahl der Studirenden iſt beiläufig 1500, die der Profeſſoren an vierzig. Der gar beſcheidene Name des Univerſitätsgebäudes, Pallazzo del Bò, gäbe ein hübſches Thema zu einer philoſophiſchen Doktordiſſertation; das Bauwerk, alterthümlich, ein Viereck, iſt mit Säulenhallen umgeben, worin ſteinerne Wappen und Monumente ſich befinden; auch eine weibliche Statue, die der Cornaro, aber nicht die der von Lachner und einem Fran-

zosen in Muſik geſetzten Katharina Cornaro, Königin von Cypern, ſondern die Bildſäule der gelehrten Doktorin, Helena Lucrezia Piscopia-Cornaro, die zehn Sprachen verſtand, ſich im geiſtlichen Gewande kleidete, und, ſo ſchön ſie auch war, doch lieber theologiſche und mathematiſche Abhandlungen ſchrieb, als ſich verheirathen wollte. Im phyſikaliſchen Kabinet wird ein Knochen Galilei's aufbewahrt, der eine Zeit lang hier lehrte. Der Thurm der jetzigen Sternwarte war der ehemalige Kerker des berüchtigten Tyrannen Ezzelino, der ſelbſt die Kerker Padua's mit ſeinen Schlachtopfern gefüllt hatte. Die Kirchen mit ihren Kunſtwerken, Giotto's, Montegna's, Tizian's, Baſſano's, Saſſoferato's u. a. Gemälden, ſowie andere Merkwürdigkeiten Padua's konnte ich, da wir nur einen Vormittag da verweilten, auch nur flüchtig beſehen. Der halbzerſtörte Saal im Juſtizpallaſte befriedigte mich wenig, ungeachtet ſeiner Fresken, ſeines großen Raumes und ſeltſamen Plafonds, mehr der Corſo, Prato della Valle, ein großer runder, mit Bäumen bepflanzter Platz für Wagen und Fußgeher um den mit Quadern eingefaßten Kanal mit vier hübſchen Brücken und vierundſiebenzig weißen Marmorſtatuen, ein Muſeum im Freien.

Noch eine Zeitlang neben dem Brenta-Kanal fort, in der Fernſicht die blauen Euganäiſchen Gebirge, kamen wir bald nach Rovigo.

Rovigo, am Adigetto, zu deutſch „Unmelodiſcher", an der Etſch, Rovigo, von dem ein napoleoniſcher General und berüchtigter Polizeiminiſter ſogar einen hochklingenden Herzogstitel führte, ſieht ſehr ärmlich und ſchmutzig aus; das Schloß iſt alt, die Brücken ſind alt, die Kirchen ſind alt, und ich

erblickte Nichts, als alte päpstliche Weiber, an denen Italien überhaupt einen großen Ueberfluß besitzt. Froh, aus diesem Rattennester herauszukommen, überfegten wir bald den mächtigen, majestätisch dahinströmenden Po, der sich einst seiner fünfzig Städte rühmte und noch seiner dreißig Flüsse, die ihm unterthänig von der Höhe der Apenninen und Alpen zuströmen, der, Zeuge so vieler blutigen Schlachten, sich so oft aus dem Italienischen in's Französische hat müssen übersetzen lassen, erreichten bald den Granzort Frankolino, und das Wappen mit der päpstlichen Tiare, den Schlüsseln Petri und dem Fischerring glänzte uns entgegen. Wir waren im Kirchenstaate.

Unsere Koffer wurden oberflächlich untersucht, wir hatten auch nur schuldlose Kleider und Wäsche; ängstlicher war die Passvisitation, und meine Nase wurde genau kontrollirt. Nach einem halbstündigen Aufenthalte erhielten wir die Erlaubniß, einzutreten in das Reich des päpstlichen Statthalters, und rollten wohlgemuth weiter. Nicht so gut erging es einem ehrlichen Schweizer, der hinter uns im Postwagen fuhr, von Indien kommend; er war lange Zeit in Madras stationirt gewesen, trotz aller Protestationen und Bitten wurde er aber hier zurückgewiesen, weil sein, zwar von der österreichischen Regierung in Mailand, und selbst von päpstlicher Seite dort visirte Paß nicht mit dem Visa des Konsulats in Venedig versehen war. Seine Habseligkeiten wurden abgepackt, und er blieb in Frankolino verwundert stehen, wie ein Fragezeichen. Ich begegnete ihm später in Rom, und auf mein Befragen, ob und wie er durchgekommen, lächelte er blos pfiffig.

Nach kurzer Frist erreichten wir Ferrara, die Citta den aventurosa, wie sie Arioste nennt, Ludovico Arioste, Italiens größter Romantiker, mit dem unser größter Romantiker, Ludovico Tieck, nicht blos den Namen gemein hat. Trübe, wie Tasso's Gemüth, war der wolkenbedeckte Himmel; in den regelmäßigen, breiten, aber öden Straßen brannte nur hier und da ein düsteres Lämpchen vor einem Votivbilde. Die Fenster meines Zimmers im Gasthofe waren gerade gegenüber dem Palazzo ducale, der ehemaligen Residenz der prächtigen, kunstliebenden Este, jetzt mit Wallen und Zugbrücken umgeben, der Pallast des Kardinal Legaten. — Ich trat auf den Balkon, — es war Alles stille, nur das monotone Schreiten der Schildwachen unterbrach das dunkle Schweigen. — Also hier, dachte ich, hier lebten, hier wirkten die Ersten der romantischen Epiker, Ludovico Arioste und Torquato Tasso; hier litten sie Beide, der Eine im Kerker an wahnsinniger Liebe, der Andere durch die Launen seines prosaischen Gönners, des Kardinals Hypolit, Beide durch mephitische Hofluft verwelkend. — Es war Alles stille, vergebens horchte ich poetischen Geisterklängen, und ich war von tiefster Wehmuth ergriffen, — seltsam, durch den Anblick des bloßen Raumes, wo die Edlen einst gewandelt, mehr ergriffen, als selbst Tags darauf, da ich auf der Universitätsbibliothek die eigenhändigen Manuskripte des Orlando furioso und Jerusaleme liberata sah, und die darauf vergossene Thränenspur Alfieri's, und Lehnstuhl und Tintenzeug Arioste's, selbst mehr ergriffen, als bei dem Anblicke des Hauses Ariost's mit der bekannten Inschrift, und durch den apokryphischen Kerker Tasso's.

Der Kustode im St. Annenhospitale erboste sich weidlich,

als ich den finstern Holzkeller nicht als das Gefängniß des Dichters wollte gelten lassen, in dem er so viele Jahre verweilt und seine unsterblichen Meisterwerke schuf; er demonstrirte aber mit immer steigenderer Hitze die Aechtheit dieses Mauerloches, weil ja die auf einer schwarzen Marmortafel mit goldenen Lettern befindliche Inschrift dies aussagt, weil so viele Notabilitäten sich an den Mauerwänden eingekratzt, (hier zeigte er triumphirend auf die Namen Delavigne, Lamartine, Byron, Victor Hugo), weil es der Lage nach kein anderes sein kann, indem Tasso selber in einem seiner Briefe davon spricht, daß er aus dem Fenster seiner Zelle die Spitze des Thurmes vom herzoglichen Pallaste sehen könne, wo Leonore wohnte, was nun hier der Fall ist; weil alle Durchreisende, vornehme und geringe, diese stupende Merkwürdigkeit besehen, und weil — Monsignore Custode so viele Piaster jährlich dadurch Revenue hat, ergänzte ich lachend und ließ ihn verblüfft stehen. Schon Göthe sagte in seiner italienischen Reise: „Statt Tasso's Gefängniß zeigen sie einen Holzstall oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden ist." Hätte diesen Ausspruch nicht blos ein Deutscher, vor funfzig Jahren, ein gewisser Göthe, sondern ein Franzose, z. B. Mercier gethan, Delavigne und Byron, Walter Scott und Lamartine hätten nicht durch ihre Mauereinschreibungen dieser Mystifikation fortdauernden Vorschub geleistet; die Mauereinschreibungen hier, eine Art Touristenalbum, sind wirklich interessanter, als der Keller. Dieses Loch verdient ebenso die in allen Itinerarien vorkommende Benennung von Tasso's Gefängniß, wie ein außerhalb der Stadt gelegenes hübsches Landhaus, Villa Ercole, mit äußerlich fazettenartig behauenen

Steinen, die dem Ganzen ein mehr wunderliches, als geſchmackvolles Anſehen geben, den hochtönenden Titel: „Diamantenpallaſt“. Will man nicht allzuoft das unangenehme Gefühl der Enttäuſchung koſten, muß man, wie ich ſchon ſehe, die Hyperbel dieſer Südländer nicht immer für baare Münze nehmen. Ich habe mich bei dieſem „Diamantenpallaſt“ in Ferrara, und ſpäter in Genua bei dem ſogenannten „Sonnenpallaſte“, Palazzo Serra, an den geiſt- und anekdotenreichen Weber erinnert, der ſchon die Bemerkung gemacht, wie bei den Italienern Alles ſuperlativ ſei. Der Signore ſereniſſiere wird zum Illuſtriſſimo, zur Eccelenza, zum Milordo, verſteht ſich, wenn er Geld zeigt, Serviteure und Padrone iſt ihnen noch nicht genug, ſie machen ſich zum Sciave; ein Konzertſaal heißt Anticamra del Paradiſo, ein ein etwas größer als gewöhnliches Haus Palazzo, eine Kommiſſion Ambaſciada; die Alterthümer ſind keine Merkwürdigkeiten, ſondern Miraviglie, und die geringſte Antike Coſa ſtupenda. Führte doch ein elender Wirth in einem elenden Dorfe an ſeiner Kneipe „zur Krone“ die Aufſchrift: „Ogni-steria e buona ma questa e la corona.“ Und wozu dieſe unnützen Uebertreibungen, dieſe außerordentlichen Emphaſen von etwas Gewöhnlichem, in einem ſo herrlichen Lande, was doch des wahrhaft Außerordentlichen ſo Vieles bietet? —

Anſtatt zu beſchreiben, was ich geſehen, das Andere vor mir geſehen, will ich überhaupt ehrlich geſtehen, was ich nicht geſehen, das Andere vor mir theils geſehen, theils geſehen haben wollen. Die berühmte Statue des Herzogs Alfons von Eſte habe ich nicht geſehen, Napoleon hat ſie in die Kanonengießerei geſchickt; in ganz anderer Geſtalt, als ſeche

unddreißiger oder anderer Pfünder befindet sie sich daher im Pariser Zeughaus, oder, nach den Schlachten von Leipzig und Waterloo, anderwärts. In der Natur ist ein ewiger Kreislauf, bei der jetzigen Monumentomanie kann aus der zur Kanone gewordenen Statue wieder eine Statue werden. Den Dom aus dem zwölften Jahrhundert habe ich zwar gesehen, aber nicht, wie man beschreibt, den gothischen Geschmack darin allein, sondern allerlei Geschmäcke, den byzantinischen, italienischen, lombardischen ꝛc. Die von einem Berichterstatter des Stuttgarter Kunstblattes so sehr gerühmten Schönheiten der Skulpturen an der Facade des Domes habe ich armer Blinder auch nicht gesehen; diese religiösen Szenen aus der Leidensgeschichte Christi, das Weltgericht ꝛc., erschienen mir plump und starr, abgesehen von der oft gedankenlosen und widrigen Konzeption. Das Echo in der Kirche St. Francesco ist mir, wie allen Reisenden, vorgeführt worden, und hat es so gut deutsch gesprochen, als ich selbst, und mehrmals dasselbe wiederholt, wie die deutschen Reisebeschreiber; dagegen habe ich die allda befindlichen Gemälde Garofalo's, eines der Häupter der ferraresischen Malerschule, nur sehr schwach gesehen, da sie schon ganz verdunkelt sind, was mich um so mehr dauerte, als es gerade die frappante Farbenglut ist, welche diese Schule ausgezeichnet haben soll.

In einem Saale der Bibliothek befindet sich auch ein, Ariost errichtetes Grabmal, dessen Gebeine von den Franzosen aus der 1801 zu einer Kaserne verwendeten Benediktinerkirche hierher versetzt wurden, doch aus Pietät gegen den unsterblichen Sänger. Der Gedanke wäre überhaupt nicht so übel, Gelehrte und Dichter in Bibliotheken beizusetzen, gleichsam

auf dem Schauplatze ihrer Thaten, in geistiger Familiengruft, nicht unter Krethi und Plethi, neben reichen Bierbrauern und prunksüchtigen Kaufleuten, mit prahlenden Monumenten voll lächerlichen Epitaphien. Es mag dir die Ruhe recht wohl hier thun, edler Ludovico, dachte ich; du warst auch im Leben nicht auf Rosen gebettet, und wäre dein Genie minder groß gewesen, es hätte den Philistern deiner Zeit vielleicht geglückt, deine Blüthen im Keime zu ersticken; wollte doch selbst dein Vater die Poeterei nicht zugeben, und zwang dich, die Flammenseele, Pandekten und Institutionen zu treiben.

„Mio padre mi caccia con spiedi e lancie,
Non che con sproni e volger testi e chiose,
E m'occupo cinque anni in quelle ciancie"

sagst du ja selbst in einer deiner Episteln, und klagst später, wie man dich einen Müßiggänger, Zeittödter schilt, weil du nur unnütze Verse machst. — Ja wohl, nennen die Alltagsseelen unnütz, todt, was nicht die materiellsten Lebens- und gesellschaftlichen Bedürfnisse betrifft; ackern, schiffen, exerziren, bauen, backen, Rezepte schreiben, rechnen, Aktenschmieren, weben ꝛc., dies nennen sie allein wirken, schaffen, alles Andere träumen; was man nicht packen, nicht verwerthen kann, gilt ihnen Nichts; aber hat der Lichtstrahl keine Realität, weil man ihn nicht greifen kann? — Ob übrigens, edler Ariosto, dein Orlando furioso keine originale Konzeption, sondern aus dem Orlando inaniorato des Bojardo entstanden ist, wie ein berühmter deutscher Kritiker entdeckt haben will, kann deinen Nachruhm wenig schmälern, denn wie sehr hast du deinen Vorgänger an Anmuth und Poesie überflügelt, und Bojardo

iſt ſchon vergeſſen und — der deutſche Kritiker beinahe auch. Guarini, der elegante Guarini, deſſen unnatürliches, geſchminktes Schäferdrama und noch unnatürlicheren geputzten Madrigale in die meiſten lebenden Sprachen Europa's überſetzt ſind, hat auch hier gelebt, und es kann auch Jeder, wer gerade Luſt hat, das Haus anſehen, wo er geboren wurde.

Es mag ziemlich luſtig hergegangen ſein in Ferrara, als ſo viele Dichter und Künſtler, Buonarotti, Cellini, Doſſo Doſſi, Garofalo, Tibaldi, Teſti ꝛc. hier weilten, die Welfen und Eſten hier kämpften, und die durch ihre Nichtlukrezienſchaft ſo berüchtigte Lucrezia Borgia hier Hof hielt. Jetzt iſt Alles ſtille, mäuschenſtille. In den weitläuftigen einſamen Straßen hört man nur ſein eigenes Athemholen; ich erinnerte mich an Freund Lewald, der von Weimar erzählt, wie er geſucht, allda ſich in das Gewühl der Straßen zu ſtürzen, aber kein Gewühl, kaum Straßen fand. Zwiſchen den Steinen wächst Gras, und die hiſtoriſchen Erinnerungen dienen nur dazu, die Gegenwart noch düſterer zu machen, und wie in Venedig, frug ich mich leiſe: Alſo iſt in Italien wirklich nur das Todte lebendig, alles Lebende todt? —

Der Po war ausgetreten, die Dämme an mehreren Seiten durchbrochen, von allen Seiten kamen uns Schaaren flüchtender Landleute entgegen. Ein großer Theil der fruchtbaren Romagna, ſelbſt die Landſtraße war überſchwemmt. Anſtatt der gewöhnlichen Poſtſtraße über Malabergo nahmen wir daher den Seitenweg über Cento, einem freundlichen, belebten, in gut angebauter Ebene gelegenem Städtchen. Es war gerade Jahrmarkt, die ganze Bevölkerung auf der Gaſſe, acht italieniſche Phyſiognomieen, viel geiſtliche Uniformen;

ein Reiſewagen ſchien hier eine ſeltene Erſcheinung, denn Alles glotzte uns verwundernd an, und die hoffnungsvolle Generation, meiſt im Zuſtande der erſten Unſchuld, lief uns lange jubelnd nach. Gerne hätte ich mich länger hier verweilt, denn Cento iſt die Geburtsſtadt von Giovanni Francesco Barbieri, genannt Guerino (der Schielende), deſſen rührende Hagar in der Brera zu Mailand mehr werth iſt, als alle die ſechshundert Altarblätter, und die vielen, durch warmen Farbenton ſich auszeichnenden hiſtoriſchen und landſchaftlichen Bilder, die man überall von ihm trifft; gerne hätte ich ſein Haus beſucht, wo ſich noch intereſſante Gemälde von ihm vorfinden ſollen, aber die Peitſche des Poſtillons knallte, dem ruſſiſchen Schickſal muſte gehorcht werden und ich weiter ziehen. Das Land der Verheißung liegt ja erſt vor mir.

Um drei Uhr Nachmittags erreichten wir **Bologna**, die Stadt der Arkaden und der Päpſte, das fette, das gelehrte Bologna genannt. Ich ware faſt verſucht, es das „ſtille" zu heißen, denn trotz ſeiner 70 bis 80,000 Einwohner geht es da — was bei einer großen italieniſchen Stadt um ſo auffallender iſt — ſehr geräuſchlos zu, oder iſt das gelehrte, vielfach bewegt geweſene Bologna nur jetzt ſo kleinlaut?

Ich habe wieder Allerlei geſehen und Allerlei nicht geſehen. Es war gerade Weinleſe, aber die lieblichen Gemälde, die ſich um dieſe Zeit in dieſer Gegend praſentiren ſollen, Claude Lorrain's Himmel, Pouſſin's Grün, Tennier's ſchöne Gruppirung, wie die Touriſten ſchwärmen, habe ich nicht geſehen. Der Himmel war grau, das Grün blos grün, die dabei beſchäftigten Winzer und Winzerinnen ganz alltäglich,

der Most aber, den ich kostete, ganz niederträchtig, sauerbitterlich. Wie ich überall hörte, hat der regnerische Spätsommer die ganze Qualität der Weine von 1842 verdorben. Insofern fand ich Alles, wie im Norden; eigen blos sind die hübschen ovalen Weinfasser mit glänzenden kupfernen Reifen, und die mit solchen hohen und engen Tonnen beladenen, von weissen Stieren gezogenen Wagen in langen Reihen geben ein hübsches Bild; schlanke Burschen, freundliche Mädchen und wohlbehagliche Mönche dienen als Staffage. Die Arkaden habe ich gesehen, aber vor lauter Arkaden kann man die Häuser nicht sehen. Die Arkaden unterscheiden sich von unsern Lauben durch die leichtere, geschmackvollere Bauart, durch die Höhe der Gewölbe und die schlanken, sie unterstützenden Marmorsäulen, anstatt unserer schwerfälligen Pfeiler. Ob übrigens Bologna so viel Säulenhallen hat, weil es im Mittelalter eine Republik gewesen, woran es im höheren Alter, 1831, sich wieder erinnerte, und weil Republikaner öffentlich berathen, oder ob es so viel Säulenhallen hat, um als ur-uralte Universitätsstadt der philosophischen Sekte der Peripatheuker zu schmeicheln, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich, ohne Republikaner und Peripatheuker zu sein, diese bedeckten Gänge recht bequem gefunden habe, da es immerfort regnete.

Man hat die Gestalt der Stadt Bologna mit einem Schiffe verglichen, und ihre größte Breite, welche sie ungefähr in der Mitte hat, kommt ihrer Länge nicht gleich. In diesem Schiffe sollen die hohen, schmalen und schiefen Thürme, degli Asinelli und Garizenda, die sich zu umarmen scheinen, die Masten sein. Soll man das Bild fortsetzen, so könnte

man ſagen, das Schiff führte einſt die Flagge Libertas (jetzt noch auf den Stadtmünzen), hatte viele Stürme auszuſtehen, wurde im Laufe vieler Jahrhunderte von den römiſchen Kaiſern, den Lombarden, den Welfen und Gibellinen, den Päpſten und einheimiſchen Seeräubern gekapert, bis es endlich als Wrack jetzt im Hafen liegt.

Nur ein großartiges Gebäude ſteht noch als memento mori von der älteſten und weltberühmteſten Univerſität Europen's, der mater studiorum. Hier alſo ſtrebten zuerſt Theologen und Philoſophen, den Schleier der Iſis zu lüften, die Geheimniſſe der überſinnlichen Natur zu enthüllen. Hier ſecirte zuerſt ein Menſch den Menſchen, um den Bau des menſchlichen Körpers zu erforſchen, lehrten Philologen die todten Sprachen todter Völker, erforſchten zuerſt Aſtronomen und Phyſiker des Himmels Bahnen und die Geſetze der Natur, die Rechtslehrer die Geſetze der menſchlichen Geſellſchaft. Ich erinnere nur aus dem zwölften Jahrhunderte an Irnerius, den jedem Juriſten wichtigen Verfaſſer der in dem Kodex enthaltenen Authentiken, den man den Wiederherſteller des Geſetzes und Fackel des Rechtes nannte, und aus dem achtzehnten Jahrhunderte an den unſterblichen Entdecker der thieriſchen Elektrizität, Aloiſ Galvani ꝛc. — Die Hörſäle ſind noch da, die Sternwarte, das anatomiſche Theater, das Naturalienkabinet, chemiſche Laboratorien, phyſikaliſche Kabinete, Antiken-, Medaillen- und Modellſammlungen, ein botaniſcher Garten, eine ungeheure Bibliothek ꝛc. ſind noch da, auch ſind im diesjährigen Lektionskataloge eine Menge Profeſſoren verzeichnet, aber das Weſentlichſte fehlt: es ſind keine Zuhörer da, faſt mehr Lehrer als Schüler, kaum zweihundert Studenten,

wie man mir ſagte. Die Hörſale ſind verödet, der Spiritus iſt verflogen, das Phlegma iſt geblieben. Wie lebhaft muß es hier zugegangen ſein, als die Weisheit nicht blos von Männern, ſondern, was Bologna von jeher diſtinguirte, von den Lippen der Frauen floß, als im Mittelalter die Profeſſorinnen Gozzani, Bonſignori u. A. lehrten, Novella d'Andrea kanoniſches Recht vortrug, Novella, die zugleich ſo ſchön war, daß ſie, um die Aufmerkſamkeit der Hörer nicht abzulenken, einen dichten Schleier von Wolle trug; als noch im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Profeſſorin der Anatomie, Manzolina, auf dem Katheder glänzte, und die Doktorin Laura Baſſi, welche im einundzwanzigſten Jahre ihres Alters, anſtatt, wie heut zu Tage, über die Emanzipation der Frauen Romane zu ſchreiben und zu leſen, öffentlich philoſophiſche Disputationen hielt, nach dem Syſteme Newton's Mathematik und Phyſik lehrte, dann mittelmäßige Gedichte ſchrieb und bei alle Dem noch Zeit hatte, den Arzt Verati zu heirathen und Kinder zu gebären. In der neuern und neueſten Zeit ſind es nur die Donnen Tamburini und Marietta Dalle Donne, welche den Ruhm der weiblichen Gelehrſamkeit Bologna's aufrecht hielten. Erſtere eine ausgezeichnete Linguiſtin, Letztere Profeſſorin der Geburtshilfe, erſt vor einigen Jahren geſtorben. — Ach wie ſo gerne hätte ich von ſchönen Lippen ein Kollegium Logikum gehört, aber jetzt halten die Frauen keine Vorleſungen mehr in Bologna, höchſtens, wie überall, zu Hauſe ihrem Gatten. In ſehr gutem Zuſtande iſt noch die große Bibliothek von mehr als 200,000 Bänden. Der Anblick einer ſolchen Büchermaſſe iſt mir immer etwas peinlich. Wie ſie da ſtehen, in Reihe und Glied, friſch und unverſehrt,

und die Meiſter, die ſie ſchufen, ſind längſt vermodert. Welche Mühe und Zeit hat es gekoſtet, dieſe Bücher alle zu ſchreiben, wie unmöglich iſt es, ſie alle zu leſen, wie klein erſcheint ſich der Menſch in dieſem großen, geiſtigen Gedankenmeere, und doch wie groß, als Theil dieſes Ganzen! — Wie viel Blitze des Genies ſind da vorhanden, und welch unermeßlicher Unſinn! In unſern Tagen, wo die Preſſe und der Gedanke Mächte geworden, iſt der Anblick einer Bibliothek intereſſanter, als der eines Schlachtfeldes, auf dem ſich die Leute blos gedankenlos todt zu ſchlagen pflegten. Gottlob! Die Kriege ſind aus der Mode, und hört man hier und da en gros Kanonen donnern, ſo geſchieht es wenigſtens ſcheinbar im Namen der Ziviliſation, wie in China und Algier.

In Frankreich ſind es die Salons, die Kammern, die Mediſten, die Emenuten, die Spektakel, die der Reiſende vorzugsweiſe beſucht; in England die Parlamente, die Fabriken, die Maſchinenwerkſtätten und Tabagieen; in Deutſchland die Univerſitäten, die Buchladen, die alten Ritterburgen aus den noch nicht verklungenen Feudalzeiten; in Italien die Gallerieen, Alterthümer, Theater und — Kirchen.

Bologna hat, wie alle Städte Italien's, eine Unzahl alter Kirchen. Als die intereſſanteſte erſchien mir St. Petronie, nicht weil ſie die älteſte, der Anlage nach die größte iſt, ſie wurde 1390 begonnen und iſt noch nicht vollendet, nicht wegen ihrer alten Skulpturen und meiſt verwitterten Gemälde, ſondern wegen der im Innern befindlichen, von Caſſini gezogenen, eigentlich verbeſſerten Mittagslinie. Dieſe Linie hat, wie die Inſchrift angibt, eine Länge von 20bi pariſer Fuß, den ſechsmalhunderttauſendſten Theil des Erdkreiſes. Das

Gnomon, nämlich die Säule, mit der kleinen runden Oeffnung, durch welche der Lichtſtrahl auf die horizontale Fläche fällt, iſt 83 Fuß über dem Fußboden der Kirche. Es wird dadurch die Entfernung vom Zenith und der Durchgang der Sonne durch die Zeichen des Thierkreiſes beſtimmt. Es gab ſchon früher zu Bologna eine Mittagslinie, die der P. Ignatio Dante im Jahre 1575 in der Kirche des h. Petronius gezogen hatte, um durch Beobachtung die Aequinoktien und Solſtitien zu beſtimmen, deren Kenntniß zur Berechnung der kirchlichen Feſte nöthig iſt, und welche von dem julianiſchen Kalender ſchon lange ſehr ungenau angegeben wurden. Da man im Jahre 1653 die Kirchengebäude erweiterte, ſo kam Caſſini auf den Gedanken, dort dieſe längere und genauere Mittagslinie, als die des Dante zu ziehen, die dazu dienen konnte, die Ungewißheit zu entfernen, welche noch in Anſehung der aſtronomiſchen Refraktionen und überhaupt aller Elemente der Theorie der Sonne, übrig blieb. Er erhielt die Erlaubniß hierzu nicht ohne einige Schwierigkeit von Seiten des Magiſtrats der Stadt, da dieſem die Unternehmung des jungen Aſtronomen ziemlich unſicher ſchien, wegen der Hinderniſſe, welche die Bauart der Kirche entgegenſetzt. Aber Caſſini überwand ſowohl dieſe Bedenklichkeiten, als auch die wirklichen Schwierigkeiten der Operation durch ſeine äußerſt lebendige Thätigkeit und unermüdete Ausdauer, und in zwei Jahren war die neue Mittagslinie vollendet. Er lud hierauf durch eine öffentliche Bekanntmachung alle Aſtronomen zur Beobachtung des Winterſolſtitiums im Jahre 1655 ein, bei welcher Gelegenheit er in einem poetiſchen Style, deſſen er ſich durch Beſchäftigung mit den ſtrengen Wiſſenſchaften nicht entwöhnt

hatte, ſagte: „Ein neues Orakel Apollo's, des Sonnengottes, ſei in einer Kirche errichtet worden, man könne daſſelbe mit völligem Vertrauen über alle Schwierigkeiten der Aſtronomie befragen.“ Wirklich waren die erſten Früchte dieſes neuen Orakels vollkommenere Sonnentafeln, eine ſehr genäherte Meſſung der Parallaxe dieſes Geſtirns, und eine neue, ſehr verbeſſerte Refraktionstafel. (Allg. Enzyklop. Art. Caſſini.) Es war gerade ein Kirchenfeſt, als ich St. Petronio beſuchte, die Kirche geſchmückt, die Säulen drapirt, die Altäre mit ſilbernen und goldenen Gefäßen, Blumen ꝛc. beladen, eine große Menſchenmenge horchte einem auf einer Kanzel vibrirenden, wüthend deklamirenden Mönche, der ſo gewaltig ſchrie, daß man ihn nicht hörte, indem er ſich überſchrie, immer von einer Ecke der Kanzel zur andern ſprang, die Gemeinde mehr durch ſeinen apoſtoliſchen Eifer als ſeine Beredtſamkeit erbauend. Man hörte nur abgebrochene Laute — Purgatorio — Eccleſia — Maledetti — da ſchlug es 12 Uhr, ein Sonnenſtrahl drang durch das Gnomon, Niemand bemerkte ihn, und ich ging etwas verſtimmt hinweg, um den Eindruck zu verwiſchen, den dieſer Kontraſt in mir verurſachte, in den Palaſt der Akademie der ſchönen Künſte, ehemaliges Jeſuiten-Kollegium, in die Gemäldegallerie.

Wem iſt die Schule der Caracci zu Bologna unbekannt, die im Geiſte des Eklektizismus aus den frühern Schulen das Beſte ſich aneignende, das Manierirte verſchmähende, dem ächten Naturſtudium huldigende Schule?

Dichter malen durch Worte, Maler reden durch Werke, hat Annibale Caracci, der Schüler ſo vieler Meiſter und Meiſter ſo vieler Schüler, nicht nur geſagt, ſondern wahrlich

bewiesen, durch seine Madonna in Gloria, von Engeln und Heiligen umgeben, bewiesen. Befände sich nicht in dieser Gallerie die Alles überstrahlende, heilige Cäcilie von Rafael, man hielte diese Madonna für das größte Meisterstück in dieser Bildermasse, die des Trefflichen von Guido Reni, Domenichino, Parmeggianino u. A. so vieles enthält. Diese beiden Gemälde haben auch die Reise nach Paris mitgemacht, und sind durch die Gewalt unserer Waffen zurückgekehrt, erzählte mir der Kustode — „unserer?" frug ich etwas verwundert.

Außer den gewaltigen Werken des Kleeblattes der Carracci ist die alte bolognesische Malerschule hier von den alten Meistern Francesco Francia, Imola u. A. würdig vertreten, doch sind alle diese Gemalde mehr für die Kunstgeschichte, als für den Beschauer wichtig. Man wendet sich scheu ab von diesen steifen Versuchen, den vielen unerquicklichen Madonnen, noch mehr von den gräßlichen alt- und neubiblischen, mit dem Begriffe der Schönheit durchaus nicht vereinbaren, fürchterlichen Gegenständen, — dem bethlehemitischen Kindermord, der Geißelung, den Martyrologieen, wie sich Menschen verbluten, andere von wilden Rossen zertreten, noch andere langsam gebraten werden ꝛc., und fühlt sich magnetisch hingezogen zu dem Vollendeten, zur erhabenlieblichen, heiligen Cäcilia. Mit gen Himmel erhobenem Blicke steht sie da, dem Gesang der im Gewölke halb sichtbaren Engel zuhorchend, in ihrer Hand die Orgel nachlässig haltend, zu ihren Füßen Musikinstrumente. Auf der rechten Seite sieht man den Apostel Paulus mit dem Schwerte und den Evangelisten Johannes, links eine weibliche Figur, Maria Magdalena, und einen Kirchenvater, nach Einigen

Augustinus, nach Andern Petronius. Es ist vielleicht, nach der Bemerkung Herder's, keine Schutzpatronin in der Welt zu ihrem Amte unschuldiger gekommen, als die h. Cäcilia, als Schutzpatronin der Tonkunst. Sie kam nämlich nach der Legende dazu, weil sie auf die Musik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwendete, und mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ. Cäcilia, heißt es in ihrer Lebensbeschreibung, eine edle römische Jungfrau, trug das Evangelium Christi verborgen in ihrem Herzen und bat den Herrn mit Seufzen und Flehen, ihr eine unbefleckte Jungfrauschaft zu halten. Ihre (heidnischen) Eltern hatten sie an einen heidnischen Jüngling, Namens Valentianus, verlobt, dieser von brennender Liebe gegen sie entzündet, setzte den Tag der Hochzeit an. Cäcilia ward mit goldgefüllten Kleidern angethan, aber auf ihrem Leibe trug sie ein härenes Gewand. Eltern und Bräutigam bestürmten sie mit solcher Gewalt, daß sie die Liebe ihres Innersten nicht zeigen, und wie sie Christus allein zugethan sei, durch augenscheinliche Zeichen nicht offenbaren konnte. Der Tag kam heran, an welchem das Brautbette aufgeschlagen wurde; die Instrumente tönten, sie aber sang im Herzen allein zu dem Herrn (die Worte der Legende lauten: cantantibus organis illa in corde suo soli domino cantabat aut decantabat), sie fastete, flehte die Engel im Gebete an, ihre Keuschheit zu bewahren; die göttliche Hülfe, ein glänzender Engel, erschien zu ihrem Schutze, als Valentian ihn mit eigenen Augen sah, wurde auch er und sein Bruder Tiburtius bekehrt, Beide dann als Bekenner des Christenthums enthauptet. Cäcilia, die fortan durch ihren begeisterten Glauben Schaaren von Götzendienern zum

Chriſtenthum führte, und ſich ſtandhaft weigerte, den heidniſchen Göttern zu opfern, litt endlich das Martyrerthum, ſie ward auf Befehl des römiſchen Präfekts Almachius in ein Bad mit ſiedendem Waſſer verſchloſſen; da man ſie am andern Morgen noch unverletzt fand, ſo ſollte der Henker ſie enthaupten. Als er ihr aber dreimal in den Hals gehauen, und das Haupt nicht vom Leibe zu trennen vermochte, verließ er ſie in ihrem Blute, ſie aber lebte noch drei Tage, ermahnte die Gläubigen, vertheilte ihre Habe unter die Armen und ward eine Heilige der Kirche. Sie ſoll auf dem Kirchhofe des Sirtus vor dem appiſchen Thore beerdigt worden ſein, welche Statte ſpäterhin das Begräbniß der h. Cäcilia genannt wurde. Erſt im Jahre 821 wurde durch den Papſt Paſchalis ihr Körper in den Katakomben des h. Kalixtus aufgefunden, ganz unverſehrt nach den Anzeigen, die in ihrer Märtyrergeſchichte vorkommen, nämlich in Goldſtoff gekleidet, nebſt blutbeſpritzten Tüchern zu ihren Füßen und neben ihr der Leichnam ihres Bräutigams. Unter Clemens VIII. wurde dieſer Sarg zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts wieder aufgefunden, geöffnet, und mit einem ſilbernen Sarge umſchloſſen, wie Baronius in ſeinen Annalen berichtet. Noch jetzt findet ſich in Rom jene Kirche der h. Cäcilia Traſtevera, welche den Benediktinern gehört, und von welcher man vorgibt, daß ſie auf der Stelle des Hauſes und nahe an dem Badezimmer, in welchem die Heilige den Märtyrertod erlitten, von Papſt Urban I. erbaut ſei, der auch ihren Gatten und Schwager getauft hatte. In derſelben Kirche ſteht neben dem Hochaltare das reich verzierte Grabmal der Heiligen mit der liegenden Marmorſtatue derſelben, wie ſie im Grabe gefunden ſein ſoll. Gegen

Herder's Beweis aus der Legende, daß gerade die h. Cäcilia auf die Musik nicht achtete, daß sie daher eben so wenig die Ehre verdiene Patronin der Tonkunst als Erfinderin der Orgel zu sein, haben verschiedene Widerlegungen stattgefunden. Am Besten äußerst sich Wendt, wenn er meint, daß man obige Stelle cantantibus organis ursprünglich nicht sowohl mißverstanden, als ihr vielmehr eine in jenem Zeitalter sehr gewöhnliche symbolische Auslegung gegeben, und diejenige Heilige zur Schutzpatronin der Heiligenmusik gemacht, welche beim Anhören der irdischen Musik eine höhere gottgeweihte Harmonie in ihrem Herzen trug, und gleichsam unhörbar zu dem Herrn sang. (Hierbei hielt man sich vorzüglich an den metaphorischen Ausdruck: decantabat domino.)

Mag nun die Kirchenheilige auf diese oder jene Weise zu der Ehre gekommen sein, ein „schöne christliche Muse" zu werden, so gehört sie doch jetzt zu den schönsten Idealen, welche die Kunst zu ihrem eigenen Preise verherrlicht hat. In dieser Beziehung sagt Herder sehr schön: „Das einzige Gemälde Rafaels in Bologna macht sie als eine himmlische Erscheinung der Unsterblichkeit werth. Sie hat in ihm einen eigenen Charakter gewonnen, der weder eine Klio, noch eine Maria oder Magdalena darstellt: eine erhabene, standhafte Heilige ist sie und zugleich die personifizirte himmlische Andacht." Ja wohl himmlische Andacht, nicht sinnlicher Salonausdruck, wie bei den neuesten Cäcilienmalern. Ich erinnere mich, vor mehreren Jahren auf der Wiener Kunstausstellung ein solch damals viel bewundertes Cäcilienbild von Johann Schefer gesehen zu haben, eine weibliche Figur in moderner Kleidung mit üppigen Formen sitzt am Klavier,

vor ſich ein Notenpult, über ſich einen Heiligenſchein, unter ſich drei Engel, die ſie ebenfalls aus einem Notenblatte accompagniren, kurioſe Kompoſition, wäre nicht der Heiligenſchein und hätten die drei hübſchen Knaben nicht Flügel an den Schultern, man glaubte eine Szene im Konzertſaale zu ſehen. — Und Scheffer war einer der begabteſten Maler unſerer Zeit! Aber unſere Zeit iſt eine materielle, realiſtiſche, die Künſtler vermögen nur zu kokettiren, nicht zu idealiſiren.

O Eitelkeit der Eitelkeit und Alles iſt eitel, hat Salomo geſagt, der es leicht wiſſen konnte, weil er tauſend Weiber hatte, folglich täglich tauſend verſchiedene Eitelkeiten ſah — Alles iſt eitel (d. h. nichtig und vergänglich), und doch hält jeder ſein Streben, ſeine Hoffnungen, Plane, Wünſche, Entwürfe für gewaltig wichtig, des Nachbars Streben, Hoffnungen, Plane ꝛc. für gewaltig unbedeutend — kindiſche Menſchen! Nichts iſt unbedeutend, denn es iſt ja Nichts bedeutend — Alles iſt eitel! Der Gram wie die Freude, der Ruhm wie das Wiſſen, die Schönheit wie die Hoheit — Alles iſt eitel, denn Alles iſt nur Phantasmagorie, der Schatten eines Traums, ſagt der göttliche Plato. Wer daher vom Glücke ſich berauſchen, vom Unglücke ſich beugen läßt, mit einem Worte: wer das Leben zu hoch nimmt, der hat wahrlich das Leben in ſeiner tiefen Bedeutung nicht erfaßt, das Leben, das, wie die geiſt- und gemüthreichſte der Frauen, Rahel Robert, meint, man als Unſinniger in Schmutz, Unſinn, Dürre, Sand und Wuſt, in wahnſinnigen Thorheiten hinrinnen läßt, nicht beachtend, daß kein Tropfen zweimal fließt, der Diebſtahl an uns ſelbſt geſchieht und gräßlicher Mord iſt, aber hat Rahel Robert ſich auch nicht oft

unnöthig gequält, nicht auch Vieles zu hoch genommen? — Wahrhaft mitleidiges Lächeln zwingen dem Menſchenbeobachter, der aus dieſem Standpunkte das menſchliche Treiben betrachtet, die kurioſen Verlegenheiten ab, in denen ſich viele Leute aus Selbſttäuſchung zu befinden glauben; Verlegenheiten, die ſich oft ſchneidend entgegengeſetzt ſind. So gibt es Menſchen, die in Verlegenheit ſind, wo ihr vieles Geld hinzugeben, und noch mehrere, wo das Wenige herzunehmen; Menſchen, die in Verlegenheit ſind, wie die Zeit auszufüllen, andere, die in Verlegenheit ſind, wie damit auszureichen. Der Diplomat iſt in Verlegenheit, nicht wie er in einer Staatsſchrift das ſagen ſoll, was er will, ſondern wie er das ſagen ſoll, was er nicht will; der Gelehrte belächelt das Mädchen, welches in Verlegenheit iſt, weil eine Falte am Buſenſtreif nicht gehörig geglättet iſt, und das Mädchen den Gelehrten, weil ihn ein Druckfehler in Verlegenheit ſetzt. Der Arzt iſt in Verlegenheit, nicht weil der Kranke geſtorben, ſondern weil er nicht weiß, woran er geſtorben iſt, und ich bin in Verlegenheit, weil ich keine paſſende Pointe zu dieſen Verlegenheiten finden kann. — Alles iſt eitel!

O Eitelkeit der Eitelkeit! O Vergänglichkeit der irdiſchen Hoheit, rief ich aus, als ich die herrliche Prachttreppe Palladio's im Pallaſte Bacciochi, ehemals Pallaſte Vanuzzi, hinanſtieg und die öden, doch noch in höchſter Eleganz prangenden Appartements durchwandelte, wo vor noch nicht langer Zeit Eliſe Bacciochi, Napoleon's herrſchbegierige Schweſter, in Bologna glänzenden Hof hielt, und den großen, impoſanten, im Viereck gebauten Familienſaal betrachtete, den Saal der Napoleoniden, geſchmückt mit 18 Büſten, 10 Bildern und

vier lebensgroßen Marmorſtatuen der ganzen korſiſchen Dynaſtie. In der Mitte Hecuba Lätitia in ſitzender Stellung. Der Mächtigſte der Sterblichen und ſeine Brüder und Schweſtern und Schwäger, mit königlichen Inſignien geziert, ſchwammen noch vor meinem Blicke, als ich ſchon den Pallaſt verlaſſen, die Straße erreichte, wo anſtatt der großen Armee des großen Cäſars ein kleines Häuflein päpſtlicher Prätorianer, Schweizerrekruten einexerzirt wurden und unter deutſchem Kommando rechts! links! halt! jämmerliche Geſichter ſchnitten. Dieſe Ironie der Weltgeſchichte ergriff mich ſo ſtark, daß ich in meinen Gaſthof eilte und viel Mortadelli verſchlang, eine Gattung Wurſt, die hier ſehr gut zubereitet wird.

Aus Furcht, meinem Cicerone zu mißfallen, der es mir ſehr übel genommen hätte, eine Merkwürdigkeit Bologna's unbeſehen zu laſſen, ein Touriſt muß ja ex officio Alles ſehen, ſonſt iſt er kein rechter Touriſt und iſt in Gefahr, bis zum Einheimiſchen hinabzuſinken, mußte ich auch das Campo Santo beſuchen. Ich liebe es nicht, Kirchhöfe zu beſuchen, ich mag ſie nicht, dieſe ſteinernen Oſtentationen, und iſt nicht die ganze Erde ein Kirchhof, wandeln wir nicht überall auf Gräbern? La superficia della terra e tutta coperta di umana polue, e noi passeggiamo sulla ossa dei padri nostri, felici esse che dormano, (die Oberfläche der Erde iſt mit menſchlichem Staube bedeckt, und wir ſchreiten über die Gebeine unſerer Väter, glücklich die hier ſchlafen). Wie ſchon Luther auf dem Gottesacker zu Worms ſagte, invidio quia quiescunt, ich beneide, die da ruhen. Unſer Leben iſt ein Räthſel, der Tod die Auflöſung des Körpers, iſt er zugleich eine Auflöſung des Räthſels Leben? —

Der Weg zu dem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Campo Santo führt bequem durch Arkaden. Der Gottesacker ſelbſt beſteht aus vier großen Feldern, auf welchen abgeſondert die Männer, Frauen, Knaben und Mädchen begraben werden. Das Quadrat iſt durch Hallen und Korridore architektoniſch verbunden, hat eine Maſſe Mauſoleen, Halb- und Ganz- und Unberühmter, wie alle Kirchhöfe. Zambeccari, der berühmte Aeronautiker, ein geborener Bolognefer, hat auch hier ein ſchönes Denkmal. Nachdem er die Luft durchſchifft, bei einer ſolchen Fahrt in Iſtrien in's Waſſer fiel, dann im Feuer verbrannte, ſchläft er nun hier in kühler Erde, des Menſchen Urſtoff. Hauptſächlich zeichnet ſich dieſer Friedhof durch ſeinen großen Umfang, ſowie dadurch aus, daß Juden und Chriſten hier gemeinſchaftlich begraben werden — die todten Juden ſind alſo in Bologna emanzipirt.

Berühmt iſt noch Bologna um ſeines im Dunkeln leuchtenden bononiſchen Steines, der heute noch leuchtet, während ſo viele bologneſiſche, zu ihrer Zeit berühmte Gelehrte zu leuchten längſt aufgehört, und um ſeiner durch alle Nacht der Zeiten hellſtrahlenden Kunſtſchätze; um ſeiner verſtorbenen Hochſchule und der noch in der italieniſchen Pantomime lebenden komiſchen Maske des Dottore; berühmt um ſeiner vielen Mönchs- und Nonnenklöſter und ſeiner eigenthümlichen Manufakturen von Kraus und Flor (veli crespi); um ſeiner ſchönen bronzenen Statue von Giovanne di Bologna, deren Hauptfigur einen mit dem Dreizack gebietenden Neptun darſtellt, der freilich analoger in Britannien's Metropole zu ſtehen verdient, als in einer Provinzialſtadt des nur Gewiſſen, nicht eine Armada befehligenden Kirchenſtaates, und endlich berühmt

durch seine vielen Akademieen. Außer der bereits erwähnten herrlichen Akademie der Künste und des von Marsiglie gestifteten par exzellence genannten Instituts (Instituto delle scienze) haben in Bologna stets eine Menge Akademieen geblüht, unter denen die der Filarmonici am bekanntesten ist. Die älteste Akademie daselbst gründete der Dichter Gianfilatreo Achellini im Jahre 1511 unter dem Namen il viridorio; eine andere stiftete der bolognesische Geschichtsschreiber Achille Bocchi unter dem Titel Akademia Bocciana, eine typographische Gesellschaft, der wir viele korrekte Drucke verdanken. Viele andere Akademieen entstanden und lösten sich wieder auf. Die größten, theils wunderlichen Namen der berühmtesten sind: Academia de Somachiosi, Schlaftrunkenen, de Desti, Wachenden, Sitibondi, Durstenden, wahrscheinlich figürlich nach Wissen, degli Ozioso, Müssigen, de Storditi, der Unsinnigen, de Confusi, der Verwirrten, de Politici, der Politiker, degli Umorosi, der Humoristen, de Gelati, der Gefrornen ꝛc. Ob die Akademieen degli Ozios, de Storditi und de Confusi noch in Bologna existiren, weiß ich nicht, vielleicht blühen sie nur noch in Deutschland, wenn auch unter andern Benennungen. —

Musik ist hier stets viel getrieben worden, und große Notabilitäten sind von hier aus hervorgegangen. Der seiner Zeit allbewunderte Sopranist Crescentini erlang sich hier seine ersten Lorbeeren, und das größte musikalische Genie unsers Jahrhunderts, der gold- und melodienreiche Rossini, empfing in Bologna seinen ersten Unterricht im Singen und der Komposition. Er wohnt jetzt gewöhnlich hier, früher in Paris. Paris und Bologna sind wirklich Gegensatze, wie Sebastian Bach'sche

und Joachim Roſſiniſche Muſik. Hier lebt er in ſtiller Zurückgezogenheit und hat ſich ein eigenes hübſches Haus bauen laſſen, vermuthlich weil die Baukunſt als gefrorene Muſik, wie die Malerkunſt als gefrorene Poeſie närriſch genug definirt wurden. Das Roſſiniſche Haus hat die hoffentlich nicht von dem Beſitzer herrührende, ruhmredige, ſchwülſtige Inſchrift: Non domo dominus, sed dominus domo obloquitur nummeris septem discrimina vocum, inter odoratum lauri nemus.

Von hiſtoriſch-poetiſchem Intereſſe iſt in den mit einer hübſchen Façade von Fioravanti geſchmückten Palazzo del Podeſta der große Saal, den König Enzio während ſeiner langen Gefangenſchaft in Bologna bewohnte, und der noch Sala d'Enzio heißt. Hier ſtarb dieſer unglückliche Fürſt, natürlicher Sohn Kaiſer Friedrich's II. von Hohenſtaufen, dem er glich an Tapferkeit und männlicher Thatkraft, an körperlicher Schöne, wie an Haß gegen die Uebergriffe der Hierarchie. Er blühte und welkte ſchnell; 1225 zu Palermo geboren, erwarb er ſich bereits im Jahre 1237 im Knabenalter ſeine erſten Sporen in der Schlacht von Cortenova gegen die aufrühreriſchen Lombarden, und als zarter fünfzehnjähriger Jüngling errang er einen noch ſchwereren Sieg auf dem Schlachtfeld der Liebe gegen viele ſeiner Mitbewerber um die Hand der etwas verwitterten Beherrſcherin von Sardinien und Korſika, Königin Adelaſia. Nur kurze Zeit konnte der junge Neuvermählte die Honigmonde der Ehe genießen. Der Kaiſer rief ihn nach Italien zurück, um ihn unter dem 25. Juli 1239 zum Statthalter, Vicarius Imperii Generalis, von Italien zu ernennen. Während in dem Verlaufe des Feldzuges der Kaiſer ſeine Hauptmacht gegen Bologna führt, erobert Enzio die Feſten

Piamuzzo und Crevalcone, darauf drang er gegen die Mark Ancona vor und faßte im Oktober daſelbſt feſten Fuß. Der Papſt zitterte in ſeiner Hauptſtadt, und voll von Zorn, ſchleuderte er am 11. November den Bannſtrahl gegen den jungen König von Sardinien. Dieſer aber kümmerte ſich wenig um den Bann des erſchreckenen Papſtes, rüſtete ſich zu dem neuen Feldzuge, in welchem er die Eroberung der Mark und der angränzenden Länder fortſetzte. Orta, Civita Caſtellana, Monte Fiascone, Corneto, Sutri, Tuscanella und ſelbſt das vom Papſt ſchmerzlich bedauerte Viterbo fielen in die Gewalt des Königs. 1240 leiſtete er dem treuen Ferrara Entſatz; 1241 erfocht er gegen die genueſiſche Flotte unweit Livorno bei der Inſel Meloria einen vollſtändigen Sieg, kämpfte ſiegreich vom Jahre 1241 bis 1247, theils in Deutſchland, dem Lande ſeiner Ahnen, gegen die einbrechenden Mongolen, theils in Italien gegen die ewigen, wuthentbrannten Feinde ſeines Hauſes, die Guelfen; 1248 rief ihn eine Geſandtſchaft des von den Bolognesern hart bedrängten Modena zu Hülfe; er verſprach ſie, zog ſeine Streitkräfte aus Pavia und Cremona, ſowie die aus Parma und Ferrara verwieſenen Gibellinen an ſich und ging, durch die Beſatzung von Modena verſtärkt, kühn dem Feinde entgegen, der an dem Ufer des Foſſalata lagerte. Am 26. Mai entbrannte die Schlacht. Enzio, unter den welſchen wie deutſchen Rittern an Würde wie an Heldenmuth der erſte, war überall, wo der Kampf am heftigſten tobte. Im Gewühle des Streites traf er auf Antonio Lambertacci; das Pferd des Königs ſtürzte, und nur der unbeſchreibliche Muth eines deutſchen Kriegers entriß ihn diesmal der Gefahr. Allein ſein Fall hatte das Heer entmuthigt, die

Modeneſer flohen, wie ſechs Jahrhunderte ſpäter vor einigen öſterreichiſchen Bataillonen, und zogen die übrigen Abtheilungen mit nach. Der König ſuchte umſonſt ſein Heer zum Stehen zu bringen; die Nacht brach ein, der ſiegestrunkene Feind verfolgte unabläſſig, und Enzio mit mehrern Edlen geriethen in ſeine Gewalt. Unter ſtarker Bedeckung wurde der König vorläufig nach dem feſten Caſtell Franco abgeführt, dann aber mußte er den Triumphzug des Podeſta Philippo Ugone verherrlichen, welchen derſelbe in Bologna hielt.

Hoch auf ſeinem Streitroſſe ſitzend, ragte Enzio, er war damals 24 Jahre alt, vor allen ſeinen Mitgefangenen hervor, und erwarb ſich durch ſeine männliche, ungebeugte Haltung die Bewunderung der Männer eben ſo, als er die Herzen der ſchönen Frauen bezauberte.

Wohl regten ſich in Bologna viele Stimmen, welche, durch Bewunderung des königlichen Helden hingeriſſen, darauf drangen, den König frei zu geben und ſo durch Großmuth den Kaiſer zu gewinnen; trotz Dem erhielt die Gegenpartei die Oberhand und es blieb beſchloſſen, Enzio bis zu ſeinem Tode gefangen zu halten.

Friedrich II. wurde durch dieſe Nachricht tief erſchüttert. Er ſchrieb bald drohend, bald bittend an den Rath und die Gemeine von Bologna, umſonſt; ja er bot der Stadt für die Freilaſſung ſeines Lieblings einen ſilbernen Ring von dem Umfange Bologna's. Die Gefangenſchaft blieb beſchloſſen. Von Sorgen und Feinden aller Art umringt, vermochte der Kaiſer nicht, gewaltſam die Befreiung ſeines Lieblings zu bewirken und bald hinderte ihn ſein Tod daran, 13. Dezember 1250. Ueber 20 Jahre, von 1248 bis 1269 blieb Enzio

Bayerische Staatsbibliothek München

in der Gefangenſchaft und überlebte ſo in derſelben den Fall und Untergang ſeines Hauſes.

Die Mittel der Befreiung wurden dem Gefangenen mit aller Vorſicht abgeſchnitten, außerdem aber behandelten ihn die Bologneſer mit ungewöhnlicher Milde. Der Pallaſt des Podeſta wurde ihm bis zur Erbauung eines eigenen für ihn beſtimmten Hauſes als Wohnung angewieſen, in welcher er die Beſuche der Edlen von Bologna annehmen durfte. Der König aber wurde durch das Schickſal ſeines Hauſes und die Kälte ſeiner geſchiedenen Gemahlin, die ſich abermals verheirathete, tief gebeugt, und die rohe Geſellſchaft des gefangenen Grafen Konrad von Sollimburg, mit dem er ſein Zimmer 14 Jahre lang theilen mußte, konnte ihn nicht tröſten. Muſik und Dichtkunſt halfen ihm den trägen Lauf der Zeit beflügeln, mehre ſeiner Lieder, die auf uns gekommen ſind, zeigen ſein hohes dichteriſches Gemüth; auch ſammelte er alte Sagen und Lieder.

Ein noch ſchönerer Troſt, als Poeſie und Muſik, ward ihm aber durch die Liebe Lucia's Viadogli, einer Bologneſerin, deren Herz er ſeit dem Tage ſeines Einzugs gefeſſelt hielt; ſie vermählte ſich, nach dem Berichte eines Geſchichtsſchreibers, förmlich mit ihm, und ein Sprößling dieſes Verhältniſſes ſoll Enzio Bentivoglio, der Stammvater des berühmten Geſchlechtes dieſes Namens, geworden ſein. Doch iſt dies Alles problematiſch.

Die Nachricht von dem Untergange ſeines Geſchlechts, von dem Geſchicke Konradin's erweckte in Enzio von Neuem den kühnen ritterlichen Geiſt, und in der Idee, als letzter Sproſſe des Staufen'ſchen Geſchlechts berufen zu ſein, den

völligen Untergang von demſelben abzuwenden, ſchien ihm nur die Freiheit zu fehlen, um die franzöſiſche Zwingherrſchaft in Neapel zu zerſtören und in Deutſchland das Anſehen ſeiner Familie herzuſtellen.

Zwei ſeiner Freunde, Piedro de Aſinelli und Nainerio di Gonfalonieri verbanden ſich zu ſeiner Befreiung. Ein großes Faß voll Wein wurde in des Königs Zimmer gebracht, und nachdem es geleert war, legte ſich Enzio hinein und hoffte in demſelben zu entfliehen. Aber eine Locke, die aus dem Spundloche, wodurch der König Luft athmen ſollte, herausfiel, verrieth den König, nachdem er ſchon ſämmtliche Wachtpoſten getäuſcht hatte. Die Mitſchuldigen wurden hingerichtet, nur Aſinelli rettete ſich durch die Flucht. Der König wurde hierauf in engere Verwahrung gebracht, doch bald endigte die gänzliche Hoffnungsloſigkeit ſein Leben. Er ſtarb am 15. März 1272 in einem Alter von 47 Jahren. In der Dominikanerkirche iſt noch das Grabmal dieſes unglücklichen Fürſten.

Als Held und Dichter, es ſind nur einige Bruchſtücke ſeiner Muſe auf uns gekommen, als ein über ſeine Zeitgenoſſen ragender, das Beſſere wollender, mit dem ſein Haus zermalmenden Geſchicke ringender Geiſt, ſeines Stammes Letzter, mag er allerdings dramatiſche Elemente in ſich tragen, um als Vorwurf einer Tragödie zu dienen, und der mehr rhetoriſche als poetiſche Raupach hat ihn zum Schlußſtein ſeines Hohenſtaufencyklus verſtändig benützt. Doch iſt er des Stoffes nicht Herr geworden, hat ihn zu epiſodiſch behandelt, blos des Effektes willen den verunglückten Rettungsmoment als Mittelpunkt des Ganzen gegeben, und durch die willkürliche,

weder hiſtoriſch begründete, noch poetiſch ſchön erfundene Kataſtrophe der Einſperrung im Souterrain nicht gehörig befriedigt. In Raupach, ſagt Wienbarg etwas zu hart, ſteckt mehr, als ein Dichter, aber alle zuſammen machen noch keinen ganzen aus.

IV.

Florenz.

Die franzöſiſchen Romantiker und die deutſchen unromantiſchen Almanachnovelliſten, die in neuerer Zeit dem Schauplatz der Abenteuer ihrer ſtereotypen Helden und Heldinnen in die Gebirgswelt der Apeninnen verlegten, ließen mich von Bologna nach Florenz auch etwas ganz Anderes erwarten, als ich nun in der Wirklichkeit fand. Von Pianoro, einer Poſtſtation von Bologna, beginnt man einen niedrigen Kamm dieſes Gebirges zu überſchreiten, welches Mittelitalien von der Lombardei trennt, doch iſt es noch nicht das Schauerliche der Gebirgswelt, das ſich hier bietet. Die Gegend iſt mit üppigem Grün bekleidet, die keineswegs koloſſalen Höhen voll herrlicher Kaſtanienbäume; keine kühne Formen, keine erſchütternde Wildheit ſind ſichtbar, vielmehr liebliche Anmuth, und an maleriſchen Effekten fehlt es nicht; hier und da ſind allerdings

Schluchten, die Banditen Zuflucht gewähren könnten, und die Gensdarmerie, die uns begleitete, ſcheint in dieſer einſamen, nur von Bettlern bevölkerten Gegend nicht von Ueberfluß. Die eigentliche öde, leere Bergkette der Apeninnen beginnt wohl erſt im genueſiſchen Gebiete, theilt Nord- gegen Süd-Italien in die öſtliche und weſtliche Hälfte und endet an der Meerenge von Sizilien. Bei Filigare erreichten wir die toskaniſche Grenze, — Toskana, Toskana, jubelte ich ſtill, und fing an zu deklamiren:

O liebes ſonniges Land! Toskana!
Die Thäler, fruchtbeladen ſtets und ſchwellend,
Erfreuen ſelbſt die Armuth hier: jeder
Halm iſt da ein Mahl; es regnen ja die Reben
Den Trank, der jedes Menſchenherz erheitert,
Die nie vermißte Sonne (ſelten nur
Umwölkt, und wenn umwölkt, zurück doch laſſend
Die Wärme, als Angedenken ihrer Strahlen),
Sie macht das dünne Kleid, den ſchlechten Mantel
Weit leichter, als den Purpur eines Kaiſers.
O liebes ſonn'ges Land Toskana, wo frei — — —
— — — —

Paſſa porte! rief eine rauhe Stimme inmitten der byron'ſchen Deklamation. — Paſſa porte und ewig Paſſa porte! — Alles, was man von dem großen Schmutz der Gaſthöfe in dieſem Lande der ſchlechten Koſt, den unreinlichen Betten ꝛc. erzählt, iſt übertrieben, aber die Paßplackerei iſt wirklich unerträglich und würde ich beinahe die Wanzen vorziehen, als das ewige Paßviſiren und Abnehmen und Zurückſtellen, kurz mich behandelt zu ſehen, als ob ich einige Morde zu begehen fähig wäre, ich der ich um Alles in der Welt keiner Gans,

höchſtens einer weiblichen Schriftſtellerin Etwas zu Leide thun könnte. Nachdem mein Paß um eine Handſchrift reicher, meine Börſe um einige Paoli ärmer geworden, ging es weiter fort. Die Straße wurde immer ſteiler, wir mußten Ochſen zum Vorſpann nehmen, die aber zu meiner nicht geringen Verwunderung mit den Pferden gleich munter fort galoppiren. Galoppirende Ochſen! wie würde ſich mancher deutſche Profeſſor, mancher .... Hofrath hoch verwundert haben, daß auch die ehrliche deutſche Redensart, im Ochſenſchritt gehen, nicht überall ſeine Anwendung findet; welch ein Kompliment für die ſüdliche Ochſennatur, für die Apenninen, für den Zeitgeiſt überhaupt, welch angenehme Erpektanz, daß die ſo gerne nachahmenden Deutſchen auf einmal anfangen könnten, zu galoppiren. — — —

Die inzwiſchen hereingebrochene Nacht, ein obligates Donnerwetter, das in dieſen Bergen vielfach widerhallte, die zuckenden Blitzſtrahlen, welche uns Alles nur für einen Moment magiſch erſcheinen ließen, die in der Ferne leuchtenden hellblauen Flämmchen eines kleinen Vulkanchens, Monte di ſò, dazu die weißen Mäntel der neben unſerem Wagen reitenden Kavalleriſten mit ihren ſcharf markirten Phyſiognomieen, gaben dem Ganzen eine eigene Färbung. Endlich hatten wir das Joch überſtiegen und es ging von Caſſaggiolo abwärts — der Regen hatte aufgehört, die Sonne ſtieg empor, erquickende Morgenluft umwehte uns, das Unheimliche verſchwand, Alles nahm wieder ſeine natürliche Geſtalt an, das prächtige Arnothal breitete ſich aus. Die Landſchaft rollt ſich hier auf, wie ein Park. Kirchen, Ruinen, Villen, Meierhöfe zeigten ſich am Wege — Rebenhügel und Oelbäume, Kuppeln und

Thürme erhoben ſich, nach einigen Stunden ſtanden wir am Thore von Florenz! Es iſt eine hübſche, belebte Stadt, vom breiten Arno durchſchnitten, wie Prag von der Moldau, mit einigen ſchönen Straßen und Plätzen, großen, den mittelalterlichen Charakter an ſich tragenden Palläſten, aber die hochtrabenden Benennungen überſchwenglicher Reiſebeſchreiber von Firenzo la bella, Stadt der Sonne, Stadt der Blumen ꝛc. fand ich nicht liquidirt; ich habe nicht mehr Blumen geſehen, als anderswo, und es waren nur Herbſtblumen und nur einige Blumenmädchen, und ſie waren auch im Herbſte. Wo iſt Italien? —

Das Aeußere des Doms Sta Maria del fiore hat mich beim erſten Anblicke gewaltig überraſcht. Mit vielfarbigem Marmor, buntem Leiſtenwerke geſchmückt, präſentirt er ſich auch mehr einer glänzenden orientaliſchen Moſchee, als einer altehrwürdigen chriſtlichen Hochkirche ähnlich. Es gibt keinen größeren Kontraſt, als dieſen bunt-zierlichen, in hellen Farbentönen prangenden Florentiner, und den grandioſen, Ehrfurcht erweckenden, ſchwarzen Wiener Dom; hier der ſüdlich heitere, dort der nordiſch ernſte Charakter, ja beinahe iſt man verſucht, zu glauben, der Unterſchied der Klimate und Menſchen habe ſich hier in Stein ausgeprägt. Arnolfo di Cambio, fälſchlich Arnolfo di Lapo genannt, ein Schüler Cimabue's, hat dieſen Dom im Jahre 1296 gegründet, nach deſſen Plan er bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts vollendet wurde. Alſo lautete der öffentliche Beſchluß, als dem Arnolfo ſein Werk übertragen ward: „Er ſolle ein Gebäude entwerfen mit jener höchſten und größten Pracht, daß es von menſchlichem Fleiß und Vermögen nicht größer noch ſchöner erfunden

werden könne." Und über den Thurmbau hieß es: „Es solle ein also prächtiges Gebäude errichtet werden, daß es an Höhe wie an künstlerischer Ausführung Alles übertreffe, was in solcher Art von den Griechen und Römern in den Zeiten ihrer blühendsten Macht geschaffen worden." So kühnes Selbstbewußtsein, muß man übereinstimmend mit Kugler sagen, ist wohl geeignet, uns zur lebhaftesten Bewunderung hinzureißen, doch ist zwischen dem guten Willen und dem Vollbringen noch eine große Kluft.

Brunneleschi hat sich bekanntlich durch den Riesenbau der Kuppel, das Werk seines Lebens und seiner Liebe, der in 8 spitzbogigen Theilen aufgeführt ist, verewigt. Es war um das Jahr 1418 — berichten die Biographen Brunneleschi's — als die Florentiner die berühmtesten Baumeister Italien's und des Auslandes einluden, zu dem Unternehmen des großen Kuppelbaues ihres Domes mit Zeichnungen und Modellen zu konkurriren. Er hatte schon früher seinen Plan vollendet und dargestellt, und war auch einige Jahre vor dieser öffentlichen Einladung nach Florenz gekommen, in der Absicht, den Deputirten seine Ideen mitzutheilen. Er fand aber, daß diese Leute so ganz unfähig waren, seinen Plan zu fassen, daß er ihnen seine Zeichnungen und Modelle gar nicht vorlegte, und nach Rom zurück reiste, um sich rufen zu lassen. Dies geschah auch wirklich bald, aber Brunneleschi erklärte, daß er zwar versprechen könne, die große Kuppel ohne Hülfe von Eisenklammern aufzuwölben, jedoch seine Pläne nicht eher vorzeigen wolle, bis die Deputirten erst die Vorschläge anderer Baumeister geprüft hätten, um sie mit dem seinigen vergleichen zu können. Daher jene große Konkurrenz

ſeit dem Jahre 1418, zu welcher auch Brunneleschi wieder nach Florenz kam. Aber man ſetzte ihn hier anfänglich ſo ſehr gegen ſeine zum Theil berühmteren, zum Theil älteren Mitbewerber zurück, daß der Künſtler an das alte Sprichwort erinnert, daß ein Prophet in ſeinem Vaterlande Nichts gelte (in unſeren Tagen gilt er auch wohl außerhalb Nichts), Florenz zum zweiten Male unverrichteter Sache verließ und nach Rom zurückkehrte. Etwa nach einem Jahre, welches er einer neuen Prüfung und Vervollſtändigung ſeines Planes gewidmet hatte, begab er ſich wieder nach Florenz, wo die Baumeiſter mittlerweile Luftſchlöſſer, ſtatt einer Kuppel, gebauet und zerſtöret hatten. Im Jahre 1420 wurde eine große Verſammlung aller Künſtler im Beiſein der Deputirten und der kunſtverſtändigſten florentiniſchen Bürger gehalten. Hier kamen die ſeltſamſten Vorſchläge und Ideen an den Tag: Der Eine wollte, um die Wölbung recht leicht zu machen, ſie von Bimsſtein aufführen; ein Anderer wollte proviſoriſche Mauern aufbauen, und darauf die Laſt des Kuppeldaches ruhen laſſen, bis es fertig wäre; noch ein Anderer projektirte einen großen Pilaſter in der Mitte und einen zeltartigen Bau darüber und endlich machte Einer gar den Vorſchlag, einen großen Berg von Schutt und Erde mit Geld untermengt in der Kirche unter der Kuppel aufführen zu laſſen, worauf dieſe bis zu ihrer Vollendung ruhen ſollte. Alsdann ſolle man den Schutthaufen mit dem Gelde dem Volke preisgeben, welches auf dieſe Weiſe die Kirche gewiß reinigen und ausraumen würde. (Auch von der Kuppel am Pantheon erzählt man dies Kunſtmärchen.) Brunneleschi blieb dabei, er wolle die Kuppel wölben ohne Unterſatz von Mauern, Pilaſtern

oder Schutthaufen, ja ſelbſt ohne ſich eines Zimmerwerks dabei zu bedienen. Sein einfacher Plan wollte aber der Verſammlung nicht einleuchten, und man verlachte ihn wie einen unerfahrenen oder unbeſonnenen Schwärmer. Diesmal ließ er ſich indeſſen durch den Unverſtand und die Aufgeblaſenheit ſeiner Richter und Mitbewerber nicht entmuthigen; im Vertrauen auf die Sicherheit ſeines Planes erklärte er öffentlich, man werde den Bau nicht anders, als nach ſeinem Modelle aufführen, weigerte ſich aber fortwährend, dieſes vorzuzeigen, bis man ihm die Unternehmung übertragen hätte. Doch gab er zu verſtehen, daß er zwei Kuppeln aufwölben wolle, eine über der andern, und eine Treppe zwiſchen Beiden anbringen, welche durch Ohrenöffnungen Luft und Licht empfangen ſollte. Wenn es dem Brunneleschi nicht gelang, auf dieſe Weiſe ſeinen Plan begreiflich zu machen, ſo übte er wenigſtens durch ſeine ſatyriſche Kritik der Projekte ſeiner Nebenbuhler einen Einfluß auf die Deputirten, welche die Entſcheidung vertagten und ihr Endurtheil in der nächſten großen Verſammlung zu geben verſprachen. In dieſer gelang es endlich Brunneleschi, durchzudringen, es wurde ihm die Ausführung der Kuppel übertragen, jedoch vor der Hand nur bis zu einer Höhe von 12 Ellen, und auch zu dieſer Arbeit wurde ihm ein in der Architektur eben ſo unwiſſender, wie als Bildhauer ausgezeichneter Künſtler, der berühmte Lorenzo Ghiberti, als Mitunternehmer zur Seite geſtellt. Ghiberti erkannte aber ſeine Unfähigkeit zu dieſem großen Werke nicht, und um den ewigen Konflikten auszuweichen, war Brunneleschi gezwungen, zu einer Liſt ſeine Zuflucht zu nehmen, um ſich den laſtigen Nebenmann vom Halſe zu ſchaffen. Nachdem die Arbeit

angefangen hatte, ſtellte er ſich plötzlich krank und wies die Arbeiter an Ghiberti, um ſich bei dieſem die nöthigen Verhaltungsbefehle zu holen. Der arme Bildhauer gerieth dadurch in die größte Verlegenheit und ſah ſich bald gezwungen, von dem Platze zu weichen, den er ſo ſchlecht auszufüllen verſtand. Nun hatte Brunneleschi freies Feld und benützte daſſelbe, ſo gut er konnte. Seine Ungeduld kannte keine Gränzen, und da er bemerkt hatte, daß durch das Kommen und Gehen der niedern Arbeiter ein bedeutender Zeitverluſt verurſacht wurde, ließ er auf dem Kirchendache kleine Hütten aufbauen, in welchen die Leute ihr Eſſen und Trinken einnehmen mußten, ſo daß ſie den ganzen Tag über nicht von dem Arbeitsplatze wegzugehen nöthig hatten. Dennoch erlebte er die Vollendung ſeines großen Werkes nicht. Die Laterne, welche die Kuppel krönt, iſt erſt nach ſeinem Tode, jedoch ſeinem Modelle gemäß, aufgeſetzt worden, und noch auf ſeinem Sterbebette ſchärfte er ſeinen Nachfolgern ein, ſie möchten die Krone der Kuppel mit gehörigen Marmorlaſten beſchweren; denn da die Wölbung ſich in ſpitzwinklichten Abſchnitten erhebt, ſo fürchtete er, ſie könne ſich öffnen, wenn man ſie nicht durch ſtarken Druck von oben zuſammenhielte.

Die Kuppel von St. Maria del Fiore gehört zu den kühnſten und ſchönſten Bauwerken alter und neuer Zeit. Nur die Kuppel der Peterskirche übertrifft ſie an Höhe, aber nicht an Leichtigkeit und an edlem Styl. Der Portikus, welcher ſie umgeben ſollte, iſt nicht ausgebaut worden. Baccio d'Angelo hatte ihn angefangen, aber mußte die Arbeit einſtellen, weil Michel Angelo davon geſagt hatte: der Portikus ſehe wie ein Vogelbauer aus. Was die Kuppel von Brunneleschi

vor allen früheren, z. B. denen der Sophienkirche in Konſtantinopel, der Markuskirche in Venedig und des Doms von Piſa auszeichnet, iſt, daß ſie doppelt iſt, und in achteckiger Konſtruktion ohne bemerkbare Widerlagen nur auf Mauern ruht, während jene ſich auf Bogen von vier Pfeilern ſtützen. Brunneleschi wird in Italien allgemein als der Wiederherſteller der guten Architektur durch die Annäherung derſelben an den antiken Kunſtſtyl betrachtet. Die Gegner des ſogenannten gothiſchen Geſchmackes rühmen auch von ihm, daß er dieſen durch die Einführung der alten Säulenordnung verdrängt habe, und wenn es ſich nicht leugnen läßt, daß die altdeutſche Baukunſt dem italieniſchen Landes- und Volkscharakter, und in Bezug auf Kirchenſtyl auch dem italieniſchen Kultus fremd erſcheinen muß, ſo iſt das nationale Ehrgefühl in dieſem Ausſpruche nicht zu tadeln. Eben ſo gewiß iſt es, daß er durch ſeine großen Meiſterwerke der architektoniſchen Kunſt in Italien einen bedeutenden Schwung gegeben und ſelbſt das mechaniſche derſelben weiter gefördert hat. Brunneleeschi's Rieſengeiſt wohnte in einem kleinen, unanſehnlichen, ja häßlichen Körper. Er war von heftiger, leicht reizbarer Gemüthsart, aber offen und frei und ohne Rückhalt von Groll und Neid. Die Kunſt war ſeine Abgöttin, in ihr lebte und ſtarb er. Sein Umgang war überaus angenehm, und er liebte die geſelligen Freuden, unerſchöpflich in Scherz, Laune und Witz, munter und fröhlich war er in dem Kreiſe jeder Geſellſchaft, was er in der Mitte ſeiner Arbeiter zu ſein pflegte, der belebende Geiſt des Ganzen. Beſonders erfinderiſch und fein war er im Erſinnen und Ausführen luſtiger Schwänke, und einer derſelben iſt unter der Ueberſchrift: „Der dicke

Tiſchler", vielfach als Novellenſtoff behandelt worden. Er war nicht nur Architekt, ſondern auch Maler, Bildhauer, Uhrmacher, Geometer und — Dichter, jedoch iſt kein ſicheres poetiſches Werk von ihm auf uns gekommen. Florenz erkannte die Verdienſte ſeines großen Bürgers, er wurde 1423 zum Mitgliede des Raths der Signori ernannt, und als er im April 1444 ſtarb, wurde er in der Kirche begraben, welche er durch ſeine Kuppel verherrlicht hatte. Hier ruht er neben dem Vater der florentiniſchen Malerkunſt Giotto, und das ſchöne Monument gereicht ſeinem dankbaren Vaterlande zur Ehre. In unſerm lieben Deutſchland braucht es erſt Jahrhunderte und langweilige, bettelhafte Kollekten, um einen Stein als Denkmal einem großen Mannt zu ſetzen, der eigentlich des Steines Denkmal iſt!

Das Innere des Domes iſt zwar impoſant, doch verwittert-alterthümlich, und trotz der vielen Statuen, Skulpturen, Fresken, Marmorſaulen, Gemälde, Moſaikböden ꝛc. iſt der Eindruck nicht ſo überraſchend, als der des Aeußern, an welchem Anblick ich mich nicht ſatt ſehen konnte, beſonders in Verbindung mit der neben der Kathedrale befindlichen achteckigen Taufkapelle und dem, wie dies in Italien gewöhnlich der Fall iſt, freiſtehenden Thurm — dem Kampanile, bello come il campanile iſt ein Florentiner Sprüchwort. — Der alte Kaiſer Karl V. hat ſo gar Unrecht nicht gehabt, als er ſich äußerte, er möchte dieſen überaus zierlichen Thurm gern in ein Etui einſperren, um ihn nur an beſonderen Feſttagen dem Volke zu zeigen. Der damaligen Kamarilla mag es vielleicht ſchmerzhaft genug geweſen ſein, ein ſolches Juwel der Architektur immerfort gemeinen bürgerlichen Augen preisgegeben zu

ſehen. Dieſe Tauſkapelle neben dem Dome, wie auch ſpäter jene in Piſa, wären anderwärts ſelbſt Dome!

Die Kirche St. Croce, als Pantheon, Nationalmuſeum, Weſtmünſterabtei, Walhalla Italiens, ließ mich etwas ganz Außergewöhnliches erwarten — ich habe kaum etwas Gewöhnliches gefunden. Schon der Platz, wo dieſe Kirche ſteht, mit einigen niederen, verfallenen Häuſern, und das Aeußere, ſich blos als eine Maſſe roher Ziegelſteine präſentirend, machen im ſchneidenden Kontraſte zu dem glänzenden Aeußern des prachtigen Domes zu St. Fiore einen wahrhaft unangenehmen Eindruck. Die Architektur des Ganzen iſt hart und roh, das durch gothiſche Fenſter in Halbdunkel gehüllte Innere mit ſeinen immenſen Bogen erregt eine düſtere Stimmung, und die in den abgeſonderten Niſchen und Seitenkapellen ſich befindlichen Monumente eines Galilei, Michel Angelo, Alfieri, Machiavell u. m. A. ſind nur Beweiſe, wie dürftig und geſunken die Plaſtik ſeit der Griechen Zeit ſelbſt in dieſem der Kunſt geweihten Lande geweſen iſt, bis erſt in unſern Tagen ein Canova und Thorwaldſen ſie zu der alten Vollendung erhoben, aber Denkmäler ſolch hoher Genien der Menſchheit zu heißen, verdienen ſie wahrlich nicht. Was würde Buonarotti ſagen, wenn er, der Mann der Kraft und der Wahrheit, auferſtehen und die drei Geſtalten auf ſeinem Sarkophag, — ſie ſollen die Malerei, Bildner- und Baukunſt bedeuten, — betrachten würde? Ich glaube, der im Leben etwas derbe Künſtler, dem Charakteriſtik als das Höchſte galt, nähme einen Hammer und zertrümmerte die nichtsſagenden Figuren. Noch ſchwerfälliger iſt das Mauſoleum Galilei's mit ſeiner Büſte, wie von gleichem Kunſtwerth das Denkmal Machiavell'e.

an dem wenigſtens die Inſchrift noch das Beſte: Tanto nomini nullum par elogium, heißt es kurz und wahr. Auch das Grabmal Dante's, erſt 1829 von Ricci, iſt des größten, ſittlichſten und glühendſten italieniſchen Dichters nicht würdig genug. Die Dichtkunſt zeigt, über das offene Buch der Divina Komödia hingebeugt, in der Linken einen Lorbeerkranz haltend, auf die Verſe:

Onorate l'altissimo poeta. — — — —

und nimmt ſich der ſitzende Dichter zwiſchen den zwei ſtehenden Figuren, Italien und die Poeſie, die ſteinerne Thränen vergießen, wunderlich aus. Die Ausführung iſt kaum mittelmäßig und wäre überhaupt eine einfachere Kompoſition ergreifender geweſen. Es war allerdings keine leichte Aufgabe, denn wenige Poeten ſind ſo oft in Erz und Marmor, in Gemälden und Kupferſtichen dargeſtellt worden, als der von ſeinen Zeitgenoſſen nicht begriffene, bei ſeinem Leben aus ſeiner Vaterſtadt Florenz verbannte, nach ſeinem Tode vergötterte Dichter. Rafael hat ihn in dem, unter dem Namen der Diſputa bekannten Gemälde, zwiſchen den Köpfen des Thomas von Aquino und des Scotus, und in einem andern, im Vatikan befindlichen, den Parnaß darſtellenden Gemälde neben Virgil und Homer angebracht, und Canova ſeine Büſte in der Protomothek auf dem Kapitol aufgeſtellt. Ricci's Dante harmonirt auch nicht in Haltung und Geſichtsausdruck mit dem Dante, wie ihn uns Boccaccio ſo lebendig beſchreibt. Nach dieſem war er ein Mann von mittlerer Größe (hier iſt er, obwohl ſitzend, doch koloſſal), im ſpätern Alter etwas gekrümmt, hier aufrecht, würdig und ruhig. Das Antlitz war lang mit einer Habichtsnaſe, die Augen etwas hervortretend,

die Kinnladen und die Unterlippe hervorſpringend, Haar und Bart waren ſtark ſchwarz, gekräuſelt, die Farbe des Antlitzes braunlich, der gewöhnliche Ausdruck des Geſichts nachdenkend und finſter (von allem Dem hier keine Spur). Hierauf gründet ſich auch die von Boccaccio erzählte Anekdote, daß, als Dante einſt in Verona an einem Hauſe vorüberging, vor deſſen Thüre mehrere Weiber ſaßen, die eine zu der andern geſagt: Sehet den, der in die Hölle gehet, wenn er will, und wiederkommt und Nachricht bringt von Denen, die da unten ſind. Worauf eine Andere erwiederte: Wahrlich, du haſt recht, denn ſiehſt du wohl, wie ſeine Farbe ſo braun und ſein Bart ſo kraus iſt von der Hitze und vom Rauche, die in der Hölle ſind.

Kein epiſches Kunſtwerk, mit Ausnahme der Iliade und Aeneide, iſt ſo oft kommentirt worden, als Dante's Divina Komödia. Alte und neue Ausleger haben vielfach ſich abgemüht, nicht allein in der Struktur des Ganzen eine eigene Grundidee, ſondern in jedem Worte, in jedem Bilde bald perſönliche, bald politiſche, bald moraliſche, bald religiöſe Beziehungen zu finden, haben mit einem Wuſte von Gelehrſamkeit mikroſkopiſch ſcharfſichtig Sachen entdeckt, die dem großen Dichter wahrſcheinlich nie in den Sinn gekommen. So will z. B. einer der neueſten Ausleger, Roſetti, blos Anſpielungen auf damals lebende Menſchen und auf damalige politiſche Verhältniſſe darin erkennen. Die Gottheit im Gedicht iſt ihm der Kaiſer, Lucifer daher der Papſt, nach dieſer Grundanſicht löst ſich ihm das ganze Gedicht in eine nüchterne Reflexion über das Verderben des Guelfismus und die Vorzüge des Ghibellinismus auf. Selbſt der gelehrte, dieſe Verkehrtheiten

ſo ſtreng prüfende Sinn und Geiſt des groſſen Dichters, ſo innigſt durchdringende Blank, dem ich dieſe Andeutungen entlehne, findet auch in der Form eine beſondere Bedeutung, die ich der Kurioſität wegen hier mittheile: „Die drei Reiche der überſinnlichen Welt" — ſagt er — „die Orte, worin ſich der Menſch, den Lehren des katholiſchen Glaubens gemäß, nach dem Tode befinden kann, Hölle, Reinigungsort und Paradies oder Aufenthalt der Seligen, bilden den Stoff dieſes unſterblichen Gedichtes und werden uns von dem Dichter, der ſie in einer Viſion durchwandert, anſchaulich gemacht. Das Ganze zerfällt demgemäß in drei Abtheilungen, nämlich das Inferno von 34, das Purgatorio von 33, das Paradieſo von 33 Geſängen. — — — — Schon hieraus ſieht man, wie genau der Dichter für das Ebenmaß der Theile geſorgt hat, was er auch ſelbſt ausdrücklich erwähnt, noch unendlich mehr aber zeigt ſich dieſe Strenge der Beſonnenheit und Abſichtlichkeit, die Klarheit und Sicherheit der Anſchauung, wenn man die übrigen äußeren Verhältniſſe dieſer groſſen Dichtung betrachtet. Dem Ganzen liegt offenbar die hier von dem Myſterium der Trinität entlehnte Heiligkeit der Zahl Drei zum Grunde, daher auch die Wahl der Terzinen, jeder der drei Theile hat 33 Geſänge, die Zahl Drei zur Dignität der Zehn erhoben und mit ſich ſelbſt verbunden. Der erſte Geſang iſt nur als Einleitung und als Vorſpiel zu betrachten, doch wird durch ihn die Zahl Hundert erfüllt, das Quadrat der vollkommenſten Zahl. Jeder Theil zerfällt in 9 Abtheilungen, alſo das Quadrat von 3, nämlich im Inferno, ein Vorhof zwar, aber 9 eigentliche Höllenkreiſe, im Purgatorio ein Vorhof, 7 Kreiſe und

das irdiſche Paradies, im Paradiſo die 7 Planetenhimmel und das Primum Mobile, über welchem eigentlich das Empyreum, der unbewegliche Sitz der Gottheit ſchwebt. — — Eben ſo kann es nicht als willkührlich erſcheinen, daß Luzifer im tiefſten Grunde der Hölle, mit 3 Geſichtern, als grauſes Gegenbild der Trinität dargeſtellt wird, daß der Name Chriſti, wenn er als Reimwort erſcheint, nur mit ſich ſelbſt, alſo dreimal reimt und daß jede der drei Cantiche mit dem Wort stelle ſchließt." — Quod erat demonstrandum!

Die Divina Komödia iſt über 150 Jahre Manuſkript geblieben, zum erſtenmal wurde ſie erſt 1472 — Dante war im Mai 1265 in Florenz geboren — durch einen deutſchen Buchdrucker, Johann Numeiſter, zu Foligno gedruckt, und iſt ſeit dieſer Zeit beinahe in fünfhundert Ausgaben erſchienen, meiſt mit Kommentaren und Illuſtrationen. Ein Exemplar der geſchätzten Ausgabe des Landini vom Jahr 1481 hat ſogar Michel Angelo mit Zeichnungen zu jedem Geſange geſchmückt, was aber mit einem Schiffe, das es nach Rom bringen ſollte, zu Grunde gegangen iſt. Das Werk iſt mehrfach in's Lateiniſche, ſowie faſt in die meiſten lebenden Sprachen Europa's überſetzt worden, in's Deutſche iſt es mit und ohne Glück, in Proſa und Verſen, theilweiſe und ganz, übertragen worden, von Bachenſchwanz, Jagemann, Kannegießer, Hein, Streckfuß, Herwarter und K. von Enk, in neueſter Zeit von einem kunſtliebenden deutſchen Fürſten, dem Prinzen Johann von Sachſen. Flachsmann's prachtvolle Kupferſtiche zur Amſterdamer Ausgabe, ſowie die Umriſſe von Peter von Cornelius ſind in künſtleriſcher Beziehung hoch bedeutend.

Selbſt das 1810 in St. Croce errichtete Monument Alfieri's von Canova, die trauernde Italia mit der Mauerkrone, iſt ſo kalt und ſtarr, wie die tragiſchen Geſtalten dieſes Dichters. Man hat Alfieri den Tazitus unter den dramatiſchen Dichtern genannt, wegen ſeiner lakoniſchen Kürze, Kraft im Ausdruck, ſeiner oft kühnen Fügungen und Inverſionen, wegen ſeiner Gedrangtheit, des Adels, der Großheit der Geſinnung und wegen der enthuſiaſtiſchen Liebe zur Freiheit, die ſeine Gebilde durchathmet, auch war er in der Wahl ſeiner Stoffe meiſt glücklich, wie die Aufeinanderfolge der Szenen und die bedingte Kataſtrophe den ſtets denkenden dramatiſchen Dichter zeigt, aber in der ſteifen Form der altklaſſiſchen oder vielmehr der dieſen nachäffenden franzöſiſchen Tragiker ſich bewegend, fehlt, wie dieſen, auch ſeinen Schöpfungen bei aller Raſchheit der Handlung das eigentlich pulſirende Leben, die nationale Färbung; er bewegt ſich gar zu ängſtlich in den 3 Einheiten, und da er alle Vertrauten und ſonſtige Nebenperſonen verbannte, wird er monoton; ſeine Diktion iſt energiſch und rein, aber um originell zu ſein, gar zu ſehr von allem Zauber der Poeſie entblößt; Alfieri fiel in den entgegengeſetzten Fehler unſerer gar zu blumenreichen deutſchen Poeten, und wäre jener Fehler noch dieſem allerdings vorzuziehen, denn unerträglicher und verwerflicher iſt überhaupt Nichts im Style, als der gewiſſe unnatürliche Pathos, die Phraſenhaſcherei in der Poeſie, und in der Proſa die geſpreizte, pretentiöſe Manier, in der beſonders viele junge deutſche Schriftſteller ſich jetzt überbieten, indem ſie die alltäglichſten Gedanken mit hegel'ſcher Terminologie auszudrücken ſtreben. Ein Freund Hegel's ſoll ihn einmal gefragt haben, welchen

von ſeinen Schülern man nach ſeinem Tode mit dem größten Erfolge vertrauen dürfe? da antwortete der Philoſoph mit Betrübniß: „Auch von allen meinen Schülern hat mich nur einer verſtanden, und dieſer einzige hat mich mißverſtanden.“ — Eine ſolche verworrene Ausdrucksweiſe, wie ſie jetzt nicht bloß in philoſophiſchen Schriften zum Vorſchein kommt, halten die Verfaſſer dann für Modernität, der Styl der modernen Koryphäen, der literariſchen Pentarchie iſt aber kriſtallhell, deſto dunkler und überſchwenglicher die Heerde der Nachahmer, die ganz zu vergeſſen ſcheinen, daß beſonders in der Proſa, je reiner und ungezwungener der Ausdruck, je größer die Wirkung iſt. Die See iſt am tiefſten, wo ſie am klarſten iſt.

Dieſe oben angegebenen Urſachen ſind es, warum Alfieri nicht der Schiller ſeiner Nation geworden, mit dem er wohl einige Tendenzen und — einige Fehler gemein hat, beſonders die verlauten, oft zu derben Ausdrücke gegen die andern Perſonen des Stückes, wie z. B. bei Schiller Ferdinand ſich gegen ſeinen Vater ganz ungebührlich ausſpricht, deklamirt bei Alfieri unbeſonnen der junge Brutus gegen den mächtigen Cäſar, aber nicht mit unſerem großen Dichter gemein hat er die Popularität, die unermeßliche Wirkung. Er war ein gemachter, kein gewachſener Dichter, der ſeine altadeliche Geburt auch nie vergeſſen konnte. Philipp II. und Maria Stuart zeigen unter ſeinen dramatiſchen Werken am deutlichſten die große Kluft, die ihn von dem, an Gehalt der Konzeption, wie an philoſophiſcher Tiefe und poetiſcher Höhe weit überragenden Deutſchen trennt. Wir haben von ihm 21 Tragödien, 6 Komödien, 1 Tramelogödie, Abel — eine neue von ihm erfundene Gattung, der lyriſchen, ſeriöſen Oper ſich annähernd —

epiſche und lyriſche Gedichte, Satyren, mehrere proſaiſche Werke und Ueberſetzungen von Virgil, Terenz, Salluſt, von mehreren Stücken des Kleeblattes der großen griechiſchen Tragiker, auch des Ariſtophanes und ſeine vortreffliche Selbſtbiographie, am verunglückteſten ſind ſeine Komödieen, ſo froſtig ernſt, ſo dürr und witzlos, daß man von ihm in dieſer Beziehung ſagen kann, was der witzige Rivarol von Mercier ſagte: Ma vie est une drame si ennuie, que je soutient, que c'est Mercier qui là fait. Doch bleibt er immer eine der erſten Größen am italieniſchen Parnaß, als Dichter wie als Menſch gleich achtungswerth, glühend für Wahrheit und Recht, doch in ſeinen Anſichten überſpannt; allzuheftigen Temperaments, war er nicht glücklich im Leben, mit ſich und der Welt zerfallen, hat er nun hier Ruhe und Friede gefunden, ruht in demſelben Grabe mit ſeiner Freundin Heloiſe Stollberg, der edlen Gräfin Albani, nach den Worten der von Alfieri verfaßten Grabſchrift: „Erlaucht durch ihre Ahnen, berühmt durch ihre körperlichen Reize, durch ihren glänzenden Geiſt, durch die Reinheit ihres Gemüths."

Noch dürftiger, mehr den Verfall, als das Emporblühen der Kunſt bezeichnend, ſind die Denkmäler Machiavell's und Galilei's. Beide von ihren Zeitgenoſſen verfolgt, verbannt, eingekerkert, mit Armuth und Elend ringend, Erſterer ſelbſt von der Nachwelt oft verkannt, haben ſich der Eine als Geſetzgeber im Reiche der Politik, der Andere als Geſetzgeber im Reiche der Natur die Unſterblichkeit errungen, und ihre Namen allein ſind ihre ſchönſten Monumente.

Außer dieſen großen Genien, die nicht allein Florenz, die dem Univerſum angehören, haben in St. Croce allerlei

minder berühmte und verſchiedene unberühmte Denkmäler erhalten, die ſie eigentlich nothwendiger brauchen, als die großen Geiſter, denn wer würde ihrer ſonſt noch jetzt gedenken? — So iſt z. B. bei Dante und Galilei ein Violinſpieler, Nardini, glaube ich, hieß der große Mann, nicht Tartini, der bekannte Theoretiker und Komponiſt der Teufelsſonate, ſondern Nardini, war blos ein fertiger Violinſpieler ſeiner Zeit, der ſich im Vortrag des Adagio auszeichnete, und als Mitglied der großherzoglichen Kapelle 1796 zu Florenz ſtarb. — Wie kommt Saul unter die Propheten? Gibt es im Reiche der Kunſt und des Wiſſens auch Moden und Protektionen? Am Ende kommt der Pianiſt Liſzt, mit dem die Wiener und noch mehr die Berliner ſo viel Jrolarrie getrieben, auch noch einſt in die Regensburger Walhalla und das Schweſterpaar Milanollo nach St. Croce.

Ich wunderte mich nicht wenig, auch den Namen Aretino hier zu erblicken, den geiſtreichen, aber frechſten und ſchamloſeſten Satyriker ſeiner Zeit, den aber ſeiner Sittenloſigkeit ungeachtet die Jtalieuer il Divino nennen; ich ſtutzte, dieſen mehr als zweideutigen Wizling hier zu finden, aber bald bemerkte ich, es ſei nicht der verrüchtigte Poet Pietro Aretino, welcher das italieniſche Kloſterleben ſo unſauber geſchildert, der hier in Lebensgröße auf einer Bahre prangt, ſondern Leonardo Bruni Aretino, der als Reſtaurator des Studiums der griechiſchen Literatur im fünfzehnten Jahrhunderte, als Staatsmann wie als Geſchichtsſchreiber der Republik und Biograph Dante's und Petrarka's allerdings vielfach verdiente; die Grabſchrift nimmt aber, wie dies nun nicht blos in Jtalien herkömmlich zu ſein pflegt, den Mund etwas gar zu voll,

denn ſie ſagt: daß die Geſchichte trauere, die Beredtſamkeit verſtummt ſei, die griechiſchen und lateiniſchen Muſen weinen — weil Leonardus nicht mehr hienieden wallt. So gar arg iſt es doch nicht, denn er hat das Studium der griechiſchen Literatur blos dadurch verbreitet, daß er die griechiſchen Klaſſiker wörtlich in's Lateiniſche überſetzte, iſt nie als Redner aufgetreten, und erreicht in ſeiner Geſchichte bei aller Korrektheit doch nicht den Glanz im Styl der Alten, und die Hiſtorie mag in ihrem Schmerz ſich mäßigen, die Beredtſamkeit braucht nicht zu verſtummen, und die Muſen können ihre Thränen trocknen. Indeſſen er ruhe ſanft in St. Croce, der alte Kanzler der Republik von Florenz. Er war nach der Schilderung ſeiner Biographen nicht allein durch die Tiefe und den Umfang ſeiner Gelehrſamkeit, durch ſeinen unermüdlichen Fleiß, wie durch die Würde und Güte ſeines Charakters eben ſo achtungswerth und liebenswürdig in ſeinem Umgange, und eine etwas pompöſere Grabſchrift iſt noch nicht ſo ſchlimm, als wenn die kaum flügge gewordenen Federhelden unſerer Zeit ſich ſelbſt und in gegenſeitiger Aſſekuranz unter einander ſo unmenſchlich loben und ausposaunen.

„Die alten Vorurtheile ſind zerſtoben,
Es wird der eigne Geiſt zum Gott erhoben
Statt des: „„Herr Gott, dich loben wir vor oben,““
Hört man: „„Mich Gott, mich lobe ich,““ ſie toben. —“

Leonardo Bruni Aretino war es auch, der unter Anderm die ſonderbare Behauptung aufſtellte: Die italieniſche Sprache ſtamme nicht von der lateiniſchen, ſondern ſei eben ſo alt, als dieſe, und beide wären zu gleicher Zeit zu Rom im Gebrauche geweſen, jene als Sprache der Unterhaltung und des

Verkehrs im Volke, diese aber als Sprache des Staats, der Gelehrten und überhaupt der Schrift. Zu welchen überspannten Behauptungen Hypernationalität nicht Alles führen kann! Wie in unsern Tagen der Ultra-Magyarismus und Panslavismus.

V.

Florenz.

In den wenigen Tagen meines Hierseins, in einer kurzen Spanne Zeit konzentriren sich eine Masse der wichtigsten Anschauungen. Nicht nach der Quantität, nur nach der Qualität sollte unseres Lebens Dauer berechnet werden, nicht nach den Phasen der Sonne und des Mondes, sondern nach den Pulsschlägen des Herzens, nach den stärkeren oder schwächeren Schwingungen unseres Geistes. In den wenigen Tagen meines Hierseins habe ich Jahre verlebt. Ist Florenz auch nicht die Stadt der Sonne, der Blumen ꝛc., kann ich auch nicht über die himmlische Lage, über die gewöhnlichen Straßen, Häuser, Plätze und Menschen in fanatische Verzückung gerathen, so ist sie doch die Hauptstadt der wiedererwachten modernen Kunst, die Wiege des Herrlichsten, was die goldene Zeit des italienischen Mittelalters schuf, vorzugsweise die Stadt der Gemälde.

Wie die Gläubigen nach Loretto, San Jago di Compoſtella und Maria Zell ziehen, die Alterthumsforſcher nach Rom und Athen, die Stutzer und Gourmands nach Paris und Wien, die Geldleute nach London, die Malkontenten nach der neuen Welt, die Liebhaber des Deutſch-Mittelalterlichen und Neu-Kleinſtädtiſchen nach Nürnberg, Naturfreunde nach der romantiſchen, immer in Zank und Hader begriffenen Schweiz oder nach dem bergeumgürteten Tirol: ſo müſſen die Maler hierher wallen, um die Wunder des Pinſels zu ſchauen; hierher, um das Keimen, die Entfaltung, das Blühen und das Verwelken der Malerei zu ſehen.

In den Alles, was ſich vor den Alpen befindet, weit überſtrahlenden Gallerieen im Pallaſte der Officien (Muſeum) und im Pallaſte Pitti (großherzogliche Gallerie) ſind die Zuſtände der verſchiedenen Kunſtſchulen, ſowohl der deutſchen, als der italieniſchen Malerei, der romaniſchen und germaniſchen, wie der ſpäteren Perioden auf das Glänzendſte vertreten; hier iſt eine wahre Kunſtklinik, von den Uranfängen des Cimabue und Giotto, den Meiſtern im byzantiniſchen Style und Kunſtreformatoren der neuern Zeit, Fieſole, dem innigen, idealiſirenden; Leonardo da Vinci, dem wiſſenſchaftlich durchgebildeten; Andrea del Sarto, dem ausdrucksvollen; Perugino, dem großen Lehrer des größten Meiſters; von dieſem ſelbſt, dem unübertroffenen und unzuübertreffenden Rafael, von dem durch warmes Kolorit ſich auszeichnenden Allori, Carlo Dolce, Franceschini u. A.; ſelbſt von den alten Gemälden deutſcher Meiſter, beſonders von Dürer, Kranach und Holbein u. ſ. w., von den großen Niederländern, Rubens, Rembrand, Van Dyk, von den Spaniern Murillo, Velasquez, bis auf die

ſpäteren weichlichen Manieriſten des 17. und 18. Jahrhunderts, eine wahre Kunſtklinik von allen, allen Meiſtern.

Die Werke Cimabue's und Rafael's, Beginn und höchſter Kulminationspunkt der Malerei, intereſſirten mich am meiſten. Cimabue, 1240 zu Florenz geboren, wird in der Kunſtgeſchichte als der erſte bezeichnet, der die erloſchene Kunſt als Maler und als Architekt neu belebte. Bei den Neugriechen war Alles blos prächtig-ſtarr, glänzend-ſteif, ſie zwängten Alles in ſtereotype Formen; er ſoll dieſen zuerſt Seele und Leben gegeben haben. „Cimabue war es" — ſagt Quand — „der zwar von dem Strome ſeiner Zeit ergriffen, aber auch gehoben und getragen wurde, und wie Jeder, der ſein Zeitalter beherrſcht, mit klarem Geiſte und feſtem Willen das dunkle Streben ſeiner Zeit ergreift, indeß die Gemeinheit davon überwältigt wird, und beſtimmungslos nachahmend folgt, ſo nahm er jene ſeltſamen Formen der byzantiniſchen Schule auf, vermochte ſie aber zu beſeelen." — Ob er dies nun wirklich vermocht, ob die Kunſtgeſchichtſchreiber Recht oder Unrecht haben, wage ich nicht apodiktiſch zu entſcheiden; ich habe wieder nicht geſehen, was Andere vor mir geſehen, und habe weder an Cimabue's Madonna in der ſchönen Kirche St. Maria Novella, noch an deſſen h. Boromäus in den Offizien etwas mehr als Steifheit, Ueberladung und die erſten Liniamente der Kindheit der Kunſt entdecken können. Seine bedeutendſten Werke, Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente, worin ein Studium der Antike ſichtbar, ſollen freilich nicht in Florenz, ſondern in St. Francesco in Aſſiſi ſein. In der ſpaniſchen Kapelle im Kloſter Sta Maria Novella iſt in einem allegoriſchen Gemälde auch ſein Portrat angebracht,

ein Rothbart, mager, im geiſtlichen Koſtüm. Er ſtarb im Jahre 1300 und hinterließ ſeine Werkſtatt in der Straße de Cocomero in Florenz ſeinem Schüler Giotto.

Von Rafael, der eine Zeit lang, um 1505, in Florenz lebte, ſind im letzten Kabinette, dem Sanktiſſimum der Kunſt, die Tribune, ein achteckiges Gemach, deſſen Wände mit rothem Seidendamaſt dekorirt ſind, Fußboden von köſtlichem Marmor, Plafond mit Perlmutter geziert, ſechs Gemälde und jedes Einzelne ein Meiſterſtück, eine Wallfahrt werth. Zuerſt zwei heilige Familien, die Madonna del Cardellino und die Madonna mit dem Stieglitz, letztere in Bezug auf Auffaſſung und Behandlung aus derſelben Kunſtperiode, wie ſeine Madonna im Grünen im Belvedere zu Wien, das als Eigenthum des Erzherzogs Karl von Tyrol, aus der Ambraſer Sammlung dahin kam. In beiden Gemälden, dem Florentiner und Wiener, ſitzt Maria im reichen Wieſengrunde von Blumen. Dann die Bildniſſe einer jungen Florentinerin, ſo ſchön, wie die Wahrheit, ſo wahr, wie die Schönheit, des Papſtes Julius II. und ein weibliches Bildniß, das, wiewohl irrig angegeben, als die Fornarina, Rafael's Geliebte, die ich ſpäter im Pallaſte Barberini in Rom geſehen, doch von unendlichem Liebreiz iſt. Welche Wahrheit, welcher Charakter, welche Grazie, welch klaſſiſcher Rhythmus in dieſen Köpfen! St. Johannes in der Wüſte mit unnachahmlicher Hoheit und Milde, ſchwärmeriſch, ſinnig, zur Bewunderung hinreißend, ſoll als ein Opus Poſthumum von andern Meiſtern erſt vollendet worden ſein. Ein ganz gleicher Johannes in der Lichtenſtein'ſchen Gallerie in Wien ſcheint beinahe eine Dublette.

Was in dieſer herrlichen Gallerie der Offizien mich

lange, lange feſſelte, war der ganz eigene Saal der Malerporträts. Dreihundertachtzig Malerbildniſſe empfangen hier den Beſchauer und gewähren ſo hiſtoriſches als künſtleriſches Intereſſe. In den Phyſiognomien der Künſtler ſpricht ſich freilich nicht immer der Charakter ihrer Werke aus, in vielen iſt ſogar ein eigener Ausdruck von Ausdruckloſigkeit, doch vermindert dies nicht das Intereſſe, zumal die Meiſten ſich hier ſelbſt porträtirten. Perugino prangt hier und ſein Schüler Rafael und deſſen Schüler Giulio Romano, welche Meiſter, welche Schüler! Von Rafael iſt hier auch ſein Selbſtbildniß, er hat ſich im dreiundzwanzigſten Jahre gemalt, im ſchwarzen Kleide mit ſchwarzem Barett und wallendem Haar. Die Geiſtestiefe, das hohe Gemüth ſpricht nicht ſehr deutlich aus dieſen ſchönen, bleichen, ſchwermüthigen Zügen, wie bei Titian nicht Kraft und Stärke; aber Erhabenheit bei Leonardo da Vinci, Glanz und Adel bei Paul Veroneſe, Ernſt und Strenge bei Tintoretto und gefällige Anmuth bei der Schweizerin Angelika Kauffmann, die hier, wie in der Pcotomothek zu Rom, einen verdienten Ehrenplatz gefunden. Wenn auch rigoröſe Kunſtrichter ihre Gebilde nicht als korrekt wollen gelten laſſen, das Monotone in ihrer Schattengebung, das zu blendende Kolorit der Gewandung, das zu ſtarke Idealiſiren, überhaupt die gar zu große Weichheit und Verſchönerung der Natur häufig tadelten, war ſie doch eine acht künſtleriſche Natur, wußte ſie den Formen Anmuth und Würde zu verleihen, und der Zauber inniger Weiblichkeit durchdringt ihre Frauengeſtalten. Sie war von der Natur beſonders reich ausgeſtattet, mit einem liebenswürdigen Aeußern verband ſie einen lebhaften Geiſt, hatte eben ſo viel Anlage

und Neigung zur Muſik als zur Malerei und war im Beſitze einer beſonders reinen Bruſtſtimme; Schülerin von Mengs, Zeitgenoſſin Göthe's, Winkelmann's, Hackert's, deren Achtung und Freundſchaft ſie ſich erfreuen konnte, ſangen die Dichter ihrer Zeit von ihr: „es habe ihr ein Engel Namen, Stimme und Pinſel gegeben," was aber nicht auf ihren ganzen Namen paßt, denn Nichts iſt wohl heterogener, als Engel — und Kauffmann.

Wir haben in der deutſchen dramatiſchen Literatur eine eigene Gattung, die man Künſtlerdramen nennt, und einige derſelben, wie Oehlenſchläger's Correggio, Kind's Van Dyk, Deinhardſtein's Garrick, ſind von der Bühne herab nicht ohne Wirkung geblieben. Eine „Angelika" wäre vielleicht auch nicht übel. Eine Epiſode aus dem Leben dieſer Künſtlerin hat der als Romanſchriftſteller eben ſo ausgezeichnete, wie als Dramatiker höchſt mittelmäßige Bulwer in ſeiner „Lyoneſerin" benützt. Während ihres Aufenthaltes in London hatte ſich nämlich ein engliſcher Maler in ſie verliebt, und ihr Herz und Hand geboten. Verſchmäht und zurückgewieſen, kochte er Rache, miethete einen Abenteurer, der früher als Bedienter eines Grafen Horn von ſeinem Herrn wegen liederlicher Aufführung aus dem Hauſe gejagt wurde, ſtattete ihn glänzend aus, und der mit einer ſehr ſchönen Geſtalt begabte Betrüger, der bereits rechtmäßig verheirathet war, trat als Gentleman, und zwar als der ſchwediſche Graf Friedrich von Horn auf, erhielt Zutritt in dem Hauſe Angelika's, gewann ihre Neigung, und ſie war unbeſonnen genug, ſich ohne Vorwiſſen ihres Vaters heimlich mit ihm trauen zu laſſen. Nach vollzogener Verbindung machte der

Engländer seine höllische Rache bekannt, worauf die Ehe freilich aufgelöst wurde; der Elende mußte nach vergeblichen Versuchen in die Scheidung willigen, um einem Kriminalprozesse zu entgehen, doch erpreßte er eine jährliche Pension, die er nicht lange genoß, da er kurz darauf starb. Erst nach mehreren Jahren heirathete sie einen venetianischen Maler Zuchi; wiewohl kinderlos, doch häuslich zufrieden, lebte sie vierzig Jahre glücklich, ganz der Kunst gewidmet, bis der Tod ihres Gatten und die römische Revolution 1802 ihre Ruhe und ihr Vermögen erschütterten. Indeß erholte sie sich bald, bis der 3. November 1807 ihre irdische Laufbahn endete.

Auch Mengs, der philosophische, von seinem Vater noch vor seiner Geburt prädestinirte Maler, hat sich hier selbst porträtirt. Es muß ein sonderbarer Kauz gewesen sein, dieser Papa, der Dresdner Hofmaler Mengs, der sich vornahm, einen Sohn zu erzeugen, der ein großer Maler werden mußte, aber nicht in Sachsen geboren werden durfte, weil, wie er sagte, er Sachsen nicht das Glück gönne, das Geburtsland eines solchen großen Künstlers zu sein, der seine Gattin, Charlotte Burmann zu Zittau, als sie schon Geburtswehen empfand, zwang, die Gränze zu passiren, daher sie zu Außig in Böhmen mit einem Knäblein darnieder kam. Herr Ismael, der nicht umsonst einen türkischen Vornamen führte, ließ seinem Sohn in der Taufe den Namen Anton Rafael geben, damit er die Eigenschaften Antonio Allegri's da Correggio mit Rafael Sanzio's von Urbino in sich allein vereine; von seinem sechsten Jahre an mußte er sich im Zeichnen üben, von seinem achten Jahr von frühester Morgen

ſtunde bis in die ſpäteſte Nacht in Oel malen, im dreizehnten Jahre führte er ihn nach Rom, wo er ihm auch nur wenige Stunden Schlaf gönnte, den armen Jungen bei ſparſamer Koſt und ewiger Gefangenſchaft fortwährend Studien machen ließ, und es iſt wirklich zu verwundern, daß bei einem ſolchen despotiſchen Treiben ſein Geiſt nicht verkrüppelte, nicht jeder Funke im Keime erſtickt wurde. Mengs, Böhme und Maler par force, hat ſich in der Kunſtgeſchichte beſonders dadurch einen großen Namen erworben, daß er die Antike mit der Romantik der großen Maler des ſechzehnten Jahrhunderts durch Gemälde und Schriften zu vermitteln ſtrebte. Der Hyperenthuſiasmus ſeines Freundes Azara hat ihm mehr geſchadet, als die vielfachen, oft begründeten Angriffe ſeiner Gegner, wie denn überſpanntes Lob immer ſchädlicher als überſpannter Tadel iſt. Der heiße Spanier Azara hat ihn in zu weit getriebenem Eifer über Rafael, neben Correggio und Titian geſetzt, und ſogar komiſch-naiv behauptet, daß ſich Rafael nie über die ſchöne Natur erhoben habe, während bei Mengs die höchſte Idealſchönheit ſei. Ein ſolcher Lobpſalm hat dann entgegengeſetzte Schärfe hervorgerufen; ſo charakteriſirt ihn zwar geiſtreich, aber allzuſtrenge der große Kunſtkenner Bunſen, wenn er ſagt: „daß Ismael's eiſerner Wille in Mengs einen Maler geſchaffen, iſt unläugbar; aber nie vermochte er ſeinem Sohne durch Zwang den Geiſt zu ertheilen, der durch ſeine über allen menſchlichen Willen erhabene Schöpfungskraft das Schöne, Treffliche und Lebendige erzeugt, wodurch allein, vermittelſt der Kunſtdarſtellung Herz, Sinn und Phantaſie erregt und ergriffen werden kann;“ wenn er, Bunſen, ihm aber weiter alles Genie, ſogar Ta-

lent abspricht, seine Kompositionen dürftig, aller Handlung baar, seine Figuren und Physiognomien leb- und bedeutungslos, seine Behandlung ängstlich nennt, ihm sowohl als Schriftsteller wie als ausübendem Künstler alles eigentliche innere Lebensprinzip versagt, ihm höchstens ein negatives Verdienst zuschreibt, ist er offenbar als Anti-Azara auch zu weit gegangen.

Die Gallerie im Pallaste Pitti, eigentlich Castell, ursprünglich Haus eines Negotianten aus den Zeiten der Republik, jetzt Residenzschloß des Großherzogs, hat eben so reiche, wo möglich noch reichere Kunstschätze, als der Pallast degli Offici. Auch hier prangt Rafael, und mehrere Werke des Imperators der Malerkunst entzücken den Beschauer, worunter die allbekannte Madonna Della Sedia, die Bildnisse der Päpste Julius II., das wirkliche Original, und Leo X., ein Kniestück, letzteres durch die schärfste Charakteristik sowohl des nachsinnenden Papstes, als der hinter ihm stehenden Kardinäle mit unnachahmlicher Meisterschaft; wenn indessen ein italienischer Schriftsteller von diesem Porträt erzählt: der Kanzleipräsident Baldassare Turini sei durch das Gemälde so getäuscht worden, daß er vor ihm hingekniet und Feder und Tinte gereicht habe, um den Papst einige Bullen unterschreiben zu lassen, ist dies eine stark-italienische Hyperbel, ein Puff, den Rafael's Werke am wenigsten nöthig haben. Ferner ist von diesem Meister die Vision des Ezechiel und abermals eine Fornarina, die nicht so reizend, wie die in Rom befindliche, doch sehr lieblich ist; dann das Bildniß des Angelo Doni, das man aber in der Zeichnung nicht sehr korrekt, überhaupt des Rafael'schen Genius nicht ganz würdig

finden will, und das Porträt der Madalena Doni, geborene Strozzi, Angelo's Gattin, das aus derselben Zeit in Karnation und Reiz überhaupt die Hand des Meisters erkennen läßt. In vierzehn großen Prachtsälen sind über fünfhundert Gemälde, worunter fast jeder Zoll ein Meisterstück. Man ist wirklich in Verlegenheit, wohin zuerst seine Blicke zu wenden, um so mehr, als hier die Gemälde, nicht wie in dem Pallast der Offizien, nach Schulen geordnet, sondern in einer gewissen lyrischen Unordnung sind. Luccas Kranach neben Tintoretto, Rembrand neben Titian, Rubens neben del Sarto, Perugino neben Albano. — Und die marmornen Bilder in diesen beiden herrlichen Gallerieen. Die Gruppe der Niobiden, diese erschütternde Tragödie aus Marmor, bei der es mir nur störend erschien, daß es keine Gruppe ist, da die Figuren isolirt aufgestellt sind. Ein anwesender Engländer behauptete, die Figuren seien ursprünglich nie in einer Gruppe geordnet gewesen, sondern in Nischen gestanden, etwa in einem Zirkus oder Tempel, in dem man in der Mitte Alles überschauen konnte. — Das mag sein, denn auch Plinius erwähnt, Nioben's sterbende Kinder im Tempel des Apollo Osianus gesehen zu haben, bei welcher Gelegenheit er auch schwankt, ob dieser Statuenzyklus von Praxiteles oder Skophas sei. Das mag sein, doch jedenfalls müßte das Ganze kunstsinnig gruppirt, den Totaleffekt erhöhen, und die großartige Komposition erst durch die Zusammenwirkung recht anschaulich hervortreten. Es sind gegen siebenzehn Figuren und doch nicht komplett, da sich einzelne Niobiden in andern Museen befinden. Die Hauptfigur ist die Mutter mit dem jüngsten Kind im Schooße, das sie vergebens zu verbergen

ſtrebt. Das Kind, an den Schooß der Mutter angelehnt, blickt rückwärts, wahrſcheinlich um die Schauderſzene nicht zu ſehen. Die Mutterangſt, der Seelenſchmerz und doch die antike Ruhe in dem Antlitze der Niobe iſt bewunderungswürdig; gerade in dieſer ſcheinbaren Ruhe liegt der wahre Pathos des Schmerzes, iſt daher nicht Trotz oder Kälte, wie die Frau Gräfin Ida Hahn neuerlichſt meinte; ich habe mich dabei an Winkelmann's Ausſpruch erinnert: „So wie die Tiefe des Meeres," ſagt er, „allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch ſo wüthen, eben ſo zeiget der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenſchaften eine große geſetzte Seele." — Ergebung in das Verhängniß, vielleicht auch das Gefühl der allzuſtrengen Strafe, der Vorwurf der Mutter gegen den Grimm der Olympier, ſtrahlt aus ihrem gen Himmel emporgerichteten Auge; das iſt nicht Trotz oder Kälte. Es mag dieſes Werk aus der früheren oder ſpäteren Zeit der Plaſtik, von Praxiteles oder Skophas, Original oder gar nur Nachahmung ſein, man kann es nicht ohne Schauer und Ehrfurcht betrachten. Angenehmer ſind freilich die Empfindungen, welche die Venus des Cleomenes, die mediciäiſche, das Wunder der griechiſchen Skulptur, im Pallaſt der Offizien und die Venus des Canova, die italieniſche, im Pallaſte Pitti, bei dem Beſchauer erregen.

Welche die ſchönere? unſtreitig die Griechin, weil — es iſt nichts ſchwerer, als die Schönheit zu definiren und zu anatomiren — weil ſie die ſchönere iſt, und ſie iſt die ſchönere, weil ſie die jugendlichere iſt. Es iſt die in der Entfaltung begriffene liebliche Jungfrau, die Italienerin das reizend vollendete Weib. Bei der Erſteren iſt der Phantaſie

gegönnt, ſie ſich einſt noch ſchöner zu denken, bei der Andern, die den Zenith erreicht, fürchtet man für die Abnahme. Das ſind allerdings Subtilitäten, und nach einem Jahrtauſend, wo die Menſchen hoffentlich geſcheiter, nur genießen, nicht ſich den Genuß, wie heut zu Tage, durch kritiſche Sophismen vergällen werden, wird man der Venus des Canova den gleichen Tribut der Bewunderung zollen, beſonders da ſie, trotz der Jahrtauſende, nicht älter geworden ſeyn wird. Fehlt auch dieſen beiden Schönheiten wirkliches Leben, ſo iſt dies der wahre Vorzug. Der Stein dauert, das Fleiſch verwelkt, wirkliches Leben würde Sterben bedingen; eine Betrachtung, worauf mich die Bemerkung einer jungen Florentinerin führte, die ſpöttiſch frug: Wie mag die Dame jetzt ausſehen, die dem Meiſter Canova als Modell zu dieſer Statue zu dienen ſo gefällig geweſen ſein ſoll? — Vielleicht noch reizender, als wir zu ahnen vermögen, ſagte ernſt ein alter Abbate, denn Pauline Borgheſe, die ſchöne Schweſter des großen Cäſars, hat die irdiſche Hülle zu längſt ſchon abgeſtreift, und die reine Pſyche iſt doch noch ſchöner, als die ſchaumgeborene Göttin. — Das kann ſein, erwiederte ich, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben — aber gewöhnlich ſind die Schönen im Leben nicht ſehr geiſtreich. Schönheit und Geiſt kontraſtiren, Schönheit iſt Ruhe, Geiſt Bewegung; Geiſt macht Linien und Falten, Schönheit muß glatt ſein. Iſt dies eine Sottiſe für die Schönen oder ein Troſt für die Häßlichen? frug die Florentinerin lächelnd.

Man hat die Venus des Cleomenes häufig das achte Weltwunder genannt, es fehlt in Italien überhaupt nicht daran. Jede Stadt prahlt mit ihrem achten Weltwunder.

Ich habe über zwanzig ſolche achte Weltwunder geſehen, in einer Welt, die ſelbſt das größte Wunder iſt. Göthe ſelbſt ſagte einmal zu Eckermann: „Es gibt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre.“ Und doch war er ſelbſt nur einmal da! — Auch die Venus des Cleomenes iſt nur einmal da.

Strenge Kunſtrichter wollen die von Canova auch nicht als die zweite gelten laſſen, ſowie ſie überhaupt Vieles an ihm tadelten. Man hat ihm Vernachläſſigung eines tieferen Studiums der Antike, der Natur, anatomiſche Sünden, Affektation, hauptſachlich Sinnlichkeit, auch Weichlichkeit vorgeworfen, auch daß er zu viel mit dem Marmor habe malen wollen, d. h. in ſeiner Anordnung mehr maleriſch als plaſtiſch ſei — ſelbſt daß man ihn den Phidias ſeiner Zeit nannte, wenden ſeine Gegner zum Tadel: denn, ſagen ſie, es liegt in dieſer Benennung mehr Wahres, als es ſcheinen ſollte, indem ſeine Werke nicht minder geeignet waren, dem vorherrſchenden, ſinnlich-ſentimentalen Sinne dieſer Zeit zu entſprechen, als die des griechiſchen Künſtlers dem Geſchmacke der alten Athener, aber das iſt nur halbwahr, denn der Künſtler macht die Zeit wie die Zeit den Künſtler, und unbeſtritten bleibt ihm der Ruhm, der neueſte Wiederherſteller des reinen Geſchmacks in der Bildnerei geweſen zu ſein, der zuerſt die moderne Plaſtik von dem friſirten Stil des Bernini emanzipirte, wie er der ausgezeichneteſte Bildner der Grazie war. Daß er nicht blos der Bildner der Grazie, ſondern auch der Bildner der Kraft geweſen, beweiſet Theſeus Heldengeſtalt, wie Napoleons wunderbare Büſte. Er war des Kaiſers Liebling. Als er ihn nach der Schlacht von Auſterlitz als Mars, den Friedensbringer, mit geballter Fauſt darſtellte, ſoll Napo-

leon lächelnd gesagt haben: Canova croit donc, que je fait mes conquetes à coupe de poing! — Napoleon und Canova! Sie schlafen nun beide den langen Schlaf, und ihre Werke? — Was der Bildhauer schuf, es prangt in Kirchen, Museen und Gallerien; was der Kaiser schuf, es ist verweht, seine Reiche zertrümmert, selbst seine Büste von Canova ist im Besitze — Wellingtons.

Hieher sollen die Maler wallen; doch was nützt alle Wallfahrt, was alle Meister und Muster, wenn der Gott im Busen schweigt! Den sprechendsten Beweis hierzu gibt mir selbst die Kunstausstellung in Florenz, die gerade jetzt in den Sälen der Akademie der schönen Künste stattfindet, und an den Ufern des Arno so wenig befriedigt, als an den Ufern der Donau, der Spree oder der Seine. Viel Studium, viel Kombination, kein selbstständiges Schalten. Das ist der Charakter der jetzigen Kunst, wie der Zeit überhaupt. Massen bemalter Leinwand, nichts sich über die liebe Mittelmäßigkeit Erhebendes, eine Unzahl von Porträts, frappant kolorirt, unbedeutende Genrebildchen, schwache Landschaften, nichtssagende Heiligenbilder, Alles auf- und durcheinander, im Erdgeschosse, in meist unvortheilhafter Beleuchtung, blos nennenswerth einige historische Pieçen von Sabatelli und ein im letzten Prachtsaale aufgestelltes Gemälde allerungeheuerster Dimension von Andrea d'Antoni, einem Sicilianer, Szenen aus Dante's Vorhölle darstellend, mit den darunter gesetzten Versen:

Genti veran con ochi tardi e gravi
Di grande autorita ne lor sembianti,
Parcavan rado con voci soavi.

Den Preis dieser Ausstellung errang eine lebensgroße liegende Statue aus Marmor, Abele chi muore, von einem jungen Bildhauer, M. Düpen, aus Fiesole. Behandlung und Ausdruck sind bei diesem sterbenden Abel vorzüglich und lassen eine schöne Zukunft hoffen. Die hiesigen Kritiker machen diesem Werke den Vorwurf, es sei zu ängstlich nach einem Modelle, nicht aus freier Phantasie, also nach der Wirklichkeit — ist dies ein Vorwurf?

Wohin man sich in Florenz wendet, überall stößt man auf hochberühmte, welthistorische Namen, auf interessante Erinnerungen. Da sieht man die steinerne Bank, wo einst Dante saß, dort die niedliche Villa mit entzückender Aussicht, wo einst Boccaccio seinen Decammerone dichtete; Inschriften zeigen uns die Häuser, wo Benvenuto Cellini geboren wurde, Machiavelli, Galilei, Alfieri, Giovanni di Bologna, Amerigo Vespuci wohnten, wo Michel Angelo's Werkstätte war u. dgl. m. Das ist nun freilich im Grunde gleichgültig, die bedeutenden Persönlichkeiten, nicht die unbedeutenden Häuser sind es, die wir verehren; aber es liegt doch ein gewisser Reiz darin, die Räume zu sehen, wo die Edlen gewirkt, eine gewisse historische Beglaubigung, ein Beweis von Anerkennung der Zeitgenossen und Pietät der Nachwelt, während man bei uns nicht einmal das Plätzchen anzugeben vermag, wo Mozart begraben wurde.

Der Stil der Paläste ist nicht nach der gewöhnlichen italienischen Bauart, heiter, leicht, gefällig, mit Ornamenten, Säulen geschmückt, sondern schwer, ernst, bombenfest, ohne Phantasie. Man hat diesen eigenthümlichen toskanischen Baustil Stile rustico genannt, er dürfte passender Stile rerub-

licano heißen, denn aus den politiſchen Bedürfniſſen ſeiner Zeit entſtanden, repräſentirt er, wie die Ritterburgen in Deutſchland, das Mittelalter in Italien. Die Kämpfe und Krämpfe der verſchiedenen, ſich immer bekämpfenden Faktionen, die Nothwendigkeit, ſich zu verpalliſadiren, ließ dieſe mehr imponirenden als geſchmackvollen Gebäude aus feſten Quadern entſtehen. Jules Janin ſagt wahr von den Florentinern: „bevor ſie die Hauſer aufführten, bauten ſie Thürme. Das Gegentheil von allen anderen Nationen, begannen ſie mit Palläſten und hörten mit den Hütten auf; bevor ſie Krieger wurden, waren ſie Kaufleute, darauf wurden ſie Künſtler und nachher haben ſie ſich geſchlagen, wie Nationen, die noch nie einen Tempel gebaut, noch kein Gemälde vor ſich gebracht haben könnten; ſie waren ſouveräne fürſtliche Wollkämmer, adeliche Wechsler und Goldſchmiede, und unternahmen Alles mit Glück, ausgenommen nur, wenn ſie ſich Geſetze geben wollten.“ —

In Florenz wie in Genua ſind die Ritter und die Republiken verſchwunden, nur als memento mori ſtehen ſie noch da, die ritterlichen Palläſte, ſelten von den Nachkommen bewohnt, meiſt Sitz der Tribunale und Akademieen, mitunter auch in große Hotels verwandelt, wie die Penſione Suizzera oder Hotel del Europe der Madame Hombert und der Gaſthof ihrer Schweſter, Porta Roſſa, wo ich wohne, ſolche Palläſte geweſen ſind, und überraſchend, ſelbſt in der Wirthshausrechnung, iſt jede Spur von Fauſtrecht verſchwunden. Man lebt überhaupt höchſt billig und bequem in Florenz, und der Fremde wird nicht, wie dies in andern berühmten Hauptſtädten der Fall iſt, ſchonungslos geprellt, ſondern Alles

hat ſeine mäßigen ſixen Preiſe. Auch iſt überall viel Wohlſtand, Ruhe und Heiterkeit ſichtbar, was ſchwerlich der Fall geweſen, als die Guelfen und Gibellinen, die Weißen und Schwarzen, die Buondelmonti und die Alberti, die Strozzi, Salviati, Capponi und Medici ſich hier um die Herrſchaft ſtritten und Ströme von Blut dahin floſſen.

Den ſchärfſten, altflorentiniſch-republikaniſchen Typus bietet die Piazza de Granduca mit den Arkaden und der offenen herrlichen Bogenhalle, die Loggia de Lanci von Andrea di Cione, genannt Archangelo (irrig Orgagna). Hier waren zur Zeit der Republik die Volksverſammlungen und Emeuten. Vor und innerhalb dieſer Loggia ſind mehrere ausgezeichnete Werke der Skulptur von berühmten Florentinern, nicht wie in unſeren Tagen, gewöhnlich in Muſeen und Gallerien ängſtlich eingeſperrt, zuſammen eingepfercht, nur an gewiſſen Tagen, zu gewiſſen Stunden, manchmal auch nur für gewiſſe Klaſſen ſichtbar, ſondern ihrer eigentlichen Beſtimmung näher gebracht, öffentlich ausgeſtellt. Benvenuto Cellini's trefflicher, ſo vielfach beſprochener Perſeus mit dem Meduſenhaupte, worin er ſeine ſchöne Haushälterin abporträtirt haben ſoll; Michel Angelo's gigantiſcher, etwas ungeſchlachter David ſtehen hier. Auch der Raub der Sabinerinnen von Johann von Bologna, an Charakteriſtik wie Behandlung überhaupt Buonarotti's bengelhaften Hirten weit überbietend. — Wie ſich die zarte Sabinerin in den Armen des nackten Römers ſträubt, und der ohnmächtige Ingrimm des am Boden liegenden Alten! Dann Baccio Bandelli's grandioſer Herkules, den Kakos, einen Sohn Vulkans, flammenſpeienden Rieſen nach der Mythologie, wahrſcheinlich ita-

lieniſcher Meerbrenner und Straßenräuber, mit der Keule erlegend, ebenfalls ein bedeutendes Werk, wie denn Bandelli unter den bedeutendſten Künſtlern ſeiner Zeit, fünfzehnten Jahrhunderts, gezählt wird. Er hatte unſtreitig viel Verdienſt, aber was dies verdunkelt, viel Eigenliebe. Er ſoll ſich einſt geäußert haben, daß ſeine Skulpturen die der Alten weit übertreffen, daher Titian's ſatyriſche Zeichnung: ein alter und zwei junge Affen in der Stellung Laokoon's. — An der ebenfalls ſich hier befindlichen Statue aus Erz, Judith mit dem Kopfe des Holofernes, von Donatello, iſt nichts Ausgezeichnetes. Die hebräiſche Charlotte Cordai, im Momente des Kopfabſchlagens, ſieht ſehr freſtig und verdroſſen aus, und hat die hierher unpaſſende Inſchrift: Exemplum Sal. Pub. Cives Posuerat 1495. Springbrunnen mit Neptun und vier ehernen Seepferden zieren den nicht ſehr großen, aber merkwürdigen Platz, der ehemals Piazza Publica hieß, und der Schauplatz vieler merkwürdigen, luſtigen und blutigen Szenen in der Geſchichte dieſer Stadt, der Künſtler und der Condottieri war.

Der auf dieſem Platze ſich befindliche alte Pallaſt, Palazzo Rechio oder Granducale, ehemaliges Rathhaus, Kaſtell und Reſidenz, jetzt Kriegs- und Finanzdepartement, worin die Reiterſtatue von Cosmus I. von Medicis, iſt ebenfalls, als älteſtes republikaniſches Monument, eine hiſtoriſche Rarität. Noch prangen unter ſeinen Zinnen neue Wappenſchilde, ein ganzer Kurſus der Geſchichte, die Wappen der Gibellinen, der Welfen, des Königs von Neapel, des Herzogs von Anjou, der Tuchhändler, der Medici (ſechs Kugeln oder Pillen, weil ſie urſprünglich Medici, Aerzte, waren),

das Wappen Napoleons und das großherzoglich öſterreichiſche Wappen, ein Pallaſt der hiſtoriſchen Rarität, und erweckt der ſehr große, impoſante Saal, geweſene Verſammlungsort der Signoria, mit Statuen, Fresken und ſchlechten Bildniſſen der Mediceer, allerlei Erinnerungen. Am intereſſanteſten war mir das Porträt Bianca Capello's, meiner Lieblingsheldin aus der Jugendzeit; wie ich, muß aber auch ſie älter geworden ſein, denn anſtatt der wunderlieblichen, ätheriſch-zarten, liebeglühenden Venetianerin, wie mein mir unvergeßlicher, in der Literatur ſchon verſchollener Lehrer, A. G. Meißner, ſie ſchilderte, ſah ich hier ein derbes, ſtarkes Weib mit flammenden Augen und frechen Zügen. Mein Cicerone vertraute mir, ſeine Urgroßmutter habe ihm vertraut, dieſe Großherzogin habe ſich, um ihre Schönheit zu erhalten, aus gebratenen Kindern Schminke bereitet, ein koſtſpieliges, kosmetiſches Mittel.

Im Garten Boboli, der an den Pallaſt Pitti ſtößt, teraſſenförmig angelegt iſt, im altfranzöſiſchen Geſchmacke, mit Bäumen, Baſſins, Springbrunnen, Statuen, einer kleinen, unbedeutenden Menagerie ꝛc., iſt auch ein Haus mit dem großherzoglichen Hut als Wappen, wo Bianca einſt wohnte.

Auf der oberen Terraſſe in Boboli präſentirt ſich Florenz vorzüglich — dieſes herrliche, ſaftige Grün! Wie in einen Garten gebettet, liegt ſie da, die ſchöne Stadt mit ihren Kuppeln und Zinnen, Thürmen und Thürmchen und Spitzen, die ſo pittoresk heraus- und herüberbrechen, ſich badend in der Sonne Strahl. Ringsum von maßigen, fruchtſchwellenden Hügeln bekränzt, voller Reben, Oelbäume und blühenden Granaten, mit einer Maſſe Villen beſäet. Mehr Villen hat

wohl keine Stadt, und Boccaccio hat nicht Unrecht, die Villen um Florenz würden, in eine Stadt vereinigt, ein zweites Florenz ausmachen.

Eine der lieblichſten dieſer Villen, mit paradieſiſcher Aus- und Rundſicht, die ehemalige Villa Gerini, iſt jetzt Eigenthum der berühmten Sängerin Karoline Unger (jetzt Ungher-Sabatier). Hier in dieſer himmliſchen Gegend, von allen häuslichen Komforts umgeben, waltet ſie eben ſo liebenswürdig als Hausfrau, wie früher auf der Bühne, von der ſie ſich, ein wahrer Verluſt für die Kunſt, zu früh für ihre Kräfte, ganz zurückgezogen; hier ruht ſie, im eigentlichſten Sinne, auf ihren Lorbeeren, denn wo man nur hinblickt, ſprießt ja hier der Lorbeer und das Symbol des Friedens und der ſtillen Glückſeligkeit, der Oelbaum und die Myrte; Citronen- und Orangendüfte umſchmeicheln uns, und das Auge ſchwelgt in Seligkeit beim Anblick des reizenden Panorama's, das vom Balkon des Mittelzimmers ſo entzückend ſchön ſich darſtellt. — Hier iſt es freilich beſſer, als in der mephitiſchen Stickluft des Theaters, zwiſchen den düſtern Kuliſſen mit den gemalten Bäumen und geſchminkten Geſichtern, den neidiſchen Kunſtgenoſſen mit Honig auf den Lippen und Dolchen im Buſen. — Wie klein erſcheint in dieſer herrlichen Natur die verkrüppelte Kunſt! —

Ich mochte etwas laut gedacht haben, denn die freundliche Beſitzerin ſagte, mir lächelnd mit dem Finger drohend: „Schmähen Sie doch die arme Kunſt nicht gar ſo ſehr auf Koſten der Natur; iſt es doch die Gottgeſandte, die allein es vermag, uns über die Alltäglichkeiten des irdiſchen Seins zu erheben.“

„Ja wohl!“ antwortete ich demüthig, „auch galt meine

Diatribe nicht der wahren, nur der falſchen Kunſt; nicht der Nachahmerin und Verſchönerin der Natur, ſondern der alle Wahrheit abſorbirenden Unnatur."

Es entſpann ſich nun eine lebhafte Debatte, wovon ich zu Nutz und Frommen deutſcher Sänger und Sängerinnen den Schluß hier mittheile:

„Aber die Theater in Italien," frug die geiſtreiche Künſtlerin, „haben Sie, einen ſanguiniſchen Wiener, doch hoffentlich befriedigt?" —

„Au contraire," erwiederte ich klagend, „mit ſo geringen Erwartungen ich auch über die Alpen kam, ſo wenig bin ich bis jetzt ſatisfizirt. Noch hat keine Primadonna mich zu elektriſiren vermocht; nur große Häuſer habe ich geſehen, keine großen Sängerinnen, und die Einzige, die größer iſt, als Alle, hat den Tempel Thaliens verlaſſen, ruht in den Armen der Liebe und denkt mehr an die Oelernte, als an Polyhymniens verwaistes Reich — der dramatiſche Geſang liegt in dieſem Lande der Kunſt ſehr im Argen. Belehren Sie mich doch über die Urſachen dieſes Verfalles. Ich werde den deutſchen Gauen den Ausſpruch Pythia's verkünden."

„Belehren? Nein!" erwiederte ſie nach kurzem Sinnen, „doch ſchwatzen wollen wir darüber, und da wir Frauen in dieſer Lehrweiſe eine Art von Berühmtheit erlangt haben, hoffe ich nicht ſo ſehr aus der Art geſchlagen zu ſein, daß mein Geplauder nicht manches Wahre aufweiſen könnte, um ſo mehr, als ich allerdings Manches zu tadeln habe."

„Ich horche," ſagte ich geſpannt.

„Erlauben Sie," fuhr ſie mit Ernſt und Grazie fort, „Ihnen nur einige kleine Geſchichtchen zu erzählen, welche

ungefähr den Stand der Muſik in Italien andeuten, wenigſtens in ſo weit wir die traurigen Folgen derſelben erfahren. Ich will von meinem Standpunkte anfangen, und die gegenwärtige Art zu ſingen und ſingen zu lernen, betrachten. Z. B. vor einigen Tagen kam eine junge Sängerin zu mir, um mich zu fragen, in welcher Rolle ſie auftreten ſolle — in Norma oder den Puritanern? Dieſe Sängerin lernt ſeit einem Jahre kaum Skala ſingen, iſt übrigens durch keine muſikaliſche Bildung vorbereitet, hat nie die Bühne betreten, nie gefragt, was denn Norma eigentlich für eine Art Perſon ſei, und würde doch um keinen Preis die kleinen Rollen einer Sekondadonna acceptiren, um zu lernen, wie man ſich auf der Bühne bewegt. So ſind im Durchſchnitte alle Sänger unſerer Zeit, mit Eigendünkel ausgeſtattet.

„Hört! hört!“ rief ich aus.

Sie winkte mir ſtille zu ſein, und fuhr, ſichtbar ergriffen, weiter fort:

„Wenn ein Journaliſt es wagen wollte, die große Wahrheit zu ſagen, daß die Kunſt, ohnehin viel zu lang für ein Menſchenleben, nicht im Sturmſchritt erobert, ſondern der Gipfel nur langſam erklommen werden kann, würde er von dem zurecht gewieſenen Subjekte gehörig durchgeprügelt, aber nie geglaubt. Gelingt es nun, ohne eigentlichem Wiſſen, doch durch Geſtalt oder Stimme zu gefallen, ſo wird nicht mehr weiter ſtudirt, man glaubt eine Malibran oder Rubini zu ſein, und nimmt die unausweichliche Gleichgültigkeit des Publikums, welches ermüdet, ewig Hoffnungen zu applaudiren, für Kabale und Ungerechtigkeit, und ſtirbt arm und elend durch eigene Schuld!“ —

„Hört! hört! hört!“ —

„Der Künſtler, ſcheint mir, hat dieſelben Verpflichtungen, welche einer Ehefrau gegenüber ihrem Manne obliegen. Die Flitterwochen ſind den erſten glücklichen Verſuchen einer ſchön begabten Künſtlerin gleich zu ſtellen, die mit aller Liebe und Nachſicht eines liebenden Gatten von dem Publikum empfangen werden. Im Beiſammenleben finden ſich endlich die Fehler heraus, die erſtlich nicht bemerkt oder durch Liebe entſchuldigt wurden, iſt nun die Künſtlerin, wie die Frau, nicht vernünftig genug, die Fehler zu verbeſſern, ſich neue Eigenſchaften zu erwerben, welche einſt den Reiz der Jugend erſetzen müſſen, ſtrebt ſie nicht immer fort nach Vervollkommnung, ſo wird das Publikum wie der Mann, ungeduldig und gleichgültig. Neue Erſcheinungen werden ſie aus dem Herzen und Gedächtniſſe verdrängen, und es wird ihr nicht gelingen, wie es im entgegengeſetzten Falle geſchehen müßte, daß man Andere ſchön, begabt und angenehm findet, aber doch am Ende ſagt: Meine Frau oder unſere Sängerin iſt aber doch auch eine ausgezeichnete Frau.“

„Allerliebſt!“ rief ich, „aus dem Leben gegriffen!“

„Die Stimme,“ ſchloß ſie ihre Philippika, „wird ſehr bald alt, das Herz aber, der Verſtand und das tiefe Gemüth des Menſchen bleiben ewig jung, und erſetzen gewiß oft die Friſche der Stimme, ſowie eine gute Schauſpielerin, wenn ſie die Rollen ihrem Alter anpaßt, mit ſechzig Jahren noch unendliches Vergnügen machen kann — ſelbſt unſeren Liens!“ —

„Vortrefflich!“ ſagte ich, und kußte der Rednerin die Hand, „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, haben

ſüverd geſprochen, wie Cato im Senat, und mit dieſem alten Römer rufe aber auch ich die ſtereotype Vernichtungsformel über Karthago aus: Hol' alle Rezenſenten der Teufel! Wohl iſt die Haupturſache des Verfalls der dramatiſchen Geſangkunſt in dem Mangel gehöriger Vorſtudien, alles ſtufenweiſen Schreitens und dem maßloſen Dunkel aller Anfangerinnen zu ſuchen, aber haben die feilen Kritiker des Tags, die, anſtatt als Kunſtorgane das Publikum — eine bunte Maſſe Körper ohne Kopf — zu leiten, zu belehren, auf einen höhern Standpunkt zu erheben, nur Faktionen dienen; nicht auch ihren guten Theil daran? — Wenigſtens bei uns in Deutſchland ſicherlich, da wird Jeder und Jede ein ſolidirant Geſangskünſtler genannt, da wird gleich in die Trompete, oft in das Bombardon geſtoßen und die Sprache geradebrecht, um neue Hyperbeln zu erfinden, und je geſpannter dann die Erwartungen, um ſo geringer die Befriedigung. Wie ſehr wurden wir z. B. nicht in Wien enttäuſcht, als wir die B... die C... die S... und die von einem albernen Correſpondenten aus P. immer und ewig nur „Nachtigall" betitelte M. hörten. Hol' alle Rezenſenten der Teufel! — Schulden an dieſem Verfall nicht auch die modernen Kompoſitoren mit ihren, das zarte menſchliche Geſangsinſtrument, Stimme genannt, allzuanſtrengenden Partieen, mit der überreichen Inſtrumentirung? — Und werden dieſe Kompoſitionen nicht auch überlobt? — Ueberhaupt, was wird nicht überlobt? Jeder Pianiſt, jeder Violoniſt, jeder Flötenblaſer iſt nichts weniger als ein Heros, ein Orpheus, ein neuer Meſſias, ein Ereigniß — Leſſing hat bekanntlich die kritiſche Tonleiter aufgeſtellt, ſchmeichelnd gegen den Anfänger, mit Bewunde-

rung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter, abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper und ſo bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. — Die heutige (beſondere Theater-) Kritik übt ihr Amt mit wenigen Ausnahmen nach folgender Skala: ſchmeichelnd gegen die Kameradie und wer ſie bezahlt; immer ſich ſelbſt bewundernd, nie an ihrer eigenen Vortrefflichkeit zweifelnd, abſchreckend und poſitiv ſelbſt gegen den Meiſter, um Aufſehen zu erregen, und ſo bitter als möglich, um ſich intereſſant zu machen. Hol' alle Rezenſenten u. ſ. w.," intonirte la celeberrima Cantatrice, wie man ſie hier allgemein nennt, herzlich lachend.

Karoline Unger iſt in Florenz ganz nationaliſirt; doch gedenkt ſie mit Innigkeit ihres Vaterlandes, und von allen ihr gewordenen Ehrenbezeugungen bewahrt ſie — die viel Gefeierte — die Kränze von Wien und Dresden als theuere Reliquien. An ihrer Wiege ſtanden ſchon die Grazien, ſie iſt, ſeit Charlotte Haſer, welche die heißblutigen Italiener la divina Tedesca nannten, jetzt aber längſt vergeſſen haben, in neuerer Zeit die erſte Deutſche, die in dem geſange- und lebenreichen Italien mit ſo viel Glück auftrat, von Triumph zu Triumph flatterte und das Vorurtheil widerlegte, daß unter den nordiſchen Barbaren jenſeits der Berge höchſtens die Inſtrumental-, nicht die Vokalmuſik gedeihe. Bravourſängerin di primo Cartello, iſt ſie vollendete Schauſpielerin; eine Sophie Schröder der Oper, hat ſie voll Glut und Leidenſchaft mit wahrer Größheit, ohne die Linie des Schönen zu überſchreiten, in der Darſtellung hochtragiſcher Momente erſchütternd zu wirken gewußt, nur iſt zu beklagen, daß die Gebilde des Mimen ſo vergänglich ſind und die vielen

Nachahmerinnen anſtatt tragiſcher Erhabenheit, nur traurige Fratzen liefern.

Der Präſident der Akademie der ſchönen Künſte in Florenz, Bartolini, einer der erſten jetzt lebenden Bildhauer Italiens, hat eine ſchöne Büſte von ihr in Marmor verfertigt, wie denn Bartolini überhaupt als porträtirender Bildhauer längſt ſchon einen europäiſchen Ruf genießt. Sein Atelier, das ich in Geſellſchaft der gaſtfreundlichen Sängerin Unger beſuchte, iſt eines der bedeutendſten, das ich bis jetzt zu ſehen Gelegenheit hatte; außer einer Menge intereſſanter Köpfe der Alt- und Neuzeit, worunter nur gar zu viel Engländer, die von ihren Geſtellen ſo langweilig herunterſchauen, als ob ſie lebten, dann idealer Figuren aus der Welt der griechiſchen Mythe, iſt eine koloſſale Statue Napoleons, die für Korſika beſtimmt iſt, bemerkenswerth, und hauptſächlich eine Gruppe Figuren zu einem Grabmonumente eines ruſſiſchen Fürſten, Demidof, das in St. Croce aufgeſtellt werden ſoll, worunter an Zartheit der Behandlung, Stellung und Ausdruck eine Figur der Caritas ſich dem Beſten anreiht, was ſeit dem Erwachen der Bildnerkunſt im Genre der franzöſiſchen Schule geleiſtet wurde. Dieſe Richtung iſt es, welche Bartolini ſtets verfolgt zu haben ſcheint, da er ſeine erſten Studien in Paris gemacht und noch als Anfänger ſchon vor vierzig Jahren dort einen akademiſchen Preis erhielt. Daß er aber nicht die Gebrechen dieſer Schule theilt, es ſeinen Gebilden bei aller Weichheit nicht an wahrer Lebenswärme fehlt, beweiſen ſowohl dieſe Demidof'ſche Gruppe, wie die wunderlieblichen drei Genien, die ſich von dieſem großen Meiſter in der Gallerie Eſterhazy in Wien befinden.

Die Pergola war geſchloſſen. Ich beſuchte das Theater del Cocomero, ein geraumiger, doch nicht übermäßig großer Schauſpielſaal, hübſch dekorirt, gut beleuchtet, wie denn die Schauſpielhäuſer in Italien durchaus, ſelbſt in den kleinſten Städtchen, freundlicher und eleganter ſind, als die düſtern, oft ſchmutzigen Spelunken Thaliens in Deutſchland. Welche Oper ich da geſehen, ich weiß es nicht mehr; ſie ſehen und hören ſich ja alle gleich, ſind alle nach Schablonen; dieſe ſeriöſen Opern haben, wie die italieniſche Pantomime, ſtehende Masken; Liebe, Eiferſucht, Ohnmachten, Ehebruch, Verzweiflung, Blutſchande, Kerker ꝛc. ſind die gleichen Ingredienzien, woran ſich die feurigen Südländer nicht genug ſaugen können. Ich habe es ſogar gewagt, einem der italieniſchen Libretniſabrikanten die Schutzpatronin der Muſik, die heilige Cäcilia, als Opernſujet vorzuſchlagen. Liebe, Glaube, Muſik, Hochzeitfeſt, Engel, ein römiſcher Präfekt, Henker, ſiedendes Waſſer, Badezimmer, Enthauptungen, Särge, Blutſtröme ꝛc, welch' hübſche Gräßlichkeiten, welch' eine Fülle dramatiſcher Elemente, ſogar für Victor Hugo und Conſorten, die dann, ein wenig metamorphoſirt, den italieniſchen Textmachern als Grundlage dienen, und zu den allerzuckerſüßeſten Tonſchöpfungen entzünden könnten. Eine große Arie der Primadonna aſſoluta im ſiedenden Bade, Chor der Heiden, Chor der Henker, der enthauptete Bräutigam als Primotenor, der raſende, brüllende Wütherich von Präfekt als Primobaſſo — das muß Furore machen, oder die Sterne trügen; das kann noch Hugo-Donizetti's Borgia und Scribe-Meyerbeer's Robert mit ihren abgeblaßten Vergiftungen und Todtenkränzen überbieten. Ueberhaupt iſt die Legende zu ſolchen Zwecken noch nicht ausgebeutet.

Ohne mich daher zu erinnern, welche Oper dieſen Abend in Cocomero gegeben wurde, weiß ich nur, daß die Chöre brüllten, daß die Hörenden taub und die Tauben hörend werden konnten. Das ſtark beſetzte Orcheſter kam öfters aus dem Takt, was für die Vaterſtadt Cherubini's eben kein großes Kompliment iſt; der Primotenore grimmaſſirte und brachte fremdartige Töne hervor, wie ein liebeglühender Kater im Mondſchein; der Primobaſſo, ein kurzer, dickſtämmiger Tyrann mit gelben Inexpreſſibels und rothen Strümpfen, ſchritt pathetiſch auf und nieder. Friſch und klagevoll war die Stimme eines Baritons, und wenn auch paſſirt, mit umflortem Organe, ſang die Primadonna, eine Deutſche, Fanny Maray, pſeudonym, eigentlich Baronin W., ſo ziemlich leidlich, zeigte wenigſtens von guter Schule, doch wüthete ſie zu ſehr, ohne daß es ihr gelang, einen Succeß zu erringen. Das zahlreich verſammelte Publikum verhielt ſich den ganzen Abend ſehr paſſiv, was ſeinem Geſchmacke Ehre macht. Die Theaterſucht iſt überall, eine gewiſſe große Reſidenz, wo dagegen die andern Künſte ſtiefmütterlich behandelt werden, ausgenommen, in Abnahme; früher war ſie überall ſo ſtark, daß ein Moraliſt meinte: Viele Leute gingen nichts in's Theater, um zu ſtehlen, ſondern ſtehlen, um in's Theater zu gehen. Das Ballet im Zwiſchenakt, ein ganzes Melodram in drei Abtheilungen, war reich dotirt, das Corps de Ballet gut eingeübt, und die Prima Ballerina, ein niedliches Perſönchen, in ſehr leckerem Koſtüm, ſprang deckenhoch und machte zierliche Entrechats. Die Vorſtellung hatte um acht Uhr begonnen, und es war ein Uhr, wie ich erſchöpft, als hätte ich mitgeſungen und geſprungen, nach Hauſe kam.

Salons zu beſuchen, gehört nicht zu meinen ſchwachen Seiten, da jetzt die Zeit der Villegiatura, ſind ſie ohnehin in Florenz, wie ich mir habe ſagen laſſen, ſehr verödet. Sie bieten auch, ausgenommen vielleicht in Paris, wo es ſich auch in den Salons um politiſche Fragen dreht, nichts Eigenthümliches, ſehen ſich überall gleich, in Wien wie in Berlin, in Petersburg wie in London, „nichts" — meint Heine — „als Lichter, Spiegel, Blumen, nackte Schultern, Zuckerwaſſer, gelbe Glaçehandſchuhe und Fadaiſen" — gilt da der Menſch nach ſeinem inneren Werthe? Das iſt eine komiſche Frage. Es iſt überhaupt eine ſeltſame Sache um dieſe Skala des Menſchenwerthes. Die Chineſen haben in dem letzten Kriege mit den Engländern auf einen lebend eingebrachten Engländer einen Preis von 200, auf einen Indianer 100, auf den Kopf eines todten Engländers 100, auf den eines todten Indianers 50 Dollars geſetzt. Ein todter Engländer wäre demnach = einem lebenden Indianer. Es lebe die chineſiſche Humanität! Ob es in den chineſiſchen Salons auch ſo matt und farblos, ſo ſchal und fahl zugehen mag? Ich zweifle. Bei uns Europäern ſind wenigſtens die Formen abgerundet, erſcheint ſelbſt die Fadheit weit, herrſcht ein ewiger, wenn auch gemalter Frühling, blühen Roſen aus Gaze, kurz, herrſcht viel Illuſion, wie überhaupt im Leben, denn gleichen wir nicht mehr und minder Alle dem ſpaniſchen Hidalgo, von dem man erzählt, daß er eine Brille aufſetzte, um ſeine Kirſchen zu verzehren, damit ſie ihm zehnmal größer erſchienen, als ſie wirklich waren? Zudem paſſen die großen geſellſchaftlichen Kreiſe ſelten zuſammen. Eine Geſellſchaft mit vielen Menſchen iſt wie ein Gemälde mit vielen Farben,

einzeln ſind ſie charmant, zuſammen ſchwächen ſie gegenſeitig die Wirkung. Florenz hat, ſo wie alle Reſidenzen, ſeine höchſten, hohen, mittleren und niederen Kreiſe. Wo gibt es nicht haute volée? fragte die geiſt- und gefühlreiche Schwedin, Friederike Bremer. Ueber die Heerſchaaren des Himmels flogen Cherubim und Seraphim, und auf den Hühnerhöfen der Erde erheben die Gänſe ihre Flügel, hoch über das andere kleine Federvieh. Das muß ſo zur Weltordnung gehören.

Ich habe die ſchöne Welt von Florenz auf der lebhaften Promenade am Quai des Arno und in dem Caſcine geſehen. Die Caſcine, großherzogliche Meiereien, haben viel Aehnlichkeit mit dem Wiener Prater. Wie dieſer an der Donau, liegen ſie auf einer reizenden Halbinſel, vom Arno und Mugnone gebildet. Ein ſchöner Naturpark mit breiten Alleen, Raſenplätzen, Wieſen, einem Rondeau und kleinen Luſtſchloſſe. Es iſt viel Leben und Eleganz da. Reiter, Fußgeher, glänzende Equipagen und Fuhrwerke aller Art, wie im Prater in der Frühlingsſaiſon, nur keine ohrenzerreißenden Leierkäſten und den Genuß der ſchönen Natur vergällende Tanzmuſiken, die ich, nebſt dem Wiener obligaten Staub, ſehr gern entbehrte. —

VI.

Rom.

Die Fahrt von Florenz hierher konnte mir nicht viel Erhebliches bieten, da ich ſie ſehr ſchnell machte. Es war beinahe Mitternacht, als wir, von der holperigen Straße ziemlich durchgerüttelt, nach Siena kamen. Nur vorübergleitend im Mondſchein ſah ich die alterthümliche Stadt mit ihren ziemlich breiten, aber hügeligen Straßen, den ſchachbrettartigen Dom aus ſchwarzem und weißem Marmor, das alte, freiſtehende Rathhaus, ehemals Palazzo di Signori — Siena war ja auch einſt eine von dem Dutzend Republiken Italiens — mit einem Portikus ꝛc. Es nahm ſich Alles in der blaſſen Beleuchtung ſehr geiſterhaft aus. Die Gemälde im alten Rathſaale, Demüthigungen Kaiſer Friedrich's I. vor dem Papſte darſtellend, nicht ſehen zu können, bedauerte ich keineswegs, deſto mehr war mir leid um die berühmten Fresken des Bernardino Betti, genannt Pinturiccio, das Malerlein, in der Libreria des Doms, wozu Rafael die Zeichnungen geliefert, die wunderbar friſch erhalten ſein ſollen.

Von Radikofani, toskaniſch-päpſtliche Grenze, Aquapendente, Monteflascone, Bolſena und allen anderen Städtchen des Kirchenſtaates, die man paſſirt, weiß ich nichts Anderes zu berichten, als daß Häuſer, Straßen, Einwohner jeglichen

Alters und jeglichen Geſchlechts von Schmutz ſtarren, von einem wirklich transcendentalen Schmutz, man ſieht ſonſt Nichts, als eine ausgebrannte Gegend und Schmutz, und Schmutz und eine ausgebrannte Gegend, und man ſteht ſchon hier auf klaſſiſchem Boden! Bloß der ein Bißchen romantiſch gelegene Lago di Bolſena bringt ein wenig Abwechſelung in die traurige Szenerie. Bolſena iſt unſern der Stelle, welche die alte etruskiſche Stadt Volſinicum, Hauptſtadt der Volsker, einnahm. Man zeigt auch noch Reſte etruskiſcher Alterthümer. Der See von Bolſena windet ſich ſo maleriſch und graziös, breitet ſich zwiſchen felſigen und waldigen Ufern in faſt runder Geſtalt zu einem Umfange von 8 bis 9 Stunden aus. Spiegelhell und ätherklar, geräth er, wie die Einwohner dieſes Landes, leicht in Wallung und iſt dann gefährlich. Aus dem Seeſpiegel tauchen zwei kleine Inſeln auf, mit Baumgruppen umſäumt, die beinahe zu ſchwimmen ſcheinen. Schon Plinius berichtet, daß ſie auf dem See umhergetragen würden, ſo feſt ſie auch auf ihrem Felſengrunde ruhen, ſie heißen Bizentina oder Peſſentina und Martana. In der Pracht der Abendbeleuchtung, dem milden Säuſeln des Weſtwindes, hatte dieſe Partie einen eigenen Reiz. Martana war einſt der Schauplatz eines welthiſtoriſchen Frevels. Der große Oſtgothenkönig Theodorich ſtrebte (als Gewährsmänner gelten hier Procopius, Caſſiodor, Muratori und Niemeyer) außer durch Waffen, Weisheit und Milde, ſein neues Haus im Abendlande, da er ohne Söhne war, auch durch Vermählung ſeiner Tochter an die mächtigen Fürſten der Weſtgothen, der Burgunden und der Vandalen zu befeſtigen: deshalb hatte er denn auch die jüngſte und vorzüglichſte ſeiner

Töchter, Amalaſuntha, d. h. die Amaler Jungfrau, ſo liebenswürdig, als kenntnißreich, indem ſie griechiſch und lateiniſch redete, (515) mit Eutherich, gleichfalls vom Amaler Geſchlechte und von ausgezeichneten Gaben, vermählt, denſelben an Sohnes Statt angenommen, zum römiſchen Konſul erhoben und zu ſeinem Nachfolger beſtimmt; aber Eutherich's früher Tod vereitelte dieſe Hoffnungen. Hierauf empfahl Theodorich, als es mit ihm ſelbſt zum Sterben kam, Eutherich's hinterlaſſenen zehnjährigen Sohn Athalrich, unter Vormundſchaft der Amalaſuntha, den Gothen zu ſeinem Nachfolger. Der Anfang dieſer von Allen gebilligten vormundſchaftlichen Regierung war in einem eben ſo hohen Grade glücklich, als das Ende derſelben unglücklich. So lange Athalrich ſich noch in den zarten Knabenjahren befand, blühte unter Amalaſuntha's milder und weiſer Pflege das ganze Reich, wie unter Theodorich ſelbſt; aber als der Knabe heranzuwachſen begann, und die Mutter ihn nun deſto ernſtlicher zu den Wiſſenſchaften und ſeiner Bildung, nach Römerweiſe, anzuleiten ſtrebte, der luſtige Knabe aber lieber mit wilden gothiſchen Jugendgenoſſen herumtummeln wollte, wurde das gute Vernehmen zwiſchen Mutter und Sohn, zum Verderben Beider, anfangs unterbrochen, dann gänzlich zerſtört. Als Amalaſuntha nämlich dem Sohne, den ſie über einer Unanſtändigkeit antraf, einen Schlag verſetzte, lief er aus dem Zimmer und beklagte ſich weinend bei den gothiſchen Großen draußen über den Zwang und die unwürdige Behandlung, welche er von den Lehrmeiſtern und der Mutter erdulden müßte. Die Gothen begaben ſich ſogleich zu der Fürſtin und machten ihr voll Unwillen die bitterſten Vorwürfe, daß ſie den Sohn

nicht erziehe, wie es einem Gothenkönig gezieme. Schreiberei führe nicht zu Heldenwerken. Wer das Große wagen und Kriegsehre gewinnen solle, müsse, ohne Furcht vor Schulmeistern, in Waffenübungen aufwachsen. Theodorich selbst habe zu sagen gepflegt, daß Diejenigen, welche sich vor der Ruthe zu fürchten angehalten werden, nimmer sich zu einer Verachtung der Spieße und Schwerter ermannen könnten. Sie möchte deshalb die grämlichen Meister entlassen und dem Könige junge Leute zugesellen, durch deren Feuer in ihm selbst der Muth, welchen ein Gothenkönig haben müsse, entzündet und erhalten würde. — Obgleich der weisen Fürstin diese Forderungen ganz und gar nicht gefielen, so gab sie dennoch der Furcht vor den damals gewöhnlichen Meutereien vorerst nach, entließ die greisen Lehrer und gestattete es, daß dem Sohne junge Gesellen beigegeben wurden. Indem die Beklagenswerthe aber ein Unglück hatte vermeiden wollen, öffnete sie einem andern die Thür. Die wüsten Gesellen verführten den jungen, nun der eigenen Thorheit überlassenen König zur Völlerei, zu Trinkgelagen, zur Unzucht und einer so gänzlichen Ausartung, daß er nicht nur keineswegs mehr der Mutter anhing, sondern vielmehr es ganz gern sah, als einige Meuterer, die sich der vormundschaftlichen Regierung zu bemächtigen wünschten, die Fürstin zwingen wollten, den Thron und den königlichen Pallast zu räumen. Zwar zerstreute die Kluge und Unerschrockene noch dieses Mal das drohende Ungewitter, sandte unter scheinbaren Vorwänden die drei Hauptmeuterer in entfernte Landschaften, und veranstaltete es, daß sie dort aus dem Wege geraumt wurden; aber als während dessen Athalrich, durch wüstes Leben zu Grunde ge-

richtet, dem Grabe entgegenwelkte, wandelte ſie doch eine Beſorgniß an, daß ſie, allein daſtehend, als Weib, unter den ſtolzen kriegeriſchen Gothenmännern, ſich nicht werde halten können. Sie ſchwankte nun zwiſchen zwei Planen, ob ſie mit ihren Schätzen ſich zu dem byzantiniſchen Kaiſer Juſtinian flüchten, oder ſich einen männlichen Beiſtand wählen und im Lande bleiben ſollte. Die Vaterlandsliebe ſiegte. Sie entſchloß ſich, es vorerſt noch unter ihren Landsleuten zu verſuchen, jedoch aber einen männlichen Beiſtand zu Hülfe zu nehmen. Hier nun aber fiel ihre Wahl äußerſt unglücklich aus, indem ſie mehr auf Verwandtſchaft, als auf Würdigkeit ſehen zu müſſen glaubte. Sie erwählte — und unterdeſſen ſtarb ihr ausgemergelter Sohn (534) hin — Theodat, ihres Vaters Schweſter Sohn, einen Mann von nicht gemeinem Kopf, aber ſchwarzem Herzen, zum Mitregenten, nachdem er ihr durch einen heiligen Eid verſprochen hatte, daß, ſo lange ſie es wollte, alle wirkliche Macht ihr allein verbleiben ſollte. Unterdeſſen waren auch vom byzantiniſchen Kaiſer Juſtinian, einem leidenſchaftlichen Ränkemacher, Geſandte angelangt, welche bei Theodat um Abtretung Thusciens, welches derſelbe ſchon vorher den Byzantinern heimlich zugeſagt hatte, und bei Amalaſuntha um Uebertragung der italieniſchen Krone auf das alte Haupt der byzantiniſch-römiſchen Kaiſer, wozu ſie ſich früherhin in ihrer Noth willig gezeigt hatte, insgeheim antrugen. Aber ſowohl dem Kaiſer, als Amalaſunthen unbewußt, befand ſich unter den Geſandten ein Elender, welcher von der Kaiſerin Theodora, ehedem einer liederlichen und feilen Tänzerin, den ſchwarzen Auftrag empfangen hatte, den Theodat dahin zu vermögen, daß er

Amalaſunthen hinwegräumen ließe, denn Theodora beſorgte, im Gefühle tiefſter Unwürdigkeit, daß ihr wankelmüthiger und zankſüchtiger Gemahl auf den Einfall kommen möchte, einſt noch die geiſtreiche und liebenswürdige amaliſche Fürſtin auf den byzantiniſchen Thron zu erheben und ſie dagegen zu verſtoßen. Da Theodat ohnehin ſchon darauf geſonnen hatte, ſich Amalaſunthens baldmöglichſt zu entledigen, und ſich nur noch vor dem byzantiniſchen Hofe, der ihr wohlzuwollen ſchien, gefürchtet hatte, ſchritt er jetzt mit teufliſcher Freude ſogleich zum Werke, verwies ſeine unglückliche Verwandtin unter irgend einem nichtigen Vorwande auf ein einſames Inſelſchloß am Bolſenerſee, und ließ ſie dort durch rachegl ühende Freunde jener drei Meuterer, welche früherhin Amalaſuntha hatte tödten laſſen, im Bade erwürgen (534). Die ſtolzen Oſtgothen, ſchließt Niemeyer dieſe Skizze, ahnten damals wohl nicht, daß dieſe Verſündigung an dem Blute des großen Theodorich durch einen ſchnellen und entſetzlichen Untergang des ganzen Reiches und Volkes würde vom Schickſal gerächt werden. —

Es war Abend, als wir längs der Ufer dieſes See's dahin gingen, die Stränge am Wagen waren geriſſen, und wir mußten ausſteigen, in der Entfernung ſahen wir Feuer, es waren die Feuer der Schiffer auf dem See, ein leiſer Windhauch bewegte die Oberfläche des Waſſers, und ich glaubte Amalaſunthen's letzten Klageruf zu vernehmen, ich blieb ſtehen und horchte geſpannt, da ſchüttelte mich unſer Reiſegefährte, der Intendant des Herzogs von Lucca, Signore Giuſeppo Sartori, der von Florenz aus mit uns fuhr, beim Arme und ermahnte mich, nicht zu verweilen, da es hier herum ſehr

unſicher ſei; er ſelbſt, erzählte er mir, ſei vor einigen Jahren erſt hier attakirt, beraubt und mißhandelt worden. Die Situation iſt auch dem Räuberhandwerke hier ſehr gelegen, der nahe gelegene Eichenwald, die vielen Höhlen in den Baſaltfelſen bieten hinreichende Schlupfwinkel und der See deckt am bequemſten die Leichname. Das eigentliche Räubernest war ein nahe gelegenes Dorf; alle Bemühungen der päpſtlichen Polizei waren vergebens, dieſe Gegend zu reinigen, ſo lange dieſes exiſtirte, bis man die ganze Einwohnerſchaft theils einſperrte, theils verſprengte, die Häuſer größtentheils demolirte. Ich habe im Vorüberfahren die halbverfallenen Mauern, die von Dächern, Thüren und Fenſtern entblößten, verödeten Hütten geſehen und die weiſe Maßregel bewundert. Wie ich ſpäter hörte, iſt das Dorf von den Einwohnern wegen der bösartigen Fieber, die hier durch die Mal-Aria erzeugt, den größten Theil der Bevölkerung hinweggerafft, verlaſſen worden, was doch wahrſcheinlicher klingt. Klaſſiſcher Boden, wo man zwiſchen bösartigen Menſchen und bösartigen Fiebern wählen kann! — —

Von hier an wird die Gegend immer monotoner, eine Wüſte Sahara en Mignature. In Viterbo wurden die Pferde gewechſelt, und wir verweilten da einige Stunden. Es iſt dies die Hauptſtadt der ganzen Delegation, am Fuße des Monte Cimino gelegen, ſeiner ſchönen Brunnen und Mädchen wegen berühmt, mit einem triſten Charakter, es ruht auf vulkaniſchem Boden, hat daher viel Schwefelraffinerieen, einen celebren Schwefelſee (Bullicanen) und ein Jeſuitenkollegium. Barbaroſſa hat es einſt belagert. Ich träumte noch von dem alten Rothbart und ſeinen Römerzügen, als wir nach la

Sterta, einem einſamen verfallenen Poſthauſe, kamen, wo wir auf der altrömiſch-gepflaſterten Via Flaminia dahin fuhren. Alles war öde und ſtille, am Rande des weiten Horizontes war ein weißer Lichtſtreif ſichtbar, das Aufleuchten des mehr als 6 Meilen entfernten mittelländiſchen Meeres; die Straße war einſam, keine Villen, keine Gärten, kein Fuhrwerk ſichtbar, keine fröhlichen Landleute begegneten uns, nur hier und da eine Jammergeſtalt, ein gelber, vom Fieber durchſchauerter Bettler, oder ein kranker Bauer, auf einem Eſel mehr hangend als reitend. Bilder des bleichen Todes. Alles, ſelbſt die Luft, war ganz ſtille, keine Schwalbe flog, keine Lerche trillerte, kein Adler ſtieg auf, Nichts verkündete die Nähe einer großen Haupt-, viel weniger der ewigen Weltſtadt. Doch war ich ſehr bewegt; ich ſog ja den Hauch der Atmoſphäre ein, in der die Heroen geathmet, die aus ſo früher Zeit in unſerer Erinnerung leben. Es war 12 Uhr Mittags, als wir an der Porta del Popolo hielten — wir waren in Rom.

Alles in unſerer Zeit iſt archäologiſch geworden
Und das Alterthum gilt mehr, als im Alterthum einſt.
Vetturine ſind nun vom klaſſiſchen Schwindel ergriffen,
Alsbald wie ſie dein Thor, ewige Roma paſſirt,
Raſch den Corſo hinab, mit Wagengepäck und mit Roſſen,
Geht's in den Tempel ſogleich — in die Dogana hinein.
(Waiblinger.)

Man merkt es dieſer Dogana aber gar nicht an, daß ſie einſt der Tempel des Antonius Pius, oder nach Einigen, der Argonauten geweſen. Sie ſieht ganz modern-mauthämtlich aus, und die Zöllner und Facchini haben nichts Prieſterliches an ſich — blos die Opfer ſind geblieben, und antike Säulen mit ſchönen Frieſen ſind noch als Gerippe ſichtbar.

Wir logirten uns im Hotel de France auf der Piazza di Minerva ein und bald hatte ich vielfach Gelegenheit, meine vorgefaßte Meinung von einem getrennten alten und neuen Rom zu korrigiren. Die vielen Bücher machen Einen am Ende recht dumm, oder richtiger, verworren, so daß man dann in der Wirklichkeit etwas Anderes sieht, als man im Traume sah. Ich hatte durch die emphatischen Deklamationen der Einen, durch die entwürdigenden Schilderungen der Andern einen solchen konfusen Begriff, ich wähnte ein ganz getrenntes, in Ruinen liegendes Rom, und wieder ein päpstliches, mittelalterliches zu finden, indessen fand ich beides so innig mit einander verwachsen, die Vaterstadt der Catonen und Scipionen mit der Herrschaft der Gregore und Alexander so innig verflochten, das große Alte im kleinen Neuen oft so kolossal hineinragend, daß ich in den ersten Tagen meines Hierseins kaum meinen eigenen Sinnen traute. Wohl mag es wahr sein, wenn ein vaterländischer Sänger klagt: Rom hat nur noch Ciceronen, aber keinen Cicero — doch ist noch oft die große Vergangenheit selbst in der kleinen Gegenwart abgespiegelt, und Alles mahnt an den ewigen Weltgeist.

Was meine Aufmerksamkeit zuerst auf sich lenkte, als ich wenige Stunden nach meiner Ankunft planlos auf Entdeckungen ausging, war eine gleich neben meinem Gasthofe befindliche, von Außen festlich geschmückte Kirche, ich trat ein, Lichter glänzten, Blumen und Weihrauch dufteten mir entgegen, doch war Alles leer, nur einige betende alte Mütterchen an den Altären, und was mir verwunderlich vorkam, im Seitenschiff rechts, weißgekleidete Mönche an großen Pulten sitzend, die emsig schrieben, man hörte das Knarren der Federn.

Neugierig frug ich einen Nebenſtehenden, wie dieſe Kirche heiße und ob ein Kirchenfeſt hier gefeiert werde? Es iſt die Dominikanerkirche, entgegnete er, und die Inquiſition hält jetzt ihre Sitzungen. Ich erſchrak ein wenig, beruhigte mich aber bald, als ich hörte, daß keine Ketzer hier gebraten, nur deren Bücher hier gerichtet werden. Der Index wird alſo hier ganz in meiner Nähe gemacht, ich drückte mich hinaus. Warum ſich die Inquiſition gerade auf dem Platze der Minerva befindet, bleibe dem deutſchen Philoſophen zur Unterſuchung überlaſſen. Es ſteht im Leben Vieles nicht immer an ſeiner rechten Stelle. Dieſer Platz ſelbſt ſcheint nicht an ſeinem rechten Platz, er iſt aber bedeutend unreinlich. In der Mitte ſteht ein nicht ſehr hoher Obelisk von ägyptiſchem Granit. Unter deſſen Pyramidion iſt auf jeder Seite zwiſchen dem Szepter und einem, von einer Schlange, an deren Halſe der Nilſchlüſſel hängt, umwundenen Stabe ein Sperber, unter dieſem, unmittelbar auf der öſtlichen und weſtlichen Seite, iſt eine Reihe von Hieroglyphen, der Obelisk ſteht auf dem Rücken eines marmornen Elephanten, der eine ziemlich hohe Baſe hat. Einige Straßen entfernt iſt die Piazza di Rotonda und die Rotonda ſelbſt, das allberühmte Pantheon des Agrippa, jetzt St. Maria ad Martyros, ſtand plötzlich vor mir; dieſes herrlichſte der Denkmäler des alten Rom's ſo plötzlich, ſo ganz nahe zu finden, in der allerprosaiſchſten Umgebung, unter Fleiſch-, Käſe-, Fiſch-, und Wurſtverkäufern, und Schuhmacher- und Obſtbuden, überraſchte mich, wie Nichts ſpäter. War es, weil es ſo unerwartet vor mir trat, weil noch kein geſchwätziger Cicerone mich auf den Anblick vorbereitet, weil ich, noch von der Reiſe aufgeregt, für jeden Eindruck empfänglicher,

oder war es der gar schneidende Kontrast dieses altehrwürdigen Römerwerkes mit der gemeinen Wirklichkeit der niedern Stafsage — ich war ganz verblüfft. Ueber das Pantheon selbst, seinen Namen, seine Gründer, seine Architektur, Bestimmung und Schicksale werde ich mich wohl hüten, viele Worte zu verlieren, da die Topographieen Rom's hierüber das Nöthige enthalten, und der alle italienische, französische und englische Forscher durch Gründlichkeit überstrahlende deutsche Archäologe Hirt in einer eigenen Monographie desselben alles Wissenswürdige erschöpfte. Es ist bekanntlich ein Bauwerk aus dem goldenen Zeitalter des Augustus, unter dem Konsulate Agrippa's, im Jahre 26 v. Chr. G. errichtet. Ursprünglich ein Tempel, vorzüglich dem Jupiter Ulter geweiht, am Marsfelde, wozu auch die Thermen gehörten, wurde es unter Titus und Trajan durch Brand verheert, unter Hadrian und Septimius Severus ausgebessert, verschwanden nach und nach die ehernen Kapitäler der Säulen, die Karyatiden, die Statuen auf dem Giebel. Im Jahre 607 oder 608 n. Chr. G. weihte der Papst Bonifacius VI. das ihm vom Kaiser Phocas zu diesem Behufe bewilligte Pantheon zu einer Kirche der h. Jungfrau Maria und aller Märtyrer, wie es in dem Leben des Bonifacius heißt, ut, ubi omnium, non deorum sed daemonum cultus erat, ibi deinceps fieret omnium memoria sanctorum, (damit an dem Orte, wo man nicht alle Götter, wohl aber alle bösen Geister verehrte, in Zukunft das Gedächtniß aller Heiligen feierlichst begangen werde). Alle die großen und kleinen Bildwerke, welche bisher in dem Tempel aufgestellt waren, wurden entfernt, die Nischen und Säulen ihrer ehemaligen Zierden beraubt. 48 Jahre darauf ließ der griechische Kaiser

Conſtantin die Dachung der Wölbung und die der Vorhalle, welche urſprünglich mit Ziegeln von vergoldetem Erze belegt war, wegnehmen und nach Konſtantinopel bringen. 1632 ließ Urban VIII. aus dem Hauſe Barberini aus den mit Erzplatten belegten Balken 110 Stück ſchweres Geſchütz für die Engelsburg und die vier großen Säulen mit dem erzenen Baldachin am Hochaltar in der Peterskirche gießen, dafür aber durch Bernini zwei unbedeutende Glockenthürmchen aufſetzen. Daher Pasquino bekanntlich treffend ſagte: Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini, wie man ſpäterhin ſagte, quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti, und heut zu Tage in Athen ſagt: quod non fecerunt Barbari, fecerunt Bavari. Die Löwen von Baſalt, die den Eingang bewachten, mußten zur Verſchönerung der Aqua felice von Papſt Sixtus V. dienen, die ſchöne Urne aus Porphyr iſt in der Kapelle der Corſini in der Laterankirche aufgeſtellt — es waren nicht die Gothen und Vandalen allein, die Rom's Monumente zerſtörten und verſchleppten.

Wurde auch das Pantheon und die Thermen des Agrippa vielfach geplündert, ſeiner Zierrathen beraubt, der vollkommene Bau blieb, und hat ſich wunderbar erhalten. Die Vorhalle, ein korinthiſcher Porticus, aus 16 koloſſalen granitnen Säulen beſtehend, präſentirt ſich noch großartig. Eherne Thürflügel, mittelſt ſolcher Pilaſter an Marmorpfoſten angebracht, führen in's Innere, was noch immer einen grandioſen Eindruck gewährt, wiewohl Alles jetzt kleinlich dekorirt erſcheint, die acht großen Niſchen an den Kreiswänden, nicht mehr, wie ehemals offen, koloſſale Standbilder enthaltend, ſondern verbaut, kahl daſtehen; die kleinen Niſchen ſind ebenfalls leer, die Büſten,

die in der Neuzeit da aufgeſtellt wurden, Dichter, Künſtler und Mathematiker, ſind jetzt in einem der Säle des capitoliſchen Muſeums. Es iſt ein groſser, mit einer Kuppel überwölbter Rundbau; von der Gröſse dieſer Wölbung, Nachahmung des Himmels, der Wohnung aller Götter, ſoll auch der Name Pantheon herrühren, wahrſcheinlicher von den dort befindlich geweſenen Statuen des Ares und der Aphrodite, welchen die Attribute mehrerer Gottheiten beigeſellt waren. Die ganze Oeffnung der Kuppel, an 26 Fuſs Durchmeſſer, wodurch der blaue Himmel hereinguckt, iſt noch die alte, wie der Himmel ſelbſt, und die Menſchen ſelbſt mit ihren Rieſenplänen und Mückenſorgen, ihren Leidenſchaften und Intriguen, ihren Poſſen und ihren Schmerzen, ihren Ueberſchätzungen und Verkennungen, ihren Phantomen und Idealen ewig dieſelben bleiben.

Der groſse Rafael hat hier ſeine Grabſtätte, der ehemalige Tempel des rächenden Jupiters birgt die Gebeine des gröſsten Künſtlers aller Zeiten — es iſt noch das Pantheon par excellence, neben ihm ruht Annibale Carracci. Seit 1833 iſt es erſt faktiſch erhoben, daſs hier wirklich Rafael's irdiſche Ueberreſte ruhen, bis dahin glaubte die Akademie von Sta Luca, eine Künſtlerbrüderſchaft, im Beſitze ſeines Schädels zu ſein, es war aber, wie es ſich dann erwies, der Schädel eines Domherrn. Dieſer Pſeudo-Rafael-Schädel iſt im Abguſs der Gegenſtand kraniologiſcher Beobachtungen Gall's geweſen (verſteht ſich vor Entdeckung ſeiner Unächtheit), deren Reſultat ganz widerſprechend erzählt wird. Es wäre anziehend, meint Bunſen, wenn es ausgemacht werden könnte, ob Gall in ihm wirklich den gröſsten Maler-Genius geahnet, oder den Domherrn geſpürt hätte. —

Es iſt ſehr wenig Zeit erforderlich, um die größten Dinge zu thun: es braucht nur einen Moment, um den Funken in eine Mine zu werfen, welche die ſtärkſte Exploſion verurſacht; einen Moment, eine Piſtole loszudrücken, und ein Menſchenleben iſt dahin, oder gar eine Dampfkanone loszufeuern, die ganze Reihen niederſtreckt; einen Moment, das Seil iſt abgeſchnitten, der Ballon flattert in's Unermeßliche ꝛc. — Es braucht ſehr wenig Zeit, um die größten Dinge, den Stolz und die Werke von Jahrtauſenden zu ſehen, ich brauchte nur einige Minuten und ſtand auf dem unſern vom Pantheon und meiner Wohnung gelegenen Kapitol! Ehrfurchtdurchſchauert ſchritt ich die breiten Treppen hinauf des einſt einen Erdkreis beherrſchenden Hügels, des Zentralpunktes einer Stadt, die einſt ſelbſt als Zentralpunkt in einem Jahrtauſend die Erde weltlich, in dem andern ſie geiſtlich beherrſchte. Eine Gedankenfülle durchwogte mich, ich empfand das Glück, in Rom zu ſein, noch am Abend meines Lebens ſo Herrliches zu ſchauen, die Träume meiner Jugend verwirklicht zu ſehen, und wieder empfand ich den Schmerz der Vergänglichkeit aller menſchlichen Hoheit beim Anblick des heutigen Kapitols. Am Fuße ſtehen zwei altägyptiſche Löwen von Baſalt, ſie haben früher Waſſer geſpiern, jetzt ſtehen ſie ganz ruhig und melancholiſch; auf dem Säulengebäude ſtehen mehre Figuren und Trophäen, über die man nicht recht einig iſt, wem zu Ehren ſie errichtet wurden, ob dem Domitian oder dem Trajan oder dem Marius; oben ſieht man die koloſſalen Geſtalten des Caſtor und Pollux, die, wie die Inſchrift beſagt, früher beim Theater des Pompejus ſtanden und die herrliche, bronzene Reiterſtatue Mark Aurel's leuchtet entgegen — aber wo iſt der Rieſenbau, wie

die Phantaſie ſich ihn gemalt, wo die hohe Felſenburg dieſes Zentrums des Weltalls, wo die Tempel, die Helden, die Götter, die Senatoren, Liktoren, Triumphatoren? — Alles iſt verſchwunden! Der kapitoliniſche Hügel iſt zu einer unbedeutenden Anhöhe eingeſchrumpft, der weite Portikus mit ſeinen hundert Säulen zu einer engen Halle, der von Gold und Marmor ſtrotzende Tempel des Donnergottes zu einem ſtillen Kirchlein. Man ſieht blos ein kleines Viereck, wo die drei Palläſte der Senatoren, der Konſervatoren und des Muſeums ſtehen, Alles in ſo gewöhnlich bürgerlichem Style, ohne beſondere architektoniſche Schönheit, Höhe und Umfang nicht größer als der des obern Belvedere in Wien, Alles ſo eng, ſo modern und in ſo kleinlichen Verhältniſſen. Napoleon, ſagt man, ſoll die Idee gehabt haben, dem König von Rom das Kapitol in ſeiner alten Herrlichkeit herzuſtellen, und ihm da die Weltherrſchaft zu übergeben — die Idee erfror in den Eisfeldern Rußlands. —

Die Reiterſtatue Mark Aurels, die urſprünglich auf dem Forum ſtand, hatte ich freilich ſchon früher geſehen, nämlich in etwas verjüngtem Maßſtab als die ganz darnach gebildete Statue Kaiſer Joſeph II. auf dem Joſephsplatze in Wien. Es iſt ganz dieſelbe Stellung, hoch zu Roß mit Lorbeerkranz und Kaiſermantel, die Hand ſegnend ausgeſtreckt. Es war ein geiſtreicher Gedanke des Bildners der Joſephsſtatue, Zauner's, das römiſche Original ſo genau nachzubilden, denn der edle deutſche Kaiſer hat mit dem edlen Römer ja überhaupt viel Aehnlichkeit, Philoſoph und Menſchenfreund, wie Mark Aurel, war Beiden nur wenig Ruhe gegönnt, fochten Beide mit abwechſelndem Glücke gegen Feinde von außen und innen,

ſtarben Beide im Mannesalter, doch durch Anſtrengungen erſchöpft und von Seelenleiden gebeugt; leben Beide, als Genien der Humanität verehrt, im Andenken der Nachwelt. Der Anblick dieſer Statue iſt ſehr ſchön und erhebend. Das Pferd iſt in Wien von edlerer Race, in Rom iſt es von unförmlichem Bau.

Die Völkermutter! hier iſt ihr Stand,
Kronlos und kinderlos, von Gram beſiegt,
Ein leer Gefäß in ihrer welken Hand,
Aus der ſchon längſt kein heil'ger Stand mehr fliegt!
(Byron.)

VII.

Rom.

Zeit, Gothe, Chriſt und Kriege ſind gekommen,
Daß ihren Stolz die Hügelſtadt verbüßte:
Sie ſah die Glorie Stern um Stern verglommen,
Barbaren ſah ſie, die als Herrn begrüßte
Das heil'ge Kapitol, wo manche Büſte
Und mancher Tempel wohl herabgekracht.
Ruinenchaos! Wer durchſpäht die Wüſte,
Wo ſelten nur auf Schutt ein Strahl noch lacht,
Und ſagt: „Hier iſt, hier war!“ wo Alles zwiefach Nacht.
(Byron.)

Vom kapitoliniſchen Berg, rechts vom Palazzo Senatorio, der jetzt die Kriminalgefängniſſe enthält, auf den Trümmern des alten Tabulariums herabſteigend, iſt man auf einmal in der Mitte der merkwürdigſten Antiquitäten, das altrömiſche

Forum liegt ausgebreitet da — die erſte Idee, dieſen merkwürdigen Platz ganz auszugraben, ging von der franzöſiſchen Verwaltung aus, nach dem damals entworfenen Grundplan ließ dann ſpäter Leo XII. die Arbeiten beginnen, 1827 wurde damit angefangen, vom Kapitol bis zum Koloſſeum den Boden des alten Rom's wieder herzuſtellen, Vieles iſt ſeit dieſen fünfzehn Jahren geſchehen, Vieles hat noch zu geſchehen, es geht nicht mehr ſo raſch, als in den erſten Jahren, die Unkoſten ſind allzugroß, es ſollen dieſe Ausgrabungen bereits an 20 Millionen Francs verſchlungen haben, und in den Verhältniſſen des Kirchenſtaates hat ſich Manches geändert. Man ſieht hier Tempelruinen, ganze und zerbrochene Säulen, Kolonaden, Triumphbogen, Trümmer der großen Paläſte der Cäſaren und der galliſchen Eroberer — eine verſteinerte Weltgeſchichte! — — Rom! Rom! aller Tugenden und aller Laſter Inbegriff, deine Geſchichte iſt durch ein Jahrtauſend die Geſchichte der Menſchheit. Räuber haben dich gegründet, deren Enkel die ganze Welt beraubten; Städte, Provinzen, Länder, Reiche konnteſt du verſchlingen, ſie beglücken nie; Tyrannen freier Völker, tyranniſirten dich am Ende kindiſche Tyrannen, und die ewige Nemeſis beſtrafte dich furchtbar, denn weil nicht dein Reich auf Liebe gegründet war, mußteſt du ſo tief fallen, als hoch du geſtiegen.

Was ſich auf dem Forum Romanum, jetzt Campo Vaccino, in weiter Ausdehnung befindet, dieſes Ruinenchaos, als redender Zeuge der Geſchichte, dieſe Steinhaufen, als Manuſkripte, in welchen die Annalen und Chroniken ihrer Zeiten aufgezeichnet ſtehen, iſt von Archäologen und Ideologen, Theologen und Neologen, kurz von Touriſten aller Logen ſo häufig

durchſtöbert und ſecirt worden, daß es unartig wäre, das ſo oft Beſchriebene zu repetiren. Zudem ſind es meiſt Bruchſtücke, die man ſieht, worüber die Alterthumsforſcher ſelbſt noch nicht unter einander einig ſind. Vieles wird nur ſo aus lieber Gewohnheit nachgebetet, und um Namen ſind weder die Guids noch die Ciceroni verlegen. So ſieht man einige hübſche Säulenbaſen und Bautrümmer, die als der Tempel der Konkordia, wieder drei Säulen mit Gebälk, die von dem Einen als Tempel des Jupiter Stator, von dem Andern als Tempel der Dioskuren und noch von Anderen als Tempel der Minerva angekündigt werden. Eben ſo heißen drei andere gut erhaltene korinthiſche Säulen am Abhange des Kapitols bei dem Einen Tempel des Jupiter Tonans, bei dem Andern Tempel des Saturn, und ein runder Peripteros präſentirt ſich als Tempel der Veſta; weiter hinauf ſind die Tempel des Antonius und der Fauſtina, des Romulus und Remus, des Friedens, der Fortuna ꝛc. Man muß nur billig ſein. Aus einem Schutt von mehr als zwei Jahrtauſenden ſind dieſe Trümmer hervorgekommen, wer kann nun überall mit Gewißheit beſtimmen, was ihre urſprüngliche Beſtimmung geweſen? Meiſtens hat die Phantaſie hier mehr zu thun, als man in der Wirklichkeit ſieht. —

Die beiden Endpunkte dieſes größten Antiquitäten-Kabinets ſind: links der mamertiniſche Kerker (Sankt Pietro in Karcere), über den eine Kirche gebaut iſt, und am entgegengeſetzten Ende das Koloſſeum. Ich bin hinuntergeſtiegen in dieſen furchtbaren Kerker des alten, barbariſchen Roms. Wie in Venedig die Brücke dei Soſpiri, heißt die Treppe hier Scala de Gemonici, von den Seufzern der Unglücklichen, die

hier hinunter stiegen, in diesem Gefängnisse seufzend ihr Dasein verhauchten, und deren Leichname dann bis zu dieser Treppe geschleift, hier liegen blieben, um dem auf dem Forum versammelten Volke Furcht und Schrecken einzuflößen. Hier starb Jugurtha den Hungertod, hier wurden die Verschworenen Catilina's hingerichtet, hier gewöhnlich die unglücklichen Fürsten und Feldherren erdrosselt, nachdem sie dem Triumphzug gefolgt, und soll auch hier der Apostel Petrus eingekerkert gewesen sein.

Kerker — Gefangenschaft — finstere Einsamkeit — ich war seelenfroh, als wir aus diesen schrecklichen Räumen heraufstiegen an das schöne Tageslicht, Menschen und Bewegung sahen, die furchtbarste aller Martern muß diese ewige lautlose Einsamkeit sein, vielleicht mehr als physischer Schmerz, diese ewige Leere fürchterlich! Es ist der Ausspruch eines Menschenkenners, der da behauptet, die Strafe des Prometheus wäre vielleicht vollkommener gewesen, hätte man ihn mit dem drohenden Himmel allein gelassen, ohne den Geier als Gefährten, obgleich er sein Quäler war.

Sehr gut erhalten sind einige der Triumphbogen, als der des Septimius Severus, des Constantin und des Titus. Septimius Severus war ein tapferer Soldat, der die Parther bezwang, die Römer über den Euphrat und Tigris führte, der die prätorianische Kohorte auflöste, doch den Senat durch militärischen Despotismus einzuschüchtern wußte, und der Senat, seinem Andenken zur Schmach, war knechtisch genug ihm und seinem Ungeheuer von einem Sohne, dem teuflischen Caracalla, diesen Triumphbogen zu errichten. Ich eilte schaudernd vorüber.

Länger verweilte ich bei dem Bogen des Titus, der gleich am Anfange der Via Sacra ſteht. Bauart und Skulpturen deſſelben ſind nicht nur in ſehr gutem Zuſtande, ſondern auch an ſich vorzüglich. Dieſe Triumph- und Ehrenpforte wurde dem Titus Veſpaſianus Auguſtus vom Senat nach Beendigung des jüdiſchen Krieges als ein Siegesdenkmal wegen der Eroberung Jeruſalems errichtet. Das Bauwerk, aus weißem Marmor, iſt kräftig, geſchmackvoll, die Skulpturen etwas verſtümmelt, aus der Blüthezeit der römiſchen Kunſt. Das Ganze nicht ſo groß in der Anlage, als die Triumphbögen des Septimius Severus und Conſtantins, aber edler in ſeinen Proportionen. Es beſteht nur aus einem Bogen. Zur Seite deſſelben, an beiden Façaden, waren länglich-viereckigte Fenſter. Jede Façade hatte vier angelehnte mit mehr als der Hälfte hervortretende Säulen von römiſcher Ordnung, zwei an den Ecken und zwei an der Seite des Bogens. Von dieſen ſind nur die beiden am Bogen ſelbſt, an der Seite nach dem Koloſſeum erhalten, von denen an der entgegengeſetzten Seite fehlt der obere Theil mit Kapital und Gebälk. Die Seitengebäude, welche die Fenſter enthielten, ſind ganz vernichtet, bis auf einen Reſt des einen Fenſters an der Seite nach dem Koloſſeum. Von dieſem Bogen findet ſich nirgends eine Darſtellung auf Medaillen (ſo wenig, als die Hiſtoriker dieſes Gebäudes erwähnen), mithin beruhet die angegebene Reſtauration allein auf architektoniſchen Analogieen. Der Sockel hingegen iſt jetzt ganz an den Tag gebracht. Bis an das Gebälk beſteht der Kern des von außen von weißem Marmor aufgeführten Gebäudes aus Travertin. Die Höhe des Sockels beträgt ungefähr

1 Fuß 4 Zoll, der Bogen mißt in der Dicke 14 Fuß 7 Zoll, in der Breite 21, in der Höhe 25½ Fuß. Die Säulen beinahe 20 Fuß, auf einem Piedeſtal von 8¼ Fuß (Plattner, Beſchreibung der Stadt Rom 3. Band, S. 309).

Von außen am Fries iſt in Relief der Opferzug, wie er bei Triumphen gewöhnlich erſcheint, der Jordan, als Emblem des beſiegten Judäa, wird hier als Greis auf einer Bahre getragen — ja wohl war es die Leichenbeſtattung ſeiner Selbſtſtändigkeit! — In den Winkeln des Bogens ſind die Göttinnen des Sieges, das mit Roſetten verzierte Innere des Gewölbes zeigt das Bildniß des Kaiſers, von einem Adler getragen, die Apotheoſe, das Hautrelief unter dem Bogen von der einen Seite in ſehr ſchönem Stile, ſtellt den Triumphator auf der Quadriga vor, von der Viktoria gekrönt, das Viergeſpann von der Göttin Roma geleitet, umringt von Liktoren mit ihren Fasces, Bürgern und Kriegern, gegenüber römiſche Soldaten, die Beute und die Schätze des Tempels von Jeruſalem tragend, den ſiebenarmigen Leuchter, den Tiſch der Schaubrode, die ſilbernen Zinken zur Verkündigung des Jubeljahres, die Bundeslade, worin die Thora ſtand und die anderen Gefäße, die nach dem jüdiſchen Kriege Veſpaſian im Tempel des Friedens aufſtellte, der ſpäter, ſammt der Bibliothek darin, in der großen Feuersbrunſt unter Commodus niederbrannte, und der da geſtanden ſein ſoll, wo ich die drei großen Bogen bei der Kirche Sta Franziska Romana auf dem römiſchen Forum befinden. Nach Procopius hat ihn ein Blitzſtrahl entzündet, und Niebuhr meint, er dürfte deshalb, weil der höchſte Jupiter ihn gleichſam in Beſitz genommen, keiner anderen Gottheit wieder geweiht

werden. Ob Jupiter, ob Jehova dieſen Blitz geſchleudert, weil die geraubten Schätze des Ziontempels da verwahrt wurden, bleibe den Theologen zur Entſcheidung überlaſſen.

Vor und zwiſchen den Soldaten am Hautrelief ſieht man die gebundenen jüdiſchen Gefangenen — gebunden ſind ſie ſeit dieſer Zeit, in Ketten und Feſſeln geſchlagen, wenn auch nicht von tapfern Römern. Ich will nicht widerſprechen, wenn Bunſen den Bogen des Titus „ein durch faſt achtzehn Jahrhunderte ſtrahlendes Siegel der Erfüllung göttlicher Weisſagungen" benennt, aber wenn er ihn als „das Denkmal der Herrlichkeit und unwiderſtehlichen Macht des Weltreichs" bezeichnet, ſo erlaube ich mir, zu fragen, was war es denn von dem Imperator eines ſo mächtigen Weltreichs mit ſeinen Legionen für ein ſo großer Beweis der Unwiderſtehlichkeit, für ein ſo außerordentliches Heldenſtück, ein ſo unbedeutendes Ländchen, ein ſo unbedeutendes Völkchen beſiegt zu haben? Titus hat wahrlich deshalb eben ſo wenig verdient, einen ſolchen prahlenden Triumph zu feiern, vergöttert zu werden, als ſich heutzutage ein moderner Deputirter in einer deutſchen Kammer aufblaſen darf, wenn es ihm durch die Macht ſeiner außerordentlichen Beredtſamkeit und Philiſterweisheit gelingt, die ſogenannte Judenfrage wieder bis auf die nächſte Seſſion zu vertagen oder zu — vernachten.

Jeruſalem wurde bereits früher öfters erobert und geplündert. Wie wir in dem Buche der Könige leſen, wurde die Stadt ſchon unter dem König Rehabeam, des weiſen Salomons unweiſem Sohne, der eine Trennung der Nation in ein Königreich Judäa und ein Königreich Iſrael herbei

führte, von Siſack aus Aegypten erobert, dann erduldete ſie daſſelbe Schickſal von Joas, König von Iſrael; Syriens Könige und Sanherib's Feldherrn griffen ſie mehrmals an, auch König Necho von Aegypten betrat die Stadt als Sieger, und endlich eroberten ſie die Chaldäer unter Nebukadnezar 586 v. Chr. G. Unter den Hasmonäern war Judäa aus der Gewalt der perſiſchen Könige in die Alexander's des Großen übergegangen und fortan in alle die Händel verwickelt, welche aus der Zerſplitterung des alexandriniſchen Reiches entſtanden; die Bücher der Makkabäer und die Schriften des Joſephus Flavius ſind voll dieſer Krämpfe und Kämpfe. Syriſche Könige und Hoheprieſter herrſchten wechſelweiſe — zur theokratiſchen Verfaſſung haben als altägyptiſches Moment die Juden von jeher, vor und nach ihrer Zerſtreuung, ſich immer hingeneigt, wie in unſeren Tagen in dem gigantiſch-nordiſchen Reiche, wo die weltliche und geiſtliche Gewalt in der Perſon des Fürſten vereinigt iſt. Zwiſchen den Brüdern Hyrkanus II. und Ariſtobulus entſtand Streit über dieſe vereinigte Gewalt; ſie nahmen den Wolf zum Schiedsrichter, Pompejus erſcheint mit ſeinen Legionen und Judäa bleibt unter römiſchem Einfluß. Der Idumäer Herodes, ein Mann von ſeltener Charakterſtärke, Grauſamkeit und Verſchlagenheit, wird ſpäter als König eingeſetzt, befeſtigt die Hauptpunkte von Jeruſalem, macht ſich populär durch den herrlichen Umbau des Nationalheiligthums auf dem Tempelberge, nach dem Berichte des glaubwürdigen, wenn auch oft übertreibenden Hiſtorikers, Joſ. Flavius, war das Ganze feſt und koſtbar gearbeitet, die Mauern aus ungeheuern Quadern von Marmor, die Thore und innern Seiten

des Tempels mit Silber- und Goldblech, die Fußböden und innern Seiten der Wände mit Getäfel der feinſten Holzarten überzogen, Alles prächtig ausgeſchmückt, doch herrſchten fremde, von den Römern eingeſetzte Könige und Statthalter, der Druck wird unerträglich, es entſtehen Faktionen, die römiſche Garniſon wird vertrieben; und Titus, damals noch Unterfeldherr, rückt mit ſeinen Legionen und vielen Hülfsvölkern durch das Samaritaniſche, die Empörer zu züchtigen; die Stadt wird belagert, eingeſchloſſen, Angriffsdämme erbaut, die Gegenwehr iſt verzweifelt, Mauern erheben ſich hinter Mauern, es werden Wunder von Tapferkeit verrichtet, Stürme abgeſchlagen, es wird in den Straßen gefochten, die Erbitterung ſteigt, und die Hungersnoth nimmt zu; endlich, nach 21tägiger Belagerung, konzentrirt Titus ſeine Streitkräfte gegen die Burg Antonia, ein Kaſtell auf einem Felſen mit vier Thürmen, das mit den Säulengängen des Tempels zuſammenhing, es gelingt, Breſche zu legen, es wird mehrmals geſtürmt, die Antonia endlich erſtiegen, die Belagerer dringen in den Vorhof des Tempels, jeder Fußbreit wird hartnäckig vertheidigt, die Uebermacht ſiegt, Alles wird mit Feuer und Schwert verwüſtet — Jeruſalem geht in Flammen auf. Titus läßt die ganze Stadt und den Tempel zerſtören und nur die Thürme läßt er ſtehen, welche alle übrigen überragten, den Phaſaelis, Hippikus und Marianne, und die Mauer, welche von der Weſtſeite die Stadt umgab, dieſes, damit ſie der zurückgelaſſenen Beſatzung zum Lager diene. Alles Uebrige ließ er dem Erdboden gleich machen, ſo daß keine Spur eines vormals hier geweſenen Wohnorts blieb. Das war das Ende des alten Jeruſalems. (Flav. lib. Jud. VII. I. P. I.)

Die Belagerung dauerte drei Wochen, was eigentlich nicht lange iſt gegen Troja's Belagerung, welche zehn Jahre und acht Monate dauerte. Der Engländer Napier hätte mit ſeinen Dampfkanonen kaum ſo viele Stunden dazu gebraucht. Nach Titus Rückkehr aus Judäa wurde er Mitregent und nach dem Tode ſeines Vaters Veſpaſian, Kaiſer. Von ihm iſt der bekannte Ausſpruch: Den Tag für verloren zu halten, an dem er nichts Gutes that; ob er den Tag von Jeruſalems Fall wohl auch dazu zählte? Die römiſchen Geſchichtſchreiber preiſen ihn als einen eben ſo weiſen, wie gerechten und menſchenfreundlichen Fürſten; er hat den Beinamen der Gütige, der Liebling des Menſchengeſchlechts, von den Römern erhalten, bei den Juden heißt er noch heutzutage aus verzeihlichem Patriotismus der Frevler, der Grauſame; er ſtarb durch Gift, das ihm ſein Bruder Domitian gegeben haben ſoll. Die Rabbinen erzählen folgende Fabel: Als Titus, mit den heiligen Gefäßen Jeruſalems beladen, nach Rom zu Schiffe zurückkehrte, befiel ihn auf dem Meere ein heftiger Seeſturm. Titus rief ſpottend: Der Judengott ſcheine nur auf dem Waſſer Macht zu beſitzen, die alten Rieſengeſchlechter konnte er nur durch die Sündfluth vertilgen, den Aegyptier Pharao ließ er im rothen Meere untergehen, den Cananiten Sisra bewältigte er am Strome Kiſchon, auf dem feſten Lande ſpotte ich ſeiner — da rief eine Stimme vom Himmel: Gottloſer, von Gottloſen ſtammend, das kleinſte und ſchwächſte der Geſchöpfe des Feſtlandes ſoll dir meine Macht zeigen! Die empörten Wogen wurden ſtille, das Meer eben. Als Titus aber landete, unter Jauchzen des Volkes in ſeinem Pallaſte ankam, flog ihm eine Mücke in die Naſe, bohrte und wühlte

ſich bis in's Gehirn, und verurſachte ihm die ſchrecklichſten Qualen durch ſieben ſchmerzvolle Jahre. Einſt ging er an der Werkſtatt eines Schmiedes vorüber; bei den Amboßſchlägen hörte die Mücke auf im Gehirne zu ſummen, Tag und Nacht mußte nun ein Schmied in ſeiner Gegenwart arbeiten. Dreißig Tage war die Mücke ſtill, dann gewöhnte ſie ſich an den Hammerſchlag und fuhr fort zu ſummen, wie früher. Als Titus ſtarb und ſein Gehirn geöffnet wurde, fand man die Mücke ſo groß, wie einen Vogel, nach Anderen, wie eine junge Taube, zwei Schilling ſchwer, mit einem Schnabel von Kupfer und Krallen von Eiſen.

Die Mücke ſoll in dieſem Märchen vermuthlich allegoriſch das Gewiſſen bedeuten, wiewohl die Rabbinen davon als von einer hiſtoriſchen Thatſache reden. Mückenfangen war ja ſtets der Rabbinen Hauptſache.

Der Bogen des Titus ſcheint erſt nach dem Tode des Kaiſers beendigt zu ſein, was aus der Apotheoſe erhellt, er auch in der Inſchrift Divus genannt wird. Dieſe Inſchrift auf der Attika, die ganz aus Marmor gebaut iſt, befindet ſich an der Seite des Koloſſeums. Sie lautet: Senatus. Populusque. Romanus. Divo. Tito. Divi. Vespasiani. F. Vespasiano. Augusto. Hier, wie der Regel nach in allen Inſchriften auf öffentlichen Gebäuden, die nach Auguſt aufgeführt wurden, waren die in den Marmor eingegrabenen Buchſtaben mit bronzenen, vergoldeten ausgefüllt. In den Zeiten der Barbarei ſind dieſe ſämmtlich und allenthalben ausgebrochen, um ſo mehr, da die Vergoldung in dünn aufgeſchlagenen Platten beſtand und ſo reich war, daß nach Ficeroni an einem einzigen M, welches zufällig unter den

Trümmern des Forum Trajanum erhalten war, ſich eine Zechine ſeinen Goldes an Werth befand (Platner). Eine Inſchrift, welche zu ſeiner Zeit an dem Bogen gefunden ward, befand ſich an der entgegengeſetzten Attika, nach dem Campo Vaccino, welche ganz weggeriſſen iſt. Sie lautete:

S. P. Q. R. Imp. Tito. Caes. Divi. Vespasiani. Filio. Vespasiani. Aug. Pont. Max. Tr. Pot. X. et imp. XVII. P. P. Principi. Suo. Qui. Praeceptis. Patriae. Consiliisque. Et. Auspiciis. Gentem. Judaeorum. Domuit. Et Urbem. Hierosolimam. Omnibus. Ante. Se. Ducibus. Regibus. Hostibus. Aut. Frustra. Petitam. Aut. Intentatam. Delevit.

Die ſorgfältige Reſtauration dieſes Triumphbogens geſchah, wie eine Inſchrift auf der Attika, nach dem Forum zu, beſagt, von Valadier 1821 unter dem Pontifikate des Papſtes Pius VII., welcher Gregor Barnabas Graf von Chiaramonte, der den temporären Untergang ſeiner eigenen weltlichen Herrſchaft und Verluſt der Selbſtſtändigkeit, die Leiden einer fünfjährigen Gefangenſchaft, an ſich ſelbſt ſo ſchmerzlich erprobt hatte.

Bei der nach der Krönung eines jeden Papſtes ſtattfindenden feierlichen Prozeſſion zur Beſitznahme des Laterans und Uebernahme der Gewalt auf dem Kapitol geht noch der Weg über das Campo Vaccino durch den Triumphbogen des Titus. Hier überreicht der Oberrabbiner der Juden Rom's dem heiligen Vater die Geſetzrolle der Bücher Moſes und fleht um Schutz für ſeine Nation, die der Papſt huldreich gewährt, doch die Formel hinzufügen ſoll: Legge buona, ma popolo maledetto. — Man ſagt, daß die Juden Rom's es vermeiden, dieſen Triumphbogen zu paſſiren, was ganz

natürlich iſt, da ſie in Rom und anderwärts nur zu oft daran gemahnt werden, was ſie durch Titus verloren.

Der größte Triumphbogen an Umfang und auch ſehr gut erhalten iſt der Konſtantin's des Großen. Nach der Inſchrift an beiden Fronten wurde er dem Kaiſer nach dem Siege über den Maxentius errichtet, er beſteht aus drei Arkaden mit korinthiſchen Säulen, hat viele architektoniſche Ornamente und eine Menge Skulpturen zur Verherrlichung der Siege Konſtantin's. Pius VII. hat ihn 1804 ausgraben und in ſeinen jetzigen Zuſtand herſtellen laſſen; es geht die Straße durch.

„Rom ſteht, ſo lang' das Kolloſſeum ſteht,
Fällt dies, wird Rom — mit ihm die Welt zerfallen!"
So ließ ein Pilger England's, ein Prophet,
Zur Sachſenzeit vereint in dieſen Hallen,
Zur Zeit die alt' genannt, ſein Wort erſchallen.
Noch immer unverändert ſteht der Grund
Von dieſen dreien Erdendingen allen:
Rom, ſeine Trümmer und das Weltenrund,
Das ſteht, für wen ihr wollt, ein weiter Diebſtahlgrund.

(Childe Harold 4. Geſ. 145. Stanze.)

Ich war daher recht froh, zu ſehen, daß das Koloſſeum nicht allein noch ſteht, ſondern noch ſehr feſt ſteht, und nach der Prophezeiung des Benediktinermönchs Beda Rom und die Welt alſo noch eine Weile dauern werden. Das Koloſſeum, il Coliſeo der Italiener, das eigentlich Amphitheatrum Flavianum hieß, weil es zunächſt ein Amphitheater war, deſſen Bau der Kaiſer Flavius Veſpaſianus 72 n. Chr. G. begann und den um 80 n. Chr. ſein Sohn Titus vollendete,

iſt wirklich eines der erſtaunungswürdigſten Monumente des alten Rom's. Vor ihm — ſang einſt Martial, der dies Gebäude in ſeinem vollen Glanze ſah — ſoll Memphis mit dem Wunderbau ſeiner Pyramiden verſtummen, ihm müſſen weichen Babylon's Werke und das in der Luft ſchwebende Mauſoleum der Artemiſia. — Das mögen nun poetiſche Floskeln ſein, aber groß und erhaben iſt es noch jetzt in ſeinen Trümmern und majeſtätiſchen Ruinen. Hier braucht die Phantaſie ſich nicht Etwas zu ſchaffen, hier iſt Wirklichkeit. — Wie unermeßlich muß die Stadt geweſen ſein, die ein ſolches Theater hatte. Es wurde auf dem Platz erbaut, wo ſich der große von Gebäuden umgebene Teich befand, welchen Nero im Umfange ſeines goldenen Hauſes angelegt hatte, der Umfang wird nach römiſchem Maße zu 2350 Palmen angegeben, es hatte 4 Stockwerke, jedes der drei untern 80 Bogen oder Thore, an den Enden 4 Haupteingänge, dieſe waren für den Kaiſer und die Opferzüge, über jedem derſelben ſtand ein ehernes Viergeſpann, die andern 76 Eingänge waren für das Volk, in jedem Bogen befand ſich ein Standbild von Marmor oder Erz, oben Erzſchilder mit Bildniſſen, der Kaiſer ſelbſt hatte einen erhöhten Sitz auf einem bedeckten Erker, Senatoren und Veſtalen ſaßen in einer Reihe auf Ehrenſtühlen, die prachtvoll geſchmückten kaiſerlichen Erker, 300 Senatoren und einige 100 Veſtalen in weiß ſchimmernden Gewändern, das muß ſehr nett ausgeſehen haben, aufgeſpannte Segeltücher aus den koſtbarſten Stoffen ſchützten vor der Gluth der Sonne, 87,000 Zuſchauer hatten hier bequem zum Sitzen, außerdem auf der offenen obern Gallerie noch füglich 20,000, alſo im Ganzen über 100,000 Perſonen Platz. Ein hübſches Pub-

likum, zumal wenn man bedenkt, daß die größten deutschen Theater kaum 2 bis 3000 in allen ihren Räumen faſſen. Aber welche Spektakel wurden auch hier gegeben: Seeſchlachten (Naumachien) wurden dargeſtellt, Elephanten und Rhinozeroſſe agirten hier, verurtheilte Verbrecher mußten mit dem Löwen aus Numidien, mit Tigern, Panthern und Leoparden auf Tod und Leben kampfen, mit Gladiatoren ringen, ſich gegenſeitig ſchlachten, und das Volk jauchzte, je mehr Blut in Strömen floß, und an dieſen ſchrecklichen Schauſpielen, an dieſen entſetzlichen Thier- und Menſchenhetzen ergötzten ſich die hochzivilisirten, alle andere Völker Barbaren nennende Römer, als ob es eine größere Barbarei, eine tiefere Erniedrigung, Entartung, Verwilderung, Verhöhnung aller Menſchennatur geben könnte. — Da lobe ich mir doch unſere kleinen Theater, in denen höchſtens in der Oper Titus ein ausgeſtopftes Kameel, in der Zauberflöte einige dito Löwen und Schlangen vorkommen, oder der ehrliche Pudel im Hund des Aubry und Kitſchnigg als Affe Joko Lazzi machen, ich lobe mir unſere Theater mit den matten Trauerſpielen, in denen ſich Leo Louiſe zum Scheine in ſchwacher Limonade vergiftet, oder Königin Eliſabeth dem Eſſex eine Ohrfeige gibt; mit den albernen Ritterſtücken, in welchen die ſtahlbekleideten Helden, mit pappendeckelnen Schilden und ſtumpfen Schwertern fechtend, kaum einige Beulen davon tragen, oder gar mit unſeren edlen häuslichen Familiendramen voll hausbackenen Leiden, mit den Ehebruchsluſtſpielen aus dem Franzöſiſchen überſetzt, die doch alle nicht unmenſchlich, wenn auch oft langweilig ſind. — Andere Zeiten, andere Sitten, anſtatt ſolcher Thierkämpfe haben wir höchſtens jetzt noch literariſche Fehden.

Es freute mich, als ich von dem oberen Stockwerke der Arena in das Innere herabschaute, dies Denkmal römischer Größe und römischer Barbarei in Trümmern liegen zu sehen. Mehr als anderswo wird man hier auf die Betrachtung geleitet, wie Alles in der Schöpfung sich gegenseitig tödtet. Es liegt ordentlich im ganzen Organismus der Natur. Alles tödtet. Die sanftflötende Nachtigall verschlingt den Wurm, die zartgirrende Taube das goldne Insekt; die Thiere des Waldes, Löwe und Tiger, Panther und Leopard, Schakal und Hyäne zerfleischen ihre Beute, die Adler und Geier die ihre in den Lüften, Hai und Wallfisch in des Meeres Tiefen. Ueberall lauert Tod. Alles hat seine Waffe, Alles tödtet, und seit dem ersten Brudermord tödten die Menschen sich untereinander, täglich und stündlich tödten sie sich mit Dolchen und Worten und Blicken.

Von der Größe dieses Bauwerks, das in elliptischer Form ist, kann uns schon die Aeußerung des Ammianus, daß ein menschliches Auge kaum die Spitze des Gebäudes erblicken könne, einen Begriff geben, und wirklich übertrifft auch sein Umfang und seine Höhe alle andern ähnlichen Bauten. Von dieser seiner noch unübertroffenen riesigen Größe führt es mit Recht den Namen Kolosseum, nicht von einer kolossalen Bildsäule des Nero, die hier aufgestellt gewesen sein soll. Wie der Bogen des Titus, in dessen unmittelbarer Nähe es sich befindet, wurde es als ein Triumphzeichen zur Erinnerung des glücklichen Ausgangs des jüdischen Krieges errichtet, soll an 10 Millionen römische Thaler gekostet und 30,000 gefangene Juden beim Bau verwendet worden sein. Jetzt ist nur noch die eine äußere Hälfte völlig erhalten, der

obere Theil der andern iſt zuſammengeſtürzt, auch die ſteinernen Sitze ſind nicht mehr da, die Arena, ſowie die ſie umgebende, an das Podium noch anſchließende Mauer, welche die wilden Thiere verhinderte, herauszuſpringen, iſt noch da. Die Frangipani, die Annibaldi und andere mächtige Parteien, die ſich unter einander befehdeten, haben das Koloſſeum im Mittelalter als Feſtung benutzt, Erdbeben, Feuersbrünſte, Kriegsſtürme haben dies für die Ewigkeit beſtimmte Gebäude zernagt, eine lange Zeit wurde es ſogar als Steinbruch benützt, Pallaſte und Häfen aus deſſen Materiale erbaut, Sixtus V. wollte ſogar eine Tuchfabrik darin anlegen, Clemens XI. ließ Salpeter darin erzeugen, erſt Benedikt XIV. erwarb ſich das Verdienſt, dieſem Vandalismus Einhalt gethan zu haben, indem er das Innere der Paſſion Chriſti widmete. Die Zeit der Herſtellung beginnt mit Pius VII., welche dann die franzöſiſche Regierung mit Eifer fortſetzte, und geſchieht noch jetzt Weſentliches für die Erhaltung, da es als eine dem Andenken der Märtyrer, die einſt darin gelitten, geweihte Kirche betrachtet wird, und befinden ſich in der Arena vierzehn Leidensſtationen.

Meine Sehnſucht nach den Denkmälern der alten römiſchen Größe war geſtillt. Vieles hatte mich befriedigt, Vieles an das Geweſene nur dunkel erinnert. Ich ſah blos das auf den Grundfeſten des alten weltbeherrſchenden Capitols jetzt ruhende beſcheidene Capitölchen und die hinter ihm ſtarrenden Rieſenmauern des ächten Capitols, wo die Burg der Quiriten und die Wohnungen der Prieſter geweſen, Jupiter Feretrius, Jupiter Stator, Fortuna Capitolina, Juno Moneta ihre Tempel hatten; ich ſah den hinter dem Pallaſte

der Konservatoren an der Piazza della Conſolazione liegenden furchtbaren tarpejiſchen Todtenfels, der aber gar nicht mehr furchtbar iſt, die allmächtige Zeit hat den ganzen Fels verſchlungen, der klaſſiſche Richtplatz hat nichts Schauderhaftes an ſich, als den bodenloſen Schmutz der Umgebung, auf dem Ueberreſte der verwitterten Steine wird zerriſſene Wäſche getrocknet; anſtatt der tapferen Gallier, die von dieſer Seite einſt Rom überfallen wollten, und der heiligen Gänſe, ſpielten einige Kinder und ſchnatterten einige Weiber; ich betrat durch die Triumphſtraße mehrmals das trümmerbedeckte Forum, eine lange Vergangenheit tauchte vor meinen Blicken auf; dieſes Forum, auch Forum Magnum, Forum Vetus, vorzugsweiſe Forum Romanum genannt, ſüdlich vom Palatiniſchen, weſtlich vom Capitoliniſchen Hügel und der Via Nova begrenzt (doch iſt man noch immer über den eigentlichen Umfang nicht einig), welche Fülle von Erinnerungen birgt es! Hier waren die herrlichſten Prachtgebäude, hier ſtanden die Schiffsſchnäbel, Roſtra, hier Hadrians Tempel, die Säule des Marſerius, die durch Virginia's Ende berühmt gewordene Taverne, die Statuen der zwölf oberen Götter, die Statue Cäſars, Claudius, Marſias u. v. A. — Alles iſt verſchwunden, eine weite Wüſte liegt da, mit Schutt und Trümmern einiger alten Tempel, unter einigen elenden Häuſern und unbedeutenden Kirchen. Das Forum Romanum iſt Campo Vaccino geworden, wo die Volksverſammlungen wogten, hungern jetzt halbverhungerte Hirten der Campagna; wo die Comitien gehalten wurden, weiden Schafe, und wo die Redner glänzten, brüllen jetzt Ochſen; ich durchzog die Via Sacra, wo iſt der Pfuhl des Curtius, wo iſt der Ca-

saren und der andern Heroen Monumente? Des Romulus und des Remus, der Isis und des Serapis Tempel? Nirgend. Trümmer und nichts als Trümmer, zwischen dem Palatinischen Berg, wo einst die herrlichsten Kaiserpaläste standen, die Wunder der altrömischen Architektur, deren Räume einst von Gold und Edelsteinen starrten, Tausende von Sklaven des Winkes der Gebieter harrten, wo die üppigen römischen Bäder, die weltberühmten Thermen waren, Trümmer, nichts als Trümmer, Riesentrümmer in der Tiefe, ober- und unterirdische Ruinen von Ruinen. Es gehört eine gute Portion Einbildungskraft dazu, unter diesem unermeßlichen tausendjährigen Schutt, unter diesen leeren Kellern und Ueberbleibseln von Pfeilern, Treppen, Geländern, Höhlungen ꝛc. sich Säulen, plätschernde Kaskaden, üppige Badezimmer, Haine, Teiche, Wasserbehälter, Rondelle, Korridore, mit den herrlichsten Statuen und Prachtsälen, den Luxus Europens und Asiens umfassend, zu denken, und doch war dies Alles einst hier, im goldenen Haus des Nero mit seinen Dächern von Elfenbein, in den darauf gebauten Bädern des Titus und Trajans, in den Thermen Caracalla's, Antonin's, Diocletian's u. m. A.

Die römischen Thermen, öffentliche, als Gemeingut frei zu benützende, im Gegensatze der bloßen Privatbäder (Balneae), waren, nach dem Vorbilde der griechischen Gymnasien, zugleich für Leibesübungen und Erheiterungen aller Art bestimmt. Mit der Verweichlichung überhaupt stieg auch der Luxus dieser Badeanstalten, bis er alle Grenzen überstieg. In diesen Thermen vereinigte sich der üppigste Badeluxus mit anderweitiger glänzender Ausschmückung zur Unterhaltung

und zum Sinnenreiz. Das Innere war mit den feinsten Marmorarten ausgelegt, in den Sälen und Hallen waren die Meisterwerke der Bildhauerei und Malerei, die schönsten Statuen, Säulen und musivischen Fußböden, welche wir jetzt in Museen und Kirchen bewundern, sind in den Ruinen dieser Thermen gefunden worden, so der farnesische Stier und Herkules, der Torso des Belvedere, die berühmte Flora, Wannen und Urnen von Basalt, in denen des Caracalla, die Gruppe des Laokoon in denen des Titus, die Pferdebändiger in den Constantinischen. Auch Bibliotheken waren da. Gegen die Sommerwärme schützten kühle, grottenartige Gänge, die Malereien in den unterirdischen Grotten der Bäder des Titus, von denen man noch jetzt Spuren bei Fackelbeleuchtung zeigt, waren so geschmackvoll, daß selbst Rafael nicht verschmähte, die Arabesken in den Loggien des Vatikans nachzuahmen. Die Bäder selbst waren auf das Raffinirteste eingerichtet, Alles auf den feinsten sinnlichen Kitzel berechnet. Caligula nahm Bäder von wohlriechendem Wasser, ein jedes solches Parfümbad kam auf 40000 Thaler zu stehen, und Heliogabal schwamm in seinen Piscinen mit Safrantinktur, das kam noch theurer zu stehen, als die Bäder mit Burgunderwein, die König Jerome von Westphalen in Kassel genommen.

Der Kustos in den Thermen des Caracalla war sehr zuvorkommend und unermüdet, Alles zu zeigen, was nicht mehr da ist, er zeigte uns die großen Räume, wo die kalten, die lauen, die warmen, die heißen, die Dampf- und die trockenen Schwitzbäder waren, die Gemächer, wo gesalbt, gerieben und gestriegelt wurde, beschrieb alle die künstlichen

Inſtrumente, womit dieſe Operationen geſchahen, erklärte das Tepidarium, das Frigidarium, das Calidarium, das Sudatorium, kurz, war ſo gelehrt und dabei ſo artig, daß er mich an Coopers Schulmeiſter erinnerte, welcher ſo äußerſt höflich erzogen und ſo zierlich in ſeinen Ausdrücken geweſen, daß er niemals anders ſprach, als Herr Julius Caſar und Herr Homer. Eine genaue Kenntniß dieſes ganzen Wunderbaues des kaiſerlichen Rom's, deſſen grandioſe Trümmer wir noch jetzt ſehen, der aber früher ganz unter Schutt und Erde begraben war, verdankt man hauptſächlich den im J. 1824 vom Grafen Velo unternommenen und von der franzöſiſchen Akademie dann fortgeſetzten Ausgrabungen. Ein Alterthümler kann hier Jahre lang hauſen, eine Menge Sachen zu ſehen glauben, ſich in Hypotheſen vertiefen, ſeinen eigenen Scharfſinn bewundern, Nomenklaturen über Nomenklaturen machen, con amore ſchwelgen, — ich hatte mit einigen Tagen genug, war bald des Staubes und Moders und Beſchauens feuchter Wände bei düſterem Fackelſchein, und des unerquicklichen Gewäſches des Cicerone und der Beſchließer dieſer Herrlichkeiten ſatt, war durch und durch — ruinenmüde.

VIII.

Rom.

Von allen Tempeln, heiligen Altären
Stehst einzig Du, mit keinem zu vergleichen!
Werth, den allein'gen Gott drin zu bewähren!
Seit er nach Zions Umsturz mußte weichen,
Welch' Werk vermöchte Deines zu erreichen,
War von so heiliger und hoher Macht?
Kraft, Würde, Reiz eint in den ruhmesreichen,
Erhabnen Bogen sich der größten Pracht,
Wo andachtsvoller Dienst dem Ew'gen wird gebracht.

Du nahst — und fühlst im Schreiten sich mit Macht
Den Raum erweitern, wie sich beim Ersteigen
Von Alpen täuschend dehnt die Riesenpracht:
Wohlklang will dem Erhabnen sich verzweigen,
Musik in's Unermeßliche sich neigen —
Die Marmorpracht — die Bilder — die Kapellen,
Darin der goldnen Lampen Lichterreigen,
Die Kuppeln, die hoch in die Lüfte schwellen,
Als wollten sie sich selbst den Wolken beigesellen!

(Byron.)

Der Dom in Florenz, der so unerwartet vor mich trat, hat mich mehr überrascht, als der erste Anblick der Peterskirche und des Vatikans, eben weil ich mehr vorbereitet, Ungeheueres erwartete und die Façade Nichts bietet, was die Phantasie sich nicht erhabener gedacht hätte; kühner und kräf-

tiger in den Formen gewiß. Viele Köche versalzen die Suppe. Zwischen Beginn und Vollendung dieses Baues liegen beinahe zwei Jahrhunderte, seine Geschichte, die bedeutendsten Kunstperioden umfassend, ist zugleich die Geschichte der neueren römischen Architektur. Papst Nikolaus faßte zuerst (1450) den Plan, die alte Basilika von St. Pietro in Vatikano, ursprünglich von Konstantin auf die Märtyrerstätte des Apostels in dem Neronischen Zirkus erbaut, nach einem Riß von Rosellini umzubauen. Papst Julius II. hatte großartigere Ideen (1507). Er wollte einen Tempel für die ganze Christenheit erbauen, der an Größe, Pracht und Würde alle Denkmäler der alten und neuen Architektur übertreffen sollte, und er übertrifft Alles in Beziehung auf innere Pracht und Verzierung, ob auch im Baustil, ist noch sehr problematisch. Papst Julius übertrug die Ausführung dem berühmten Baukünstler Donato Lazzari Bramante, dessen Modell aber auch nur theilweise ausgeführt wurde. Er gab der Kirche die griechische Kreuzesform, an jeder Ecke ihrer Façade sollte ein hoher Thurm stehen, in der Mitte aber eine Rotunda sich über den ganzen Bau, als dessen Krone, erheben. In dieser Rotunda wollte er das Pantheon wiederholen. Nach Bramante's baldigem Tode (1514) kamen Julio de Sangallo und Bramante's Neffe, der Malerfürst Rafael, den Bramante schon auf dem Todtenbette zum obersten Baumeister empfohlen hatte, dann Peruzzi, dann Antonio da Sangallo; später, unter Paul III., Michel Angelo, der Sangallo's Plan verwarf und die majestätische Idee der bramantischen Kuppel und griechischen Kreuzesform wieder erfaßte und fortführte. Buonarotti starb im 90. Jahre 1564; Jakob

Barozzi da Vignola, ein kleiner Feind des großen Mannes, folgte ihm nach; dann kamen unter Gregor XIII. (1573) de la Porta, unter Papst Sixtus V. (1590) Domenico Fontana, bis unter Paul V. (1614) Karl Maderno die Außenseite, und später (1629) Bernini die Säulenhallen vollendete. Urban VIII. weihte die Kirche am 18. November 1626 feierlichst ein, gänzlich beendigt ward sie erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Hinzufügung der Sakristei unter Pius VI. nach dem Plane Marchioni's.

Fast alle diese Baumeister schwankten zwischen dem Grundplane eines griechischen oder lateinischen Kreuzes, fehlten und verwarfen und hat vorzüglich Maderno, von Michel Angelo's Plane ganz abweichend, dazu beigetragen, daß die Façade mit der Vorhalle und die über derselben befindliche Gallerie, in deren Mitte die zur Segensertheilung und Krönung des Papstes bestimmte Loggia ist, sich so nüchtern präsentiren, trotz der bedeutenden Länge der acht riesigen gelben Travertinsäulen und der starken Dekoration. Der öfters gemachte Vorwurf, daß dies eine Pallastfaçade, keine einer so hohen Bestimmung würdige Ansicht biete, ist mehr als gerecht. Denn imposanter, erhebender ist der Platz vor der Kirche. Bernini, mit einem vielgebrauchten Journalistenausdruck zu reden, hat sich hier selbst übertroffen. Rechts und links sind die Portiken, mit vier Reihen Säulen von Travertin sich an die Vorhalle der Kirche anschließend, 284 Säulen und 88 Pfeiler bilden drei breite, bedeckte Gänge, die so breit sind, daß sich in dem mittelsten Gange zwei Wagen nebeneinander bewegen können. Auf der Ballustrade stehen 162 Statuen; in der Mitte erhebt sich der 180 Palmen hohe Obelisk, der,

ein Zeuge geſunkener Reiche, ſchon bübſche Schickſale erlebt hat. Der Sohn des Seſoſtris hat ihn urſprünglich im Sonnentempel zu Heliopolis aufgeſtellt, von da ließ ihn Caligula im Jahre 39 v. Chr. nach Rom bringen, und Sixtus V. vom Neroniſchen Zirkus durch Fontana 1586 hier aufrichten, was bei einer Laſt von mehr als 100,000 Centner allerdings eine ſchwierige Aufgabe der Mechanik war. Fontana baute ein thurmartiges Gerüſte auf, und gebrauchte 40 Laſthebel mit Flaſchenzügen, 140 Pferde und 800 Menſchen zur Aufrichtung. Der Obelisk behielt ſeinen ehemaligen Stylobaten, wurde aber noch auf ein Poſtament geſetzt, unter dem Schafte liegen 4 eherne Löwen, er iſt im Verhältniß zur Breite kürzer als die übrigen, daher er ein gedrücktes Anſehen hat. Auch iſt, wie Fontana ſelbſt bemerkte, das Pyramidion nicht ſo gut geglättet, als der Schaft, woraus man ſchließen will, daß er in Aegypten oder Rom gebrochen, dann wieder ausgebeſſert ſei. Burton behauptet, daß der Obelisk nicht genau auf dem Platze ſteht, wohin ihn der Architekt bringen wollte, denn, ſagt er, zieht man eine Linie von dem Mittelpunkte des Domes von St. Peter durch deſſen mittleres Thor, ſo wird man bemerken, daß ſie den Obelisken nicht durchſchneidet, ſondern gegen 11 Fuß ſüdlich abwärts von ihm vorbeigeht. Sowohl oben am Obelisken ſelbſt, als auf dem Piedeſtal, ſind allerlei auf das Kreuz und den Papſt ſich beziehende Inſchriften, ganz unten auch der Name Fontana's. Die beiden herrlichen Fontänen mit ihren 25 Palmen hoch ſprühenden Silberſtrahlen, die dann in zwei orientaliſche Granitſchalen fallen, ſind in gleicher Diſtanz von dem Obelisk und den Säulengängen, reinigen und kühlen die Luft

und geben der Szene Anmuth und Bewegung. Ein runder Stein zwiſchen dem Springbrunnen und dem Obelisk zeigt den Punkt an, wo die Radien der verſchiedenen Säulenreihen vereinigt erſcheinen, ſo daß man nur eine Reihe zu ſehen glaubt. Fünf Rieſenthore — was iſt hier nicht rieſig? — führen zur reich geſchmückten Vorhalle, worin die beiden Reiterſtatuen Konſtantin's und Karl's des Großen, der Kronwächter des Chriſtenthums, ſtehen, und die fünf Pforten, welche in's Innere führen, gleichſam behüten.

Ich trat in das Innere — und meine höchſten Erwartungen wurden überflügelt, jetzt erſt begriff ich den erhabenen Wunderbau, und arm und kleinlich erſchien mir Alles, was ich bisher geſehen. Da iſt kein geheimnißvolles Dunkel, nichts Verwittertes, hell erglanzt und ſchimmert Alles, die goldene Himmelsdecke, die titaniſchen Pilaſter, das in den Lüften ſchwebende Gewölbe, der Boden, die Baldachine, die Wände, die Säulen, Altäre, Monumente, Alabaſtergruppen, Kanzeln, Alles ſtrahlt in heiterm Farbenſchimmer ſpiegelblank und friſch, als wäre es geſtern aus des Künſtlers Hand gekommen; da iſt kein Fleck und kein Stäubchen, ſpurlos ſchreitet da die Zeit vorüber, es iſt Alles für die Ewigkeit, denn keine vergänglichen Stoffe, wie Holz und Leinwand, ſind hier verwendet, nur Gold und Erz, Marmor, Alabaſter, Porphyr und Edelſtein, ſelbſt Gemälde ſind Moſaiken und Drapperieen aus Bronze — der erhabenſte der Dome zugleich ein Prachtmuſeum! — Man vergißt beinahe, daß man in einer Kirche iſt, ſo heiter und luftig und geſchmückt ſieht es aus, ſo habe ich mir den Alhambra, nicht die Peterskirche gedacht.

Die immenſe Größe dieſes Domes, der nur durch die

muſterhaften Verhältniſſe, durch das Ebenmaß und die Harmonie der einzelnen Theile in und zu einander beim erſten Anblicke dem Auge des Beſchauers nicht ſo ungeheuer erſcheint, als er wirklich iſt, ſteigert bei mehrmaligen Beſuchen das Erſtaunen. — „Sehen Sie" — frug mich einmal, um mir die ſinnliche Anſchauung, einen praktiſchen Beweis dieſer gigantiſchen Proportionen zu geben, mein Begleiter, der in Rom lebende, treffliche deutſche Maler Pollak — „ſehen Sie das Basrelief, die nach Oben flatternde Taube an jener Säule dort; glauben Sie nicht, den Flügel ergreifen zu können?" Ei freilich, erwiederte ich, mit der ausgeſtreckten Hand will ich ſie packen, dieſe Flügel. — „So treten wir näher" — erwiederte er lächelnd. Wie verwunderte ich mich, an der ſcheinbar nahe ſtehenden Säule angekommen, die Taube hoch über mir, wie in eines Adlers Felſenhorſt, zu erblicken. Wie im Leben überhaupt, iſt Alles auch hier optiſche Täuſchung, nur das im Leben viele Erſcheinungen, beſonders Helden und Dichter, in der Entfernung ſich als groß präſentiren, die dann, in der Nähe beſehen, gar gewaltig klein ſind, hier in der Entfernung Alles klein, in der Nahe erſt gewaltig groß iſt.

Wie viel die Länge, die Höhe, die Breite dieſer Kirche beträgt, wie viel Schiffe, Kapellen, Altäre, Grotten, Treppen ſie hat, kurz das Topographiſche, eben ſo die Zahl ihrer Statuen, Gemälde, Sarkophage, Inſchriften, Mauſoleen, Reliquien, alles Dieſes iſt allbekannt, ſie iſt länger, höher und breiter, als jede andere Kirche, mehrere der berühmteſten Dome hätten darin Platz, und viele — wenn auch nicht alle — der aufgeſtellten Monumente ſind unſterbliche Meiſter-

werke, im Gegenſatze von S. Croce in Florenz, würdig des Platzes, wo ſie ſtehen. Große Bildner früherer Jahrhunderte, von denen wir nur Michel Angelo nennen, und die größten Bildner unſerer Zeit, Canova und Thorwaldſen, oder richtiger Thorwaldſen und Canova, haben Gebilde ihres Meiſſels hier aufgeſtellt. Von Michel Angelo iſt über dem Altar einer Kapelle die heil. Jungfrau mit dem todten Chriſtus, eine Jugendarbeit, die höchſt ausdrucksvoll; von Canova ſind drei Pieçen: 1) in der elften Kapelle des Seitenſchiffes rechts das ſchöne Mauſoleum Klemens XIII., knieend betet er auf dem Sarge in ganzer Figur, zur Seite ein Genius und die Religion, unten zwei, tief in den Stein mit ihren mächtigen Tatzen ſich einkrallende Löwen. Wen wohl der Künſtler hier ſymboliſirt haben mag? — Schön ſind ſie, dieſe Löwen, beinahe ſchöner, als der ausdrucksvolle, weinende Löwe dieſes Meiſters am Grabmale Chriſtinens in der Auguſtinerkirche in Wien, aber grimmig, gewaltig grimmig liegt der eine, der Wache hält, der andere ſchläft; furios. 2) In einer der Kapellen des linken Seitenſchiffes das Grabmal des engliſchen Prätendenten Jakob III., des Letzten der Stuarte, und 3) die Bildſaule Pius VI.

Der König von England, Georg IV., hat dem engliſchen Prätendenten, dem abenteuerlichen Ritter Saint Georg großmüthigerweiſe dies Denkmal errichten laſſen. Die Schickſale dieſes Königs ohne Land, von Rom und Frankreich ſtets als Werkzeug gegen die herrſchende Dynaſtie in Großbritannien ge- und mißbraucht, ſind allerdings romantiſch, der Held ſelbſt deſto weniger, ſeine eigenen Anhänger tadeln an ihm Mangel an Feſtigkeit, Gewandtheit und Tapferkeit. Kaum

gelang es ſeiner Partei, den fanatiſchen, Alles wagenden Jakobiten, ihn am 2. Januar 1716 zu Petershead landen zu laſſen, um ihn zu Perth zu krönen, er fing an Furcht zu bekommen und ſchlich ſich, mit Zurücklaſſung einer ſchriftlichen Erklärung, daß er bei der Schwäche ſeiner Freunde (und ſeiner eigenen) ſich nicht länger perſönlichen Gefahren ausſetzen könne, das Vorhaben, im Vertrauen fortdauernder Anhänglichkeit, auf günſtigere Zeiten verſchiebend, unbemerkt nach der Küſte, am 16. Februar beſtieg er mit einigem Gefolge ein franzöſiſches Schiff, entkam in Schifferkleidung den verfolgenden Engländern und landete nach ſechs Tagen zwiſchen Calais und Gravelines an der franzöſiſchen Küſte. Seine Mutter und die Mutter des Regenten von Frankreich und er ſelbſt weinten und klagten; Jakob blieb von da an verlaſſen und verſpottet. Statt großartiger Entwürfe hatte man Thränen an ihm bemerkt. Nach ſeinem Verſchwinden ging ſein ganzer Anhang aus einander. Man prägte eine Münze auf dies Unternehmen, worauf die Worte: Nihil efficiens, und Bis venit, vidit, non vicit, flensque recessit eingegraben waren. Der Prätendent war übrigens an Geſicht und Geberden ſeinem Vater ſehr ähnlich, von mittelmäßiger und magerer Geſtalt, von unangenehmem Organ, düſter, aber angenehmen Zeitvertreib liebend, kaltſinnig gegen Fremde, höflich und herablaſſend gegen Bekannte, und liebte, von ſeinen unglücklichen Umſtänden zu ſprechen. Die Verſuche, den Prätendenten auf den britiſchen Thron zu bringen, wurden zu verſchiedenen Malen wiederholt, immer war Rom im Hintergrunde; ſo 1722, dann 1726, als Spanien ſich zum Kampfe mit England rüſtete, hauptſächlich 1740—46, wobei Frank-

reich mit die Faden lenkte; Jakob ſelbſt hatte, wie früher, keine rechte Courage, ertheilte aber als König der drei britiſchen Reiche zu Anfange 1744 ſeinem älteſten Sohne Karl Eduard die ſchriftliche Vollmacht, als Prinz von Wales Regent ſeiner Reiche zu ſein und darnach zu handeln, weshalb Dieſer, der junge Prätendent genannt, 1741 in Schottland landete, eine neue Regierung einrichtete, während man aber ſchon in Rom Freudenfeſte anſtellte, am 27. April 1746 eine ſolche Niederlage bei Culloden erlitt, daß alle Hoffnungen der Stuarte, das Haus Hannover zu verdrängen, für immer erloſchen und der alte, wie der junge Prätendent alle politiſche Bedeutſamkeit verloren. Jakob III. oder der achte Stuart dieſes Namens, an Unglück und Verbannung gewöhnt, verlebte ſeine Tage im Kreiſe ſeiner Söhne — der jüngere wurde am 3. Juli 1725 geboren und ſtarb erſt 1807 — bis er am 1. Jänner 1766 ſeine irdiſche Laufbahn endete. Wie von Jakob II., konnte man auch von ihm ſagen, daß er nie etwas Thörichtes ſagte, und nie etwas Kluges that. „Er war" — ſchließt Röſe deſſen biographiſche Skizze — „der Erſte unter den Stuarten, die ein hohes Alter erreicht hatten, aber nicht der Letzte, der den eingebildeten Titel eines Königs von Großbritannien führte." — Dieſe leeren Titel ſind ihm auch auf dieſem Grabmale in vollem Maße geworden. Die Porträts an denſelben ſtellen Jakob III. und ſeine beiden Söhne Eduard Stuart und den Herzog von York, Kardinal Heinrich vor. Der Kunſtwerth iſt nicht groß.

Von Thorwaldſen iſt das an der großen Wand ſich befindliche Mauſoleum, das Kardinal Conſalvi dem Papſte Pius VII. errichten ließ; es iſt von blendend weißem cara-

riſchen Marmor. Der Papſt in koloſſaler Geſtalt oben im Ornate, ihm zur Seite die Weisheit und Stärke, er ſelbſt aber ſieht ſehr hinfällig und ſchwach aus. Der Künſtler hat dadurch dieſe Gegenſätze vermuthlich ausdrücken wollen, wie die traurigen Verhältniſſe der damaligen Zeit, die Gefangenſchaft unter Napoleon, wohl die äußere Hülle des irdiſchen Statthalters, doch nicht ſeinen inneren Sinn beugen konnten.

Unter den Päpſten, Königen und Fürſten der Kirche ruhen auch drei Frauen, die ſchwediſche Chriſtine, Mathilde Markgräfin von Toskana und Maria Klementine Sobinski, Königin (eigentlich Prätendentin) von England, Witwe Jakob III. Chriſtine konnte wohl keinen paſſenderen Platz finden, als in der Metropole der katholiſchen Chriſtenheit, der ſie einen irdiſchen Thron geopfert. Sie war und bleibt ein außerordentliches Phänomen; in ihr einten ſich weibliche Eitelkeit mit männlicher Kraft, ſie war ein ſeltſames Gemiſch von Starrſinn und Wankelmuth, Zelotismus und Freiſinn, Entſagung und Genußſucht, Herzensgüte und Despotismus, eines war ſie ganz — der Wiſſenſchaft und Kunſt eifrige Prieſterin, doch hat weder ihre eigene Gelehrſamkeit, noch ihr vertrauter Umgang mit Männern, wie Hugo Grotius, Descartes, Bayle, noch die unermeßlichen Summen, die ſie auf den Ankauf von Bibliotheken und Kunſtwerken, von Prachtausgaben und Handſchriften, auch auf Penſionen für berühmte Gelehrte verwendete, für ihr Land ſonderliche Früchte getragen. Sie war eine Ehe-, aber keine Männerfeindin und hatte verſchiedene Günſtlinge. Graf Magnus de la Gardie, nachheriger Schwager des Prinzen Karl Guſtav, der franzöſiſche Arzt Bourdelet, der ſpaniſche Geſandte am ſchwedi-

ſchen Hofe, Pimentelli, Graf Claudius Tott, und der unglückliche Abenteurer Monaldeschi folgten ſich einander in der Auszeichnung, deren ſie die Königin würdigte. Durch eine ſeltſame Kombination von Ideen fiel mir beim Anblicke ihres koloſſalen Bildniſſes von Bronce, das über ihrem Sarkophage angebracht iſt, die geniale franzöſiſche Romanſchriftſtellerin Dudevant (George Sand) ein; wie dieſe, liebte es Chriſtine, in Männerkleidern einherzugehen, war exzentriſch, wie dieſe, ſtrebte, wie dieſe, nach der Emanzipation der Frauen, Rehabilitation des Fleiſches ꝛc., und in ihren gedruckten 1200 Lehrſätzen und Denkſprüchen finden ſich Maximen und Sentenzen gegen die Liebe und gegen die Ehe, die mit den proklamirten Grundſätzen der Verfaſſerin der Lelia ſehr harmoniren, z. B.: „Die wahre Liebe will Nichts, als lieben.“ — „Das Herz iſt zum Lieben gemacht, es muß alſo lieben.“ — „Die Narren und Eheweiber ſind auf verſchiedene Art unglücklich.“ — „Zur Heirath gehört mehr Herz, als zum Krieg.“ — „Die Mannsperſonen heirathen, weil ſie nicht wiſſen, was ſie thun, die Frauenzimmer, um unter eines Mannes Schutz in Freiheit zu kommen.“ u. ſ. w., — und beſtätigt Chriſtine und George Sand die alte Lehre, daß ein Weib auch bei den glänzendſten Anlagen die Linie der Weiblichkeit nie überſchreiten darf, ohne in Ueberſpannung und auf Abwege zu gerathen. Das Grabmal iſt, unter der Leitung des Architekten Carlo Fontana von Anderen ausgeführt, höchſt mittelmäßig. Ein marmornes Relief ſtellt ihre Abſchwörung des Lutherthums dar.

Die vielgelobte und vielgeſchmähte Gräfin Mathilde von Toskana liegt auch hier. Urban VIII. ließ ihre Aſche von Mantua hierher kommen. Sie hat dieſe Anerkennung ver-

dient, denn ſie war ja durch ihr ganzes Leben die treueſte Anhängerin des Papſtthums; ſie war es, durch deren Einfluß ſich in ihrer Burg Canoſſa der deutſche Kaiſer Heinrich IV. in ſtrengſter Winterkälte vor Gregor VII. demüthigte; ſie vermachte alle ihre Beſitzungen, die Reichslehen waren, worauf auch ihr ehemaliger Gatte, Wolf Herzog von Baiern, Anſprüche hatte, teſtamentariſch der Kirche, und legte den Grund zu Jahrhunderte langem Streit, zu den Blutſtröme koſtenden Parteikämpfen der Ghibellinen und Guelfen. Das Grabmal, von Bernini, iſt ſehr charakteriſtiſch. Die ſteinerne Mathilde hat wirklich ſteinerne Geſichtszüge und ſchaut ſehr finſter drein; ſie hält in der einen Hand das päpſtliche Szepter und die Tiara, in der andern die Schlüſſel der Kirche; die ſchön gearbeiteten Basreliefs am Sarkophag, der zu ihren Füßen liegt, enthalten Szenen aus ihrem Leben und — ihrer Zeit.

Aus welchem Grunde aber Maria Klementine Sobieski, Gemahlin des Kronprätendenten von England, die im Jahre 1735 in Rom ſtarb, hier ein Denkmal erhielt, iſt mir nicht bekannt, vielleicht aus Dankbarkeit gegen ihren Vater, den ritterlichen König von Polen, Johann Sobieski, der den (damaligen) Erbfeind ſchlug, Wien entſetzte, und durch ſeine Tapferkeit das Kreuz ſiegen machte über den Halbmond.

Unter den vielen ſich da befindenden, größtentheils in künſtleriſcher Beziehung alltäglichen, oder gar manierirt-geſchmackloſen Grabmälern von Bildnern des 17. und 18. Jahrhunderts, zeichnet ſich, nebſt den bereits genannten, auch ſehr vortheilhaft aus das Grabmal Paul III. von Guglielmo della Porta, einem Schüler Michel Angelo's, dem er in Kraft des

Ausdrucks mit Glück nachgestrebt. Der Papst, eine Figur in Erz, sitzt in würdiger Haltung auf dem Sarkophage, unten liegen zwei weibliche Gestalten aus weißem Marmor, die eine, mit Runzeln bedeckt, alt, hält einen Spiegel in der Hand, die andere frisch, jugendlich üppig, trägt die Fasces und eine Flamme. Die Alte soll die Wahrheit, nach anderer Meinung die Weisheit, vorstellen, was der Spiegel anzudeuten scheint; aber muß man denn durchaus alt und häßlich sein, um für wahr oder weise zu gelten? — Die Alte brauchte übrigens keinen Spiegel, sie ist selbst ein Spiegel für die Junge. Die schöne Junge repräsentirt die Gerechtigkeit, das ist klar, denn sie hat das Attribut der Fasces, aber wie kommt die Gerechtigkeit zu solchen Reizen und wozu die Flamme? Die Justiz soll ja eiskalt sein, Schwert und Wage wäre bezeichnender gewesen, die Fasces passen nicht in unsere Zeit, und bei der Flamme kann man sich des Gedankens nicht entschlagen, daß man sich an der Justiz leicht die Finger verbrennt. An dieser ursprünglich nacktgewesenen, blühend schönen Gerechtigkeit hat sich einst ein Spanier so entzündet, daß man später für nöthig fand, sie mit einem Gewande von Bronce theilweise zu bedecken, wodurch die Kunst freilich nicht Viel gewonnen. Wie man wissen will, ist dieses schöne Weib das Portrat einer Prinzessin aus dem Hause Farnese. Fioravanti Martinelli erklärt die ältere für die Mutter des Papstes, die jüngere für dessen Schwägerin Julia. Jedenfalls gereicht das Denkmal der Kirche zum Schmuck, dem Meister zur Ehre, es stand früher unter der großen Kuppel und hatte noch zwei Figuren, die sich jetzt im Pallaste Farnese befinden.

Sehr gewichtig, sehr hoch und sehr auffallend ist der

Baldachin mit den 4 Säulen über dem Hauptaltar, alles von Bronze, mag auch sehr kostspielig gewesen sein, wiewohl die Bronze aus dem Pantheon entlehnt wurde, aber geschmacklos ist er doch. Einen eigenen Effekt machen die an dem Geländer des Grabmals vom h. Petrus immerwährend brennenden, in Füllhörnern sich befindlichen Lampen, sie waren vor der französischen Invasion von Silber, jetzt nur von bescheidenem Metall.

Den größten Eindruck bewirkt die weltberühmte Kuppel, die sich vom Fußboden der Kirche erhebt, aus der eine zweite, engere Kuppel und die Laterne emporsteigt, „eines Ossa gleichsam, der auf den Pelion der Baukunst gesetzt worden," mit den glänzenden Gemälden, 32 gekuppelten Pilastern, den Nischen mit kolossalen Bildsäulen, den geschmackvollen Loggien, worin die Reliquien aufbewahrt werden, die aber Niemand in der Nähe zu betrachten gestattet sind, der nicht wenigstens Titular-Domherr von St. Peter ist, und der auf blauem Grunde in Goldmosaik bekannten Inschrift: Tu es Petrus etc. Ich habe sie pflichtmäßig bestiegen, diese Kuppel, bis in die enge, 16 Personen fassende Kugel, habe Rom und Latium übersehen und das Meer und die Apeninnen, und bin schweißbedeckt herunter-, doch froher als hinauf gestiegen auf zahllosen Stufen und eisernen Leitern. Für gewisse Leute, die jede Größe nach Ziffern messen, wie der nach dem Leben gezeichnete Schöngeist, Baron Hirsch, in Immermanns Münchhausen naiv fragt, was hat der Göthe für seinen Faust an Honorar erhalten? bemerke ich, daß nach mäßiger Berechnung diese einzige Kirche gegen 200 Millionen Gulden gekostet hat.

Küttner hat die Stadt London eine engliſche Provinz genannt, mit gleichem Rechte kann man den Palazzo Pontefico del Vaticano eine Stadt nennen, denn den ungeheuren Umfang des Vatikans, dieſer ehemaligen päpſtlichen Reſidenz, mit, wie man für gewöhnlich annimmt, 11,500 Sälen und Kabinetten, mit ſeinen 22 großen Höfen, 200 Treppen, mit ſeinen Korridoren, Kapellen, Gärten ꝛc., worin eine große Armee kaſerniren könnte, ſchätzt man, freilich übertrieben, ſo groß, wie den der Stadt Turin, einer Stadt von mehr als 120,000 Einwohnern, aber gewiß größer, als manches ſouveräne deutſche Fürſtenthum, mit ganzer oder halber Virilſtimme am Bundestag. Der Vatikan hat aber auch eine hübſche Stimme, wenn er einſt donnerte, hörte man es bis über den Ozean, und wenn er jetzt leiſe liſpelt, hört man es von der Tiber bis an die Spree und Wolga.

Wie an der Peterskirche, mit welcher der Vatikan unmittelbar in Verbindung ſteht, haben viele Päpſte durch faſt zwei Jahrhunderte daran gebaut, und ſind faſt dieſelben Baumeiſter dabei thätig geweſen. Die beiden größten Muſeen der Welt, das Muſeum Pio-Klementinum und das Muſeum Chiaramonte hat er erſt im achtzehnten Jahrhunderte durch die Päpſte Klemens XIV., Pius VI. und im neunzehnten Jahrhunderte durch Pius VII. erhalten, wozu noch das Gregorianiſche oder Etruskiſche Muſeum kömmt, das der jetzige Papſt Gregor XVI. erſt 1837 ſtiftete.

Es iſt über den Vatikan, ſeine grandioſe Architektur, ſeine Königsſäle, plaſtiſchen Wunderwerke, Gemälde, Bücher und Manuſkripte, Antiken, Inſchriften, Münzen, naturhiſtoriſchen Gegenſtände, Fresken, Kupferſtiche, Antiquitäten und

Novitäten ſo Vieles ſchon geſchrieben worden, ſo viel Gründliches und ſo viel Oberflächliches, ſo viel Scharfſinniges und ſo viel Schafſinniges, ſo viel Tiefſinniges und ſo viel Unſinniges, von Fach- und Flachleuten, von gediegenen Kunſtforſchern und ſchnellfingerigen Touriſten, daß man zu der aus 125,000 Bänden beſtehenden vatikaniſchen Bibliothek noch mehrere Bände dazu fügen könnte. Ich erlaube mir daher nur über Dies und Jenes flüchtige Andeutungen.

Die Sextiniſche Kapelle, zu der man über die große Berniniſche Treppe durch den zur Audienz des diplomatiſchen Korps ehemals beſtimmten königlichen Saal gelangt, iſt die Hofkapelle des Vatikans, in der, wenn auch jetzt die Päpſte nicht mehr in dieſem Pallaſte, ſondern im Quirinal reſidiren, doch die Kirchenfeierlichkeiten der Charwoche abgehalten werden, und wo bei einem Konklave im Vatikan das Skrutinium vorgenommen wird. Ich habe mir dieſe weltberühmte Kapelle viel größer gedacht, ſie bildet ein nicht ſehr großes oblonges Quadrat, iſt ziemlich hoch, ruht auf Pfeilern, hat Gitterabtheilungen, marmorne Kandelaber, Vorhänge mit päpſtlichem Wappen, einen Balkon für die päpſtliche Kapelle, im Ganzen Nichts, was einen außerordentlichen Eindruck auf mich hervorgebracht hätte, denn Allegri's Miſerere, Pergoleſe's Stabat Mater, Gianelli's und Palleſtrina's geheimnißvolle Muſiken habe ich nicht gehört, weil dieſe nur in der heiligen Woche aufgeführt werden, und Michel Angelo's außerordentliche Fresken an der Decke und breiten Hinterwand, die Szenen aus der Bibel und das Weltgericht, habe ich nur ſchwach geſehen, weil Zeit und Weihrauch, Feuchtigkeit und Fackeldampf ſie ſo geſchwärzt haben, daß ganze Partieen

verwiſcht ſind, aus der Menge der Figuren nur hier und da einzelne Köpfe und Gruppen ſichtbar werden. Ich war nicht wenig verdrießlich darüber, denn ich hatte mir von dieſen außerordentlichen Kompoſitionen Michel Angelo's beſondern Genuß verſprochen, fand aber das jüngſte Gericht ſehr alt und verwittert, was freilich nicht anders ſein kann, da mehr als 330 Jahre ſeit der Vollendung dieſer Gemälde verfloſſen und ſie unglückſeligerweiſe in einer Kapelle ſind, wo durch Dampf und Lichter alle Farben leiden mußten. Tritt auch in der Phyſiognomie und der Haltung einzelner Partieen die große Kraft, Wahrheit und Phantaſie hervor, den dieſes Wandgemälde ſeinen enormen Ruf verdankt, erkennt man auch aus dieſen Beaux Reſtes die geweſene Schönheit, ſo iſt doch in dem jetzigen Zuſtande ein Totaleffekt unmöglich. Es iſt Selbſttäuſchung, Nachbeterei und falſcher Enthuſiasmus, wenn ſich Reiſende einbilden, von dieſer Halbruine affizirt geworden zu ſein. Sollte denn keine Reſtauration möglich werden? — Condivi erzählt, daß anfangs, nachdem Michel Angelo mehrere dieſer Bilder fertig gemacht, ſich ein ſolcher Ausſchlag gebildet, daß die Figuren ganz unkenntlich geworden, und der Künſtler unmuthig die ganze Arbeit habe aufgeben wollen, bis Sengallo Mittel gefunden, ſie von dem Ausſchlage zu reinigen. Vielleicht wäre dies jetzt auch zu bewerkſtelligen, welch' ein Gewinn für die Kunſt ginge hervor, ſind ja die Rafaeliſchen Stanzen, die auch durch Rauch gelitten, von Maratti ſehr gut durch Waſchen mit Wein hergeſtellt worden.

Am Eingange in den Loggien begrüßt uns Rafael's ſchöne Marmorbüſte in einer Niſche, beſſer konſervirt, doch

auch hie und da verblaßt, angegriffen, ſind die Fresken der Loggien. Gänzlich zu Grunde gerichtet wären in dieſen offenen, aus Arkaden beſtehenden, in drei Stockwerken übereinander gebauten Hallen die herrlichen Gebilde Rafael's und ſeiner Schüler Giulio Romano's, Pellegrino's, Caravaggio's, Vagi's u. v. A. — An der Spitze von fünfzig Meiſtern, erzählt man, habe der Obermeiſter ſich täglich hierher begeben; gänzlich zerſtört durch den Einfluß der Witterung wären dieſe Gemälde, Arabesken und in den Kuppeln 48 Szenen aus dem alten und 4 aus dem neuen Teſtamente darſtellend, bekannt unter dem Namen: Rafael's Bibel, wenn Mürat bei ſeiner Anweſenheit in Rom die ganze, der Luft ausgeſetzte Seite nicht mit Glasfenſtern hätte verſchließen laſſen. Der tapfere, aber etwas eitle Condottiere hat ſich um die Nachwelt dadurch verdienter gemacht, als durch die vielen zweckloſen Reiterbravouren in den vielen Bataillen, wovon er am Ende Nichts gehabt hat, als einen hohlen Königstraum und die Ehre, füſilirt zu werden.

Vom Zahn der Zeit nicht ganz verſchont, durch die rohen Soldaten Karl V. beſchmutzt, dann aber beſonders durch Maratti 1703 ſehr ſorgſam gereinigt, daher in ziemlich gutem Zuſtande, ſind die Himmelsgebilde Rafael's in den vorzugsweiſe nach ihn genannten Stanzen (Zimmern), einſt Prunkgemächer Nikolaus V.

Zur Ausführung der in dieſen vier mittelgroßen Sälen enthaltenen Freskomalereien, wurde Rafael von Papſt Julius II. nach Rom berufen, und ſie werden, was Alles ausdrückt, für des Meiſters Meiſterſtück gehalten. Er erhielt für jedes dieſer großen Wandgemälde 1200 Goldſcudi, bei-

läufig mehr als 4000 Gulden und arbeitete daran bis zu ſeinem Tode. Die Aufgabe des Künſtlers war, das Papſt- und Chriſtenthum als ſiegend, ſowohl in geiſtlicher als weltlicher Sphäre zu präſentiren, daher er in ſeinen Schöpfungen das Symboliſche mit dem Hiſtoriſch-Dramatiſchen zu verſchmelzen ſtrebte, was ſeinem großen Genie auch vollkommen gelang. In dieſen vier Sälen ſind daher die geiſtigen und irdiſchen Triumphe der Kirche und ihrer Statthalter auf Erden in mannigfachen, theils der Weltgeſchichte, theils der Legende entnommenen Situationen behandelt.

Die Namen dieſer Säle, Saal des Konſtantin, des Heliodor, der Signatur und der Feuersbrunſt ſind nach den da behandelten Stoffen. So ſieht man im Sala di Conſtantino die Momente aus dem Leben Konſtantin's, ſeine Anrede an die Soldaten, die Kreuzeserſcheinung, ſeine Taufe, die Schlacht gegen Maxentius, die Schenkung Rom's an den Papſt ꝛc. Die Stanza d'Eliodoro hat die Benennung von einem großen Wandgemalde, das Heliodor's Vertreibung aus dem Tempel zu Jeruſalem darſtellt, eine Anſpielung auf die unter dem kriegeriſchen Papſte Julius II. geſchehene Vertreibung der franzöſiſchen Armee Ludwig XII. aus Italien. Der Schauplatz iſt das Innere eines Tempels, in dem Heliodor zu Boden geworfen liegt, und in einem Tragſeſſel der Papſt Julius ſichtbar, eine Vermengung der Zeiten und Koſtüme, welche die heutige Kritik nicht paſſiren laſſen würde. Der verſchiedene Ausdruck in den Köpfen der Hauptfiguren, der Krieger Heliodor's und den Volksgruppen iſt außerordentlich. Das zweite Wandgemälde dieſes Zimmers zeigt abermals den Papſt Julius, knieend, der Gegenſtand iſt das Wunder

der Meſſe zu Bolſena, das im 13. Jahrhunderte geſchah, und die Urſache des Frohnleichnamsfeſtes iſt. Kardinäle, Prieſter und Schweizerſoldaten füllen den Raum dieſes ſeinem Zwecke entſprechenden Bildes. Attila, die Geißel Gottes, mit ſeinen wilden Hunnen, durch einige Apoſtel zum Rückzuge von Rom veranlaßt, iſt das Sujet des dritten, und die Befreiung des heiligen Petrus aus dem Gefängniſſe durch einen Engel, das des vierten Bildes. In allen dieſen Gemälden, ſie mögen nun ganz oder zum Theile von Rafael ſein, iſt hoher Genius ſichtbar und das Kolorit vortrefflich.

Die Stanza della Segnatura wird ſo benannt von den Bezeichnungen der Wiſſenſchaften an der Decke, und die Stanza del Inzendio nach dem großen Gemälde, das eine Feuersbrunſt darſtellt.

Durch zahlloſe Beſchreibungen, Kopieen und dem Grabſtichel ſind die in dieſen Gemälden enthaltenen Kompoſitionen allbekannt. Zeichnung und Ausführung von Rafael ſelbſt ſind in den Werken der letzten Säle. Beim Saal des Konſtantin, dem erſten, den man betritt, den der Künſtler zuletzt malen wollte, übereilte ihn in der Blüthe ſeines Lebens der Tod. Von ihm iſt nur der Entwurf als Opus Poſthumum, die Ausführung nach ſeinen Kartons von Giulio Romano. Die intereſſanteſten und auch am beſten erhaltenen dieſer Fresken ſind im dritten Saale, in der Stanza della Segnatura. Hier ſind die unter dem Namen der Schule von Athen und der Diſputa berühmten Gemälde, die allein hinreichend wären, Rafael den Namen des größten Malers zu ſichern, die allein ſchon eine Reiſe nach Rom werth ſind. Nur ſchade, daß das Licht nicht ſehr vortheilhaft, nicht wie in zweckmäßigen Gal-

lerien von oben, ſondern ſchwach von den Fenſtern eines von Mauern begrenzten Hofes einfällt, zugleich die davor geſtellten Gerüſte kopirender Maler den Beſchauer nicht wenig ſtören. An der Decke ſind die Figuren der Gerechtigkeit, Philoſophie, Poeſie und Theologie mit ihren paſſenden Emblemen und darauf bezüglichen Szenen. Die Poeſie iſt die ſchönſte Figur, der klare, ſinnende Blick, die Flügel, das ſternenbeſäete, flatternde Band, die ganze Haltung, Alles deutet auf Phantaſie und Begeiſterung, die himmelgeborne Tochter Poeſie war ja die Seele des Künſtlers.

Die Disputa del St. Sagramento zeigt oben den offenen Himmel, in dem in Wolken die Trinität in aller Herrlichkeit thront, von einer Glorie umgeben, und geflügelten Kinderköpfen umſäumt, unter derſelben vier Engel, welche die offenen Bücher der Evangelien halten, dann in einem Halbkreiſe in Wolken mehrere Apoſtel und Erzväter, auch der königliche Sänger David mit der Harfe und Moſes mit den Tafeln des alten Bundes. Im Zentrum ein einfacher Altar, worauf eine ſilberne Monſtranz, darum von beiden Seiten in Gruppen Kirchenväter, Theologen, Päpſte geſchaart ſind, gegen 50 Figuren in Lebensgröße, unter denen als der größte chriſtliche Sänger Dante, als der größte chriſtliche Maler Fra Angelico da Fieſole, und als der größte Grübler — Savonarola, der halb oder ganz wahnſinnige Savonarola, der in tollem Fanatismus ſich erbot, auf einer Kirchenverſammlung beweiſen zu wollen, daß der Papſt nicht einmal ein Chriſt, gegen den Bannbullen geſchleudert wurden, und den man als Ketzer verbrannte, 1498, ehe Rafael dies malte, und doch hat er ihn hierher poſtirt — ſeltſam.

Vor dem Altare knieen drei Jünglinge, die hinter ihnen stehenden zwei, mit Mithren kostümirten Bischofe hält man ohne Grund für Rafael und seinen Lehrer Perugino, was nicht wahrscheinlich ist. Noch sieht man im Hintergrunde einige Figuren, die zu streiten scheinen, daher wahrscheinlich der Name Disputa, denn sonst wüßte ich mir diese sonderbare Benennung eines Bildes nicht zu erklären, das eigentlich eine Darstellung des christlichen Hauptmysteriums ist.

In der Komposition, in Ausdruck, in Haltung, Ebenmaß, Färbung und Gruppirung ist sowohl dieses Werk, als das, gegenüber dieser Wand sich befindliche Gemälde, die Schule von Athen, das erste aller, selbst der Rafael'schen Fresken. In einem Tempel sind in verschiedenen Gruppen die Weisen vereinigt; aber nicht blos Griechen, wie man nach der Benennung, die Schule von Athen, vermuthen sollte, sind hier sichtbar, sondern auch andere Philosophen und sogar Nichtphilosophen, denn neben Plato, Aristoteles, Pythagoras u. A., sieht man Ptolomäus und Zoroaster, die man eben so wenig als Athener, wie Bramante als Weltweisen kann gelten lassen. Rafael hat sich mit Perugino auch hierher gestellt, aber nur als Zuhörer. Welches von diesen beiden Gemälden, die Disputa oder die Schule von Athen, das vorzüglichste? Platner gibt der Schule den Vorzug. „Im Vergleich mit der Disputa," — sagt dieser gründliche Kunstkenner — „zeigt dieses Gemälde, bei gleicher Tiefe der Erfindung, Charakteristik und Sorgfalt der Ausführung, eine höhere Stufe in den zur Darstellung erforderlichen Theilen der Kunst. Die Komposition ist, in Hinsicht der Linien und des Gleichgewichts in der Vertheilung der Gruppen, kunstvoll und als eines der vollkommensten

Muſter der Anordnung einer bedeutenden Anzahl von Figuren zu betrachten. Der Styl der Zeichnung iſt größer und ausgebildeter, insbeſondere in den Gewänden, die unter die vortrefflichſten des Künſtlers gehören. Auch zeigen die letztern eine vorzüglich ſchöne Zuſammenſetzung großentheils ſchillernder Farben. Sollte die Dioputa bei minderer Kunſtvollkommenheit anziehender und für die Phantaſie erhebender ſein, ſo würde der Grund davon in ihrem Gegenſtande liegen, der bei ſeinem allgemeineren Intereſſe auch zur Darſtellung in der bildenden Kunſt geeigneter, als der dieſes Gemäldes ſein möchte." — Ich glaube, dasjenige iſt das vorzüglichſte, was man gerade betrachtet.

An der dritten Wand iſt die Darſtellung der Poeſie; auf dem Gipfel des Parnaſſes ſitzt unter Lorbeerbaumen Apollo, nicht mit der Leyer, wie gewöhnlich, ſondern ungewöhnlich als Violinſpieler, was kein kleiner Anachronismus iſt, worauf aber unſere Geigenvirtuoſen, die wahren und falſchen Paganini's, ſich Etwas einbilden dürfen. Die Muſen umringen ihn, ohne die üblichen Embleme, einige haben blos Leyer, Trompete, Trommel und Maſken in der Hand, und ſind weniger Muſen, als liebliche Mädchen mit blonden Locken, die ſich wie gebundene Sonnenſtrahlen um den Alabaſternacken ſchmiegen; an den Seiten iſt ein Komite griechiſcher, römiſcher und italieniſcher Dichter und Dichterinnen, eine gemiſchte Geſellſchaft, Homer und Boccaccio, Dante und Corinna, Virgil und Ovid, Pindar und Camazar, Petrarca und Sappho u. A. Auf den Raumen über und neben dem Fenſter ſind die Bezüge auf die Jurisprudenz, drei hübſche Figuren, die Klugheit oder Vorſicht mit einem Doppelgeſicht, die Stärke,

gepanzert mit einem Friedenszweige, und die Maßigung, einen Zügel haltend, lauter paſſende Allegorieen der Rechtsgöttin, beſonders die Klugheit oder Schlauheit mit dem Janusantlitz. Die Repräſentanten des kanoniſchen und Zivilrechts, Gregor XI. und Juſtinian übergeben die Dekretalen und das Korpus Juris.

Und ſo werden in dieſem, dem geiſtigen Leben gewidmeten Saale alle Fakultäten dargeſtellt, die Theologie, Philoſophie, Jurisprudenz und Poeſie, nur die Medizin fehlt oder iſt unter Poeſie mitbegriffen, weil Aeskulap des Apollo und der Coronis Sohn geweſen, oder war keine Mauer dafür da, oder hat ſie Rafael deshalb darzuſtellen verſchmäht, weil ſie zu materiell, ſelbſt wo ſie das Pſychiſche betrachtet, ſich nur um den Leib, nicht um die Seele der Menſchen kümmert, daher in keinen Beziehungen zur Kirche ſteht? —

Der letzte Saal, Stanza del Incendio, hat ſeinen Namen von der Darſtellung eines Brandes, den der h. Leo durch ein Wunder löſchte; lebendiger und dramatiſcher hat wohl noch nie ein Maler einen Gegenſtand aufgefaßt, man ſieht die Flammen und hört den Sturmwind brauſen, da trägt ein Sohn ſeinen Vater auf den Schultern, dort reicht voll Angſt eine Mutter ihren Säugling einem Manne, Greiſe und Kinder fliehen aus den brennenden Häuſern, andere löſchen, im Hintergrunde iſt der Balkon der Peterskirche, auf dem der Papſt mit emporgerichteter Hand ſteht, kurz es iſt ein Leben und eine Bewegung in dieſem Bilde, eine Anordnung und eine Wahrheit der Kompoſition, die nur bedauern laſſen, daß die Ausführung mit der Erfindung nicht auf gleicher Stufe ſteht, und es iſt ſehr zu bezweifeln, ob es auch Rafael ſelbſt aus-

geführt hat. Der Entwurf iſt gewiß von ihm. Mehrere der Figuren, beſonders eine ſchöne Waſſerträgerin, ſind von den Malern häufig nachgebildet worden. Die übrigen Fresken ſtellen Züge aus dem Leben Leo III. und IV. und die Kaiſerkrönung Karls des Großen vor. Karl empfängt hier knieend von dem auf dem Throne ſitzenden Papſte die Krone.

Hinter den Rafael'ſchen Stanzen, vor der Gallerie der Candelaber, iſt die vatikan'ſche Gemäldeſammlung, die aber dieſen Namen wohl erſt in der Folge rechtfertigen wird, jetzt iſt ſie noch im Entſtehen. In einigen unanſehnlichen, wüſten, ſchlechtdekorirten Sälen ſind beiläufig 40 Bilder, worunter freilich einige ſehr vorzügliche Produktionen der größten Meiſter, doch in dem Maßſtabe, wie die Plaſtik in den Muſeen des Vatikans vertreten iſt, kann und wird es die Malerei nie. Von Rafael ſind fünf, theils größere Altartafeln, theils zu Predellen (Unterſatzſtücken) größerer Altarwerke gehörig. Die Altartafel zu ſeiner Grablegung, die jetzt in der Gallerie Borgheſe iſt, mit den drei Figuren des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, Grau in Grau auf grünem Grunde, dann die Darſtellung im Tempel, die Anbetung der Könige und die Geburt Chriſti auf einer Tafel, und die Aufnahme der h. Jungfrau. — In den meiſten dieſer Predellen ſieht man noch den eigenthümlichen Charakter der Peruginiſchen Schule. Aus den zahlloſen Kopieen und Kupferſtichen iſt ſowohl die Madonna von Fulingo, als die Transfiguration von Rafael, die hier aufgeſtellt ſind, allbekannt; bei der Madonna iſt die Hauptfigur minder ideal gehalten, als der nebenſtehende herrliche Engel. Merkwürdig iſt die Beleuchtung und der Charakterausdruck in dieſem Bilde, nicht mit dem

Auge allein, mit dem Herzen betrachtet die Mutter das Kind. Die Verklärung Christi, seine letzte Arbeit, die bei seinem Begräbnisse hinter seinem Sarge getragen wurde, ein Werk in welchem sich die tiefste Symbolik mit der höchsten dramatischen Lebendigkeit vereint. „So ehrenwerthe Vorbilder" — sagt Passavant, einer der geist- und kenntnißreichsten Erklärer Rafael's — „auch Rafael in der alt-typischen, symbolischen Darstellungsweise der Verklärung Christi vor Augen kann gehabt haben, an die er sich auch strenge gehalten, so hat er dieselbe doch mit unübertroffener Meisterschaft behandelt, und das höchste Ideal, welches der menschliche Geist sich bildlich zu vergegenwärtigen vermag, vollkommener, als irgend ein anderer Meister der Kunst erreicht. Im untern Theile hingegen, als dem Gegensatz zum Himmlischen, hat er auf eben so meisterliche Weise die menschliche und dämonische Seite veranschaulicht. Dieses Oben und Unten erscheint aber in dem Bilde in dem innersten Zusammenhang, durch Darstellung der gefallenen Menschheit und des ihr gesandten Heilandes, des Sohnes Gottes. Der Meister läßt uns einen Blick in den geistigen Abgrund werfen, aber erhebend öffnet er uns auch die Aussicht auf die göttliche Hülfe, auf das Land der Wiedervereinigung mit dem ewigen Vater. So schließt dieses den höchsten Kunstanforderungen genügende Werk Rafael's würdig die Reihe seiner außerordentlichen Schöpfungen, und verdient vollkommen die hohe Bewunderung, welche ihm seit drei Jahrhunderten die gebildete Christenheit gezollt."

Vor dem Glanz der Sonne erbleichen auch die Sterne erster Größe, Perugino's, Giulio Romano's, Titian's und Guido Reni's Madonnen, die sich in dieser Sammlung befinden,

wirken ſchwächer, am wenigſten befriedigt die Titianiſche, ſie iſt wie Caravaggio's berühmte Grablegung mehr fleißig gearbeitet, als genial und poetiſch. Auch in Domenichino's vielgeprieſener Kommunion des h. Hieronimus findet man, was den Effekt betrifft, den hohen Ruf, den dieſes Gemälde genießt, nicht liquidirt. Anziehender als Nicolaus Pouſſin's Marter des h. Erasmus, wo widriger Weiſe dem Heiligen die Eingeweide herausgenommen werden, waren für mich zwei kleine Bildchen, früher auch Unterſatzſtücke größerer Altargemälde, des gemüthlichen, religiöſen Genremalers Frate Angelo Giovanni de Fieſole, des ſüßen Schwarmers, der beim Malen von Paſſionsgegenſtänden heiße Thränen vergoß und nie den Pinſel ergriff, ohne zuvor gebetet zu haben, es ſind biographiſche Skizzen des heil. Nikolaus, wie dieſer Heilige ſchon als Knabe die Religion vertheidigt, ſpäter einen armen Teufel vom Hungertode rettet, der ſchon ſeine hübſchen Töchter veräußern wollte, dann einen Seeſturm beſchwichtigt ꝛc. — Fieſole's, durch Hofrath Hirt aufgefundene Fresken in der Kapelle des h. Laurentius, konnte ich, da gerade dort gebaut wurde, nicht genau ſehen.

Wie in den Gallerieen der Uffizien und Pitti in Florenz die Maſſe der vorhandenen Gemälde den Beſchauer blendet und erdrückt, ein Eindruck durch den andern vernichtet wird, ſo in den rieſigen Muſeen des Vatikans die Marmorwelt. — Von Stockwerk zu Stockwerk, in einem Labyrinthe von unermeßlichen, ſäulengetragenen Prachthallen, Höfen, Korridoren, Sälen, Kabinetten, Rondellen, hoch, hell, heiter, glänzend, geſchmückt mit den ſchönſten Moſaikfußböden und Deckengemälden, öffnet ſich eine verſteinerte Welt, ziehen

ſich unermeßliche Lager von Statuen, Büſten, Köpfen, Hermen, Thieren, Sarkophagen, Urnen, Vaſen, Badewannen, Kandelaber, Baſſin's, Mauſoleen, ägyptiſchen Mumien, Haut- und Basreliefs, Inſchriften, Skulpturen aus den Katakomben, Terakotten, und andern Gefäßen, Masken, Fragmenten von Särgen, Deckeln, Votivſchilden, Fronten, Platten, Tempelſchmuck, Opferaltären, Poſtamenten, Biga's ꝛc. — wohin ſoll das Auge ſich wenden? was zuerſt betrachten? Ueberſchauen kann man es wohl, auch die Kulminationspunkte der antiken Plaſtik: die Gruppe des Laokoon, die Venus Anadyomene, die Gruppe des Nil (eine auf einer Sphinx ruhende Figur von ſechszehn meiſt reſtaurirten Kindern umgeben, welche das jährliche Steigen des Nilwaſſers bezeichnen ſollen), den Torſo di Belvedere (Fragment einer Bildſäule des ſitzenden Herkules), die Bildſäule des Meleager, den Antinous von Belvedere (von Winkelmann für den Meleager gehalten, von Viscenti als Merkur erkannt), den Apollo von Belvedere, den Löwen, welcher ein Pferd zerreißt, den Panther, aus gefleckstem Marmor, und die andern Koryphäen etwas genauer anſchauen, aber mit Muße und Muſe durchſchauen, prüfend und lernend, alle dieſe Götterbilder und Imperatoren, dieſe Zentauren und Faunen und Heroen, was durch ein Jahrtauſend die Tempel, die Bäder, die Forums, die Pallaſte und Theater ſchmückte, durchſchauen, iſt nicht die einem armen Reiſenden karg zugemeſſene Zeit einiger Tage und Wochen, kaum ein Menſchenalter hinreichend. Ueber dieſe Maſſen ſchreiben, trockene Verzeichniſſe nach beſtehenden Katalogen anfertigen, oder gar äſthetiſche Hypotheſen loslaſſen, iſt freilich leichter. Hat ja Leſſing ſeine unſterblichen Abhandlungen

über den Laokoon geſchrieben, ohne je in Rom geweſen zu ſein, und die Originale geſehen zu haben. Wie Jean Paul behauptet, daß man eigentlich eine Gegend nur dann gut beſchreiben kann, wenn man nicht da geweſen iſt.

Der gute Denon hat kein leichtes Stück Arbeit gehabt, dieſe Maſſen durchzugehen, um zu beſtimmen, was nach Paris wandern ſolle. Je weniger er auswählte, deſto weniger brauchten die Franzoſen dann 1815 zurückzugeben. Die Gruppe des Laokoon gehörte auch zu den Auserwählten und zu den von den Tuillerien nach dem Vatikan wieder Zurückgekehrten. Es muß die eiteln Pariſer nicht wenig geſchmerzt haben, dies Ideal des höchſten Schmerzes wieder ausliefern zu müſſen; ſie waren in dieſem Augenblicke ſelbſt Laokoone, ſie mußten nämlich des Anſtandes, ihrer Schönheit wegen, den ungeheuern Schmerz zurückhalten, wie der alte Griechenprieſter. Ageſander aus Rhodus hat in der 88. Olympiade dieſes ſchon von Plinius als höchſt vollkommen anerkannte Kunſtwerk verfertigt. Es ſtellt, wie allbekannt, den Laokoon dar, nebſt ſeinen beiden Söhnen, von Schlangen umwunden, und unübertroffen iſt der Ausdruck der Angſt, der Vaterliebe, der Furcht, des entſetzlichſten Körper- und Seelenſchmerzes in den Figuren des Vaters und der Kinder, ſowie die kunſtvolle Anordnung in den Verſchlingungen der Schlangen, Alles ohne der Wahrheit die ideale Schönheit, ohne der Schönheit die Wahrheit aufzuopfern (antiklaſſiſch). Zwei Reiſende ſtanden einſt vor dieſer Gruppe, ſie lange ſchweigend, mit tiefer Empfindung betrachtend; endlich rief der Eine, wie aus einem Schlummer erwachend, tief athmend aus: Gut, recht gut, daß dies Alles nur Marmor iſt, wie war ich ſo kindiſch, vor dieſer grauenvollen

Schlange mich beinahe zu fürchten. Sie haben Recht — erwiederte der Andere — ich zitterte ſchon für dieſe armen Kinder! — Ob wohl nach Jahrhunderten ein anderer Ageſander kommen wird, um den Schmerz eben ſo erhaben darzuſtellen, den der im Invalidendom zu Paris jetzt ruhende Heros auf St. Helena empfunden haben mag? —

Der ſo gerühmte Apollo ſieht aus wie ein Theaterheld, Winkelmann ſchwärmt etwas zu ſtark von dieſer Bildſäule, die man allerdings bewundern muß, die aber kalt läßt, es iſt in der ganzen Stellung keine rechte Wahrheit und gar Vieles an dieſer Statue reſtaurirt. Zu den herrlichſten Kunſtwerken dieſer erſten Antikenſammlung der Welt muß man auch unſtreitig die ſchlummernde weibliche Figur im Muſeum Pio-Clementinum rechnen, worüber die Kunſtforſcher noch nicht recht einig ſind. Die Einen halten ſie für die Cleopatra, die Andern für die Ariadne, noch Andere für eine Nymphe, es iſt eine Schlafende, keine Sterbende, dabei ſo ſanft und ruhig, nicht von Leidenſchaft zerriſſen, folglich weder die herrſch- und genußſüchtige Cleopatra, noch die von dem ungalanten Theſeus verlaſſene Ariadne, es iſt eine wenn auch etwas zu materielle Nymphe, trotz dem fehlenden Attribute, und auch Platner meint, es habe dieſe Figur einſt ein Nymphäum geſchmückt.

Wer da meint, es ſei über die Bildſaulen des Vatikans ſchon zu viel geſchrieben worden, iſt im Irrthum, zu wenig, viel zu wenig, denn der Stoff iſt ſo groß — ich muß abbrechen, um dieſe leichten Notizen nicht ungebührlich anſchwellen zu laſſen.

Die in einem Korridore aufgeſtellten berühmten Tapeten

nach Rafael's Zeichnungen, Szenen aus der Apostelgeschichte und dem Leben Christi darstellend, in welchen idealen Kompositionen, nach einem Ausspruche gediegener Kunstkenner, er auf dem höchsten Gipfel seiner Größe stand, sind abgestanden, verbleicht und viel geflickt, von den in den Niederlanden zurückgebliebenen, unschätzbaren Originalkartons sind sieben nach England gekommen. Jetzt soll noch ein achter Karten, die Ermordung der unschuldigen Kindlein, da aufgefunden worden sein. Sie stammen aus seiner schönsten Kunstperiode, früher schmückten sie die sixtinische Kapelle, und wurden auch bei großen Feierlichkeiten auf der Loggia ausgehängt; jetzt verblaßt, verwittert, von Motten zerfressen, Barbaren haben das eingewirkte Gold herausgenommen, flößen sie nur ein historisches Interesse ein. Von viel geringerem Werthe, doch interessanter, ist die geographische Gallerie mit den an den Wänden gemalten Landkarten und Grundrissen aller italienischen Provinzen, Städte, Inseln u. s. w.

Aus der vatikanischen Bibliothek und dem Archive, die mit der großen Hauptgallerie und ihren Seiten mit ihren Sälen und Korridoren beinahe einen eigenen Pallast bilden, hatte ich mir aus der Sammlung der Manuskripte gerne Manches mitgenommen; so sind z. B. unter den 2400 Manuskripten auch 60 chinesische, die man bei dem gegenwärtigen freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Reich der Mitte recht gut brauchen könnte. Petrarca's eigenhändiges Manuskript der Rime, Hugo Grotius Noten zum Plutarch, eine Abhandlung Luther's, Tasso's erstes Brouillon seines befreiten Jerusalems, ein Manuskript Dante's von Boccaccio abgeschrieben, selbst die Fragmente von Terenz, Virgil und Sallust waren in

einer Autographensammlung recht brauchbar. Auch die eigenhändigen Billet doux Heinrich VIII. an die schöne unglückliche Anna Boleyn, könnten als interessante Beiträge zu einem historischen Taschenbuche, und ein altmexikanisches Kriminalgesetzbuch mit Figuren ohne Text, in denen die Verbrechen und Strafen anschaulich dargestellt sind, zu allerlei Zwecken dienen. Aber hier, wie anderswo, darf Niemand Etwas nehmen, und wird durch ein im Lesesaal angeschlagenes Dekret Jedem mit Exkommunikation gedroht, der sich solches unterfangen wird. Der keinen Bannstrahl und kein Eigenthumsrecht achtende Dschingis Chan des 19. Jahrhunderts hat doch viele, besonders die den päpstlichen Stuhl in Beziehung auf Frankreich betreffende Dokumente nach Paris entführt, welche — nicht ganz kompl'ett restituirt wurden. Der Prozeß Galiler's, die Manessische Sammlung der Minnesinger, die Chronik Tritheims, die Palatinischen Codices, Bossuets Brief- und Schriftenwechsel über die Rechte der gallikanischen Kirche, wichtige Urkunden zur Geschichte der Tempelherren und vieles Andere ist in Paris geblieben, theils anderwärts hingekommen, Vieles bei diesen Gelegenheiten in Rom selbst verschleppt worden. Selbst an den großen Tischen von ägyptischem Granit zeigen sich die Spuren der Zerstörung von den letzten Kriegsjahren. Vandalisch hat die zivilisirte Soldateska des 18. und 19. Jahrhunderts hier gewirthschaftet, nicht nur die französischen, sondern auch andere Kriegsvölker, besonders haben sich die neapolitanischen Truppen im Jahre 1799 ausgezeichnet. Wie Platner erzählt, drangen sie von dem Garten durch die Gitterthür, rissen mehrere Schränke auf, nahmen Handschriften, die nur durch ihren kostbaren Einband die Habsucht reizten und warfen zuletzt die innern

und äußeren Läden der ungeheuern Fenster der linken Gallerie, nach dem Hof des Belvedere zu, herunter, um Feuer zu machen; Andere hatten sich nicht entblödet, in dem großen Saale selbst Feuer anzuzünden. Um von dem Reichthume des alten und neuen Archives einen approximativen Begriff zu geben, mag die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß blos die vorhandenen päpstlichen Regesten (Bullen-Sammlungen) mehrere tausend Bände betragen und gegen 20,000 Pergamenthandschriften vorhanden sind.

Außer den großen Bibliothekssälen mit Büchern, Handschriften und Miniaturen (malerische Verzierungen von Schriften, besonders Gebetbüchern, aus den früheren Jahrhunderten), mit alten und modernen Kreuzen, kostbaren heraldischen und Porzellanvasen, Statuen, ist hier auch ein profanes und christliches Museum mit Gegenbildern aus Bronze und Elfenbein, Waffen, Lampen ꝛc., eine Sammlung byzantinischer und italienischer Malereien aus dem Mittelalter, und den altchristlichen Grabstätten entnommenen Denkmälern, von dem jetzigen Papste aufgestellt, dann eine Kupferstich-, Stempel- und Gemmensammlung, letztere ein großmüthiges Geschenk des österreichischen Kaisers Franz I., und ein Münzkabinett, dessen werthvollster Theil sich aber in den Taschen Napoleonischer Generale und diebischer Kommissionärs Ordonnateurs befindet.

Im obern Stockwerke des Vatikans sind die Lokalitäten, in denen nach dem Ableben des Papstes gewöhnlich das Konklave (nach Rampe Wahlzwinger) gehalten wurde, doch wird dieses seit längerer Zeit schon im Quirinalpallaste auf dem Monte Cavallo abgehalten, und keine besondern Zellen erbaut.

(sondern die Zimmer des Quirinals dazu benutzt. Der Papst ist der einzige Souverän in Europa, der durch Wahl auf den Thron gelangt, die Art und Weise dieser Wahl ist im römischen Rituale auf das Allergeringfügigste festgesetzt, und wenn sie auch Vielen ganz, noch Mehreren Einzelnes daraus bekannt sein dürfte, wird es doch für Laien nicht uninteressant sein, über die ganze Prozedur im Auszuge Etwas zu lesen.

Sobald ein Papst stirbt, muß der Kardinal Kamerlengo hievon sogleich verständigt werden. Dieser erscheint sogleich im violettbraunen Ornat, begleitet von einigen Klerikern, vor dem Gemach des Verstorbenen. Dreimal klopft er mit einem goldenen Hammer an die Thüre, den Verstorbenen dreimal rufend, nach einer Pause erklärt er den Papst als todt, und läßt darüber von dem apostolischen Kammernotar ein Protokoll aufsetzen, das Aktenstück wird unterzeichnet, darauf dem Maestro di Camera der goldene Fischerring abgefordert, dann übernimmt er von dem Predatarius und dem Vizekanzler die Stempel, in der Zwischenzeit sind die Neveten des Papstes und der Kardinal-Patron angewiesen, den Pallast zu räumen, und bloß ihr Eigenthum mitzunehmen. Die Engelsburg, die Thore und andere Punkte der Stadt werden auf den Befehl des Camerlengo von der Schweizergarde besetzt, Patrouillen unter dem Kommando der Caporioni (Stadtkapitäne) durchstreifen die Stadt, dann setzt sich der Kardinal-Kamerlengo in einen Staatswagen, um unter Begleitung der Schweizergarde durch die Stadt zu ziehen, und sich als Interimsregent des Kirchenstaats zu erklären. Wie sich der Zug in Bewegung setzt, ertönt die große silberne Glocke im

Kapitel, die nur einzig und allein dazu bestimmt ist, den Tod des Papstes und die Krönung zu verkünden. Auf den ersten Glockenschall werden die Gerichtshöfe geschlossen, Alles, bis auf den Großpönitentiarius und den Kardinal-Kamerlengo ist außer Thätigkeit. Während des Trauergottesdienstes durch neun Tage wird in Kongregationen der Kardinäle über Ordnung und Zeremoniell des zu haltenden Konklave berathschlagt. Es werden die verschiedenen Bullen in Betreff der Papstwahl vorgelesen, die Kardinäle darauf vereidet, und zwei gewählt, um die Trauer- und Wahlrede zu halten, die Beamten in ihren Stellen bestätigt, die für das Konklave bestimmten Aerzte, Apotheker u. s. w. ernannt, die Zellen verloost, die Konklavisten angegeben, das Verzeichniß aller in das Konklave aufzunehmenden fremden Personen entworfen, und die drei Kardinäle erwählt, welche die Oberaufsicht über das zu haltende Konklave führen sollen. Am zehnten Tage wird die Wahlrede in der Peterskirche gehalten, dann geschieht der Einzug an dem Orte des Konklave, dem Vatikan oder Quirinalpallast. Die Bullen werden, wie die Kardinäle im Konklave angekommen, abermals gelesen, und zwar in der Kapelle, in welcher das Skrutinium gehalten werden soll. Im Vatikan ist dies die Kapelle von Sixtus IV. Hierauf können die Kardinäle sich nach Hause verfügen, jedoch sind sie verbunden, sich Abends wieder im Konklave einzufinden, bis auf den Schlag der dritten Nachtstunde, nach italienischer Uhr. Von dieser Zeit beginnt die förmliche herkömmliche Verschließung. Alle Zugänge und Aeußer, bis auf das einzige oberhalb einer jeden Zelle, müssen verhängt oder zugemauert sein, nur das Thor und eine Seitenpforte

bleiben offen, nur Ordensobern und einigen Geſandten oder Kranken wird der Ein- oder Austritt geſtattet. An dem verſchloſſenen Hauptthore ſind vier Oeffnungen angebracht, alle mit Drehrädern verſehen, wodurch die Speiſen für die Kardinäle eingeſchoben werden, vor dem Pallaſt und auf dem Platze ſind überall Wachthäuſer angebracht, außer- und innerhalb ſtehen Wachen, die Zellen ſelbſt ſind kleine Kammern von Balken und Brettern, mit feinem Zeug behängt, und hat jeder Kardinal nur eine ſolche Zelle, die zwei kleine enge Abtheilungen hat, über jeder hängt das Wappen des Kardinals. Das Recht, den Papſt zu wählen, iſt ein ausſchließliches Recht der Kardinäle, und kann die Wahl nur auf einen Kardinal fallen; die Abweſenden dürfen ihr Stimmenrecht nicht durch Prokuratoren üben, nur nach geendigter Wahl dürfen die Kardinäle das Konklave verlaſſen, bloß in Krankheitsfällen früher austreten, jeder ſchriftliche oder mündliche Verkehr mit den im Konklave eingeſchloſſenen Kardinälen iſt unterſagt. Wenn unter den Kardinälen keine Einſtimmigkeit erzielt werden kann, ſoll derjenige Papſt ſein, welcher zwei Drittel der Stimmen für ſich hat. Daß der zu wählende Papſt ein geborener Italiener ſein, keiner großen Familie angehören, keinen fremden Einflüſſen den Kardinalshut verdanken ſoll, und wenigſtens das 35ſte Jahr zurückgelegt haben müſſe, iſt direkt als Regulativ nicht vorgeſchrieben. Regelmäßig geſchieht die Wahl durch das Skrutinium, d. h. durch die Sammlung der Wahlſtimmen; bei dem Skrutinium muß die Wahl ſo lange fortgeſetzt werden, bis zwei Drittel der Stimmen ſich vereinigen, jedoch kann dieſe Stimmenzahl auch durch den Beitritt, Acceſſus, ergänzt werden.

wenn nämlich mehrere Kardinäle ſich ſpäter mit einer andern Partei vereinigen, um die zwei Drittel Stimmen zu bilden. Die geſetzliche Wahlverſammlung beginnt Tag für Tag auf das von dem Zeremonienmeiſter gegebene Zeichen; Morgens um 6 Uhr geht er mit einer Schelle durch das Konklave, dabei rufend: Ad capellam, domini! Wenn das bis um 7 Uhr zum drittenmale geſchehen, erheben ſich die Kardinäle aus ihren Zellen mit ihren Konklaviſten, begeben ſich in die Kapelle, nach gehaltener Meſſe entfernen ſich die Konklaviſten, die Kardinäle laſſen ſich zum Skrutinium nieder. Stühle und Bänke ſind mit grünem Tuche überzogen, ein eiſerner Ofen iſt nicht ohne Bedeutung für das Wahlgeſchäft. Mitten in der Wahlkapelle befindet ſich ein langer Tiſch, an den beiden untern Ecken deſſelben ſtehen zwei ſilberne Becken mit den gedruckten Formularen der Wahlzettel; zwei Kelche auf dem Tiſch, um die Formulare aufzunehmen, dabei ein verſchloſſenes, mit einer kleinen Oeffnung verſehenes Käſtchen, und ein Säckchen mit ſo vielen Kugeln, als Kardinale gegenwärtig ſind, auf jeder Kugel der Name eines Kardinals; aus dem Kugelſäckchen werden 9 gezogen, 3 Skrutatoren, 3 Reviſoren und 3 Krankenpfleger. Die 3 Skrutatoren zur Oeffnung der Wahlzettel nehmen an dem Tiſche Platz, die 3 Reviſoren beaufſichtigen dieſelben, und die 3 Krankenpfleger ſchreiben die Abſtimmungen jener Kardinäle, welche wegen Altersſchwäche oder Krankheit nicht ſelbſt ſchreiben können. Die Einlegung der Wahlzettel und Ablegung des Eides geht nach dem Alter. Sind alle Wahlzettel nach genauer Prüfung in den Kelchen geſammelt, ſo werden ſie von den Skrutatoren herausgenommen, vorgezeigt und in den zweiten Kelch

geſchehen; ſind die Bolletini richtig, wird der Reich umgeſtürzt und die Stimmen gezählt. Dieſe Zählung geſchieht mit großer Vorſicht und einer Menge Formalitäten. Derjenige, der entweder gleich durch das Skrutinium und Acceß zwei Drittel der Stimmen zu ſeinen Gunſten hat, wird als Papſt erwählt; bis dieſe Stimmenmehrheit zu Stande kommt, werden immer neue Wahloperationen vorgenommen, die Wahlzettel werden jedesmal in dem eiſernen Ofen verbrannt. So lange man daher von dem Platze vor dem Pallaſte den Rauch aus den Schornſteinen aufſteigen ſieht, weiß man, daß die Wahl noch nicht geſchehen. Die Dauer des Konklave läßt ſich nicht im Voraus beſtimmen, wenn aber in der Peterskirche der Finger des heiligen Petrus während des Konklaves der Verehrung der Gläubigen ausgeſetzt wird, ſo iſt dieſes ein Zeichen der baldigen Beendigung. Während des Konklaves verhandeln die Ordenshäupter mit den fremden Geſandten, hauptſächlich mit den Geſandten Oeſterreich's, Frankreich's und Spanien's, welche Höfe das Recht der Exkluſiva, nämlich der Ausſchließung eines Kardinales, haben. Bei den Audienzen dieſer Geſandten, die in dem Sprachzimmer gegeben werden, waltet das gleiche Zeremoniell, wie vor dem Papſte ſelbſt, denn dieſer muß ſich nothwendig unter den Kardinälen befinden, und die Ordenshäupter ſtellen die Geſammtheit der Kardinäle vor. Den zur Audienz kommenden Diplomaten verwehrt ein Vorhang den Einblick in das Konklave; vor gekrönten Häuptern öffnen ſich aber alle Schranken. Als Kaiſer Joſeph 1769 mit dem damaligen Großherzog von Toskana vor der Thüre des Konklave erſchien, und fragte, ob es ihm erlaubt wäre, das Innere zu beſehen,

antworteten die Kardinale: für den Kaiser ist keine Klausur. In der Zelle des alten Kardinal Albani angekommen, bemerkte Joseph, daß er den Degen an seiner Seite habe, und erklärte, ihn ablegen zu wollen. Die Kardinale gaben dies nicht zu und sagten: er stehe schon da am rechten Orte zur Vertheidigung der Kirche.

Hat ein Kardinal nun nach den Ergebnissen der vorgenommenen Untersuchung zwei Drittel der Stimmen vereinigt, so ist die kanonische Wahl des Oberhauptes der katholischen Christenheit entschieden. Der Name des Neuerwählten wird durch den ersten der Skrutatoren laut ausgerufen, die neben dem Erwählten sitzenden Kardinäle rücken sich sogleich von ihm hinweg, der Kardinaldekan, der erste Kardinalpriester und der älteste Kardinaldiakon nähern sich dem Erwählten und fragen: *Acceptasne electionem de te canonice factam in summum pontificem?* (Nimmst du die kanonisch auf dich gefallene Wahl als kirchliches Oberhaupt an?) Der Erwählte kniet nieder, betet leise, erhebt sich dann und erklärt die Annahme und bestimmt den Namen, den er als Papst führen will. Der Oberzeremonienmeister nimmt durch drei Protonotarien über diesen Akt ein Instrument auf, welches alle Kardinäle eigenhändig unterzeichnen. Hierauf schreitet der Papst in der Mitte der zwei ältesten Kardinaldiakonen zum Altare hin, wo er ein kurzes Gebet verrichtet, dann in die Sakristei geht, wo er mit dem päpstlichen Ornate bekleidet wird. Vor dem Altare der Wahlkapelle empfängt er dann sitzend die Huldigung der Kardinäle, ertheilt den Friedenskuß und nimmt von dem Kardinal Kamerlengo den Fischerring, um ihn dem Zeremonienmeister zu übergeben,

damit er den gewählten Namen eingraben lasse. Der älteste Kardinaldiakon verfügt sich nun, umgeben von der päpstlichen Kammermusik, unter Vortragung des Kreuzes, nach dem Balkon über dem Pallastportal (Loggia della Beneditione), die vermauerten Fenster werden geöffnet und der Kardinal verkündet mit lauter Stimme, dem Barett auf dem Kopf, die geschehene Papstwahl und den Namen des neuen Papstes. Die Kanonen der Engelsburg donnern, es wird mit allen Glocken geläutet und die Garden geben Freudensalven.

IX.

Rom.

So viel Saiten tief im Busen schwingen,
Wenn der Welten Einklang rührt das Herz,
So viel Töne allgewaltig dringen
Auf von diesem Boden himmelwärts.
Grabestrümmer, öd' und wüst, durchklingen
Bang die Brust mit sehnsuchtsvollem Schmerz —
Größe ruht auf Mauern und Gefilden,
Schönheit flammt von himmlischen Gebilden.

(Humboldt.)

In einem der schmutzigsten, vom Mittelpunkte des eigentlichen römischen Lebens, dem Corso und den ihn umgebenden

schönen Plätzen entfernt, im südlichen Stadttheile, in der Nähe der Thermen des Titus, ist die in Rang und Alter dem Petersdom vorgehende Laterankirche, St. Giovanni in Laterano, Ecclesia Urbis et Orbis (die Kirche der Stadt und der Welt), das neue Zion, die Basilika Konstantin's, das alte Nationalheiligthum der Römer, die ehemalige Grabstatte der Päpste, die Schatzkammer der Reliquien, die Besitzerin so vieler Indulgenzen, die allererste und allerälteste der Patriarchatbasiliken Rom's, als solche die eigentliche Kathedrale, die Haupt-, Pfarr- und Mutterkirche der ganzen katholischen Christenheit.

In dieser Gegend, einem der ungesundesten Stadttheile, herrscht die Armuth, der Cynismus und die Krankheit. Ich habe Gestalten hier gesehen, von denen ich mich nur schaudernd abwenden mußte. Auf dem großen, aber einsamen Platze vor der Kirche und dem Pallaste des Lateran erhebt sich der schönste und kolossalste der Obelisken in die Lüfte. Konstantin der Große bestimmte ihn eigentlich für Konstantinopel, aber erst Konstantius entführte ihn aus Theben, ließ ihn nach Rom schaffen und im Jahre 357 n. Chr. Geb. im Circus maximus aufrichten. Dort fand man ihn 1587 unter der Erde, 1588 stellte ihn Fontana auf Befehl Sixtus V. vor dem Lateran auf. Nicht nur die Aufstellung, sondern auch die Ausgrabung war sehr schwierig; dreihundert Menschen mußten Tag und Nacht das Wasser des sumpfigen Circus auspumpen. Er ist mit vielen Hieroglyphen bedeckt, und hat mit dem ehernen Kreuz auf der Spitze die Höhe von 205 Palmen, während der vatikanische Obelisk nur 180 hat. Ob er nach Zoega's Meinung derselbe ist, von dem

Plinius berichtet, er sei vor 3000 Jahren in der Sonnenstadt errichtet worden, an dem 120,000 Menschen gearbeitet haben sollen; ob er ursprünglich dem Pharao Ramses oder dem Könige Thutmesis gewidmet war, mögen die Alterthumswürmer unter einander ausmachen — er steht jetzt da, das ist ein Faktum, wie die Amerikaner sagen, oder mit der modernen Literatur zu reden: das ist thatsächlich; er steht da, und gewährt einen hübschen Anblick, sonst hat ein solcher Riese auch jetzt eigentlich keinen andern Zweck, höchstens, um uns arme Menschlein unsere Zwergengestalt noch anschaulicher zu machen. In Egypten hatte ein solcher Obelisk einen dreifachen Zweck: erstens wollte der Errichter des Gebäudes, meistens ein egyptischer König, den das Volk im religiösen Glauben auch als den irdischen Stellvertreter des Sonnengottes ansah, durch das in Hieroglyphenschrift auf dem Obelisken eingehauene Gebet das Gebäude dem Sonnengott weihen, und theils sich selbst, theils das Gebäude dem Schutze desselben empfehlen, indem der König zweitens seinen Namen durch den Obelisken auf die Nachwelt bringen wollte, unterließ er nicht, in der Inschrift des innigen Verhältnisses sich zu rühmen, welches zwischen ihm und dem Sonnengott bestand, drittens sollte der Eintretende durch den Anblick des Obelisken zur Anbetung des Höchsten und zu den Gefühlen der Ehrfurcht gestimmt werden. Bis auf den letzten, löblichen Zweck sind die andern Bestimmungen für uns verloren. Was dieses Egypten erzeugte, trotzt wirklich der Ewigkeit, ist unzerstörbar und präsentirt sich uns in seiner ursprünglichen Gestalt, wie es an den Ufern des Nils und des Euphrats vor Jahrtausenden existirte, so die himmelanstrebenden Pyra-

miden, ſo die aller Verweſung trotzenden Mumien und die als lebendige Völkermumie herumwandelnden Juden.

Die Façade der Kirche mit ihren zweifachen Vorhallen aus korinthiſchen Marmorſäulen, den Statuen und der Gallerie mit der Loggia, aus welcher am Tage der Beſitznahme der dreifachen Krone und am Himmelfahrtstage der Papſt dem Volke den Segen ertheilt, iſt viel erhabener und würdiger, als die der Peterskirche. Das Innere iſt fünfſchiffig, grandios-düſter, fantaſtiſch-andachterweckend, im gothiſchen Styl, mit einem wirklichen Prachtplafond, großen Pilaſtern, wo in beſondern Nischen aus einer eigenen, grünlich-grauen Marmorart zwölf Apoſtelſtatuen ſich befinden, eben ſo groß als Figuren, wie klein an Kunſtwerth, hart und ausdruckslos; über jeder Niſche iſt ein analoges bibliſches Basrelief, und höher hinauf ein Oelgemälde, einen Propheten darſtellend, alſo immer Niſche, Apoſtel, Basrelief und Prophet, das macht ſich ſymmetriſch nicht übel; der ſchachbrettartige Fußboden aus ſchwarzem und weißem Marmor harmonirt damit. Sonſt bieten Altäre und Grabmäler in Maſſe nichts Ausgezeichnetes. Selbſt die Tumba vor dem großen Tabernakel mit dem Familienwappen der Colonna und der auf dem Sarge liegenden Marmorſtatue des Papſtes Martin iſt ſchwerfällig und geſchmacklos. An dem Altare des viele Reliquien enthaltenden Tabernakels in gemaniſchem Styl, hält nur der Papſt allein das Hochamt. Unter den vielen Seitenkapellen iſt die Capella Corſini mit einem vergoldeten Gitter am ſchönſten, ſo überreich an Säulen von Porphyr und Marmor, antiken Verzierungen von Alabaſter, Lapis Lazuli, Gold und Edelſteinen, an Statuen, Mauſoleen, Vaſen und noch einer Menge glän-

zender Dekorationen, daß ſie beinahe überladen erſcheint, was mit der Statue der Mäßigung, die an der linken Seite vom Eingange ſteht, ſtark kontraſtirt. Es iſt Nichts ſo leicht, als das Maß überſchreiten, und doch iſt das Geheimniß alles Guten und Schönen, Maß zu halten. Unmäßigkeit iſt Laſter, ſelbſt in der Mäßigkeit unmäßig ſein, iſt Laſter. Hier iſt auch die ſehr große, ſchöne Porphyrwanne aus dem Pantheon, dann ein Altarblatt aus Moſaik nach einem Gemälde Guido Reni's, ein Bildniß des h. Andreas Corſini u. m. A.

Ich konnte mich des profanen Gedankens nicht enthalten, es wäre vielleicht zweckmäßiger, wenn da hierin weniger Pracht, und da draußen weniger Elend ſichtbar wäre; mit den Schätzen dieſer Kapelle allein — aus Rom blicken noch 360 Kirchen und Kapellen ohne Zahl — könnte man an den Krüppeln und Kranken da draußen Wunder verrichten, ohne gerade ein Heiliger zu ſein — — — Ich wurde aus dieſen Betrachtungen durch den frommen Pater geweckt, der nebſt einigen Paolis auch die Bewunderung einkaſſirt, die durch dieſe koſtbarſte aller Kapellen in dem Beſchauer rege wird; er führte uns noch einige Stufen hinunter, in eine lichte und heitere Familiengruft der Corſini, in der eine blendend weiße Marmorgruppe, die Mutter Gottes mit lieblichen Engelein; Alles weich, ſo breiweich, daß ich vermuthe, ſie ſei von oder à la Bernini.

Durch eine Thür des Seitenſchiffes traten wir in den alten Kloſterhof, ein Viereck, mit kleinen, gekuppelten, farbigen bizantiniſchen Säulchen; Alles ſieht hier wie zu Zeiten der Kreuzzüge aus. Ein Laienbruder übernahm uns, Leſſing's ehrlicher Kloſterbruder, wie er leibt und lebt, ſo ſimpel-

gläubig, ſo einfaltig demüthig, ſo durch und durch gehorſam und unterthänig. Wie Mancher zum Befehlen geboren iſt, ſo gibt es auch ein großes Genre der Unterwürfigkeit — ein ſolcher war der alte graue Laienbruder; er zeigte uns alle die hier aufbewahrten Merkwürdigkeiten: das Maß Chriſti, den Tiſch, an welchem die Kriegsknechte würfelten, die gedrehte Säule aus dem Tempel Jeruſalem's, die Deckel der Bundeslade, ich glaube, auch Aron's und Moſes' Stab u. dgl. Wir ſchieden ſehr befriedigt von dem guten Alten, der hier in ſeiner Abgeſchloſſenheit allen weltlichen Verſuchungen fern ſteht, Nichts weiß von David Strauß und Bruno Bauer, von elektromagnetiſcher Kraft und Daguerrotypie, von Sicherheitslampen und kongreviſchen Raketen, vom Londoner Tunnel und der die Erde jetzt beherrſchenden Dampfkraft. Königreiche und Republiken ſind entſtanden und untergegangen, Alles iſt ſpurlos an ihm vorübergezogen, ſelbſt durch die franzöſiſchen Invaſionen iſt er nicht aus ſeiner kontemplativen Ruhe gerüttelt worden, die galliſche Soldateska hat hier keine Beute geſucht und Denen von dieſen Schätzen Nichts nach Paris entführt. Die Könige von Frankreich waren ja ſtets ſelbſt Mitglieder des lateraner Domkapitels unter dem Titel der erſten Kanonici; ob auch Napoleon es war, Ludwig Philipp es jetzt iſt, iſt mir unbekannt.

Der an die Kirche anſtoßende weitläufige Lateranpallaſt, die ehemalige Reſidenz, in dem Papſte und Gegenpäpſte glänzenden Hof hielten, iſt jetzt zum Armen Waiſenhaus beſtimmt. Von hier eröffnet ſich eine weite Ausſicht über die große, öde Campagna. Ein Ueberreſt des alten Pallaſtes iſt die im italieniſch-germaniſchen Stiele erbaute Capella ſancta Sanc-

torum, zu der durch eine Halle die Skala santa, die heilige Stiege, führt, von der die fromme Sage, daß es dieselben Stufen seien, die einst die Treppe zu dem Gerichtspallaste in Jerusalem gebildet, auf welcher Christus zu Pilatus gegangen, die man daher, zum Zeichen bleibender Verehrung, nur knieend hinansteigen darf; wirklich sahen wir auch an einem Freitage dreißig bis vierzig, mitunter sehr schwächliche und gebrechliche, Personen diesen beschwerlichen Weg machen. Die Macht des Glaubens schien ihnen besondere Kräfte zu verleihen und nicht ohne Interesse kann man die in Andacht versunkenen Gestalten betrachten, die, gottergeben, alle irdischen Bestrebungen vergessend, in einer Art Verzückung von Stufe zu Stufe klimmen. Ursprünglich aus weißem tyrischen Marmor haben durch Jahrhunderte die Kniespuren sich dem harten Stein eingedrückt, und auch das Holz, womit diese Treppe jetzt überzogen ist, hat solche Vertiefungen. An den offenen Seitenstiegen geht man zu Fuß hinan, oben kommt man vor das stark verschlossene eiserne Gitter des Sanktuariums, die als päpstliche Hauskapelle Marmorgefäße mit Reliquien enthält und mit Heiligengemälden geschmückt ist. Starke Eisenthüren mit festen Schlössern verbieten den Eingang, der nur dem Papste und den Kardinälen erlaubt ist. An dem Gitter der mittleren Kapelle prangt die Inschrift mit goldenen Lettern: „Non est in toto orbe terrarum sanctior locus.“ Auf der ganzen Erde ist kein heiligerer Ort.

Zunächst an der Basilika ist das achteckige, von Porphyrsäulen getragene, mit einer Kuppel schließende Baptisterium, in dem Kaiser Konstantin zuerst getauft worden sein soll, eine antike Badewanne aus Porphyr bildet das Tauf-

decken in der Mitte; mittelmäßige Gemälde und ziemlich gut erhaltene Fresken zieren sowohl das Rondell, als die Seitenkapellen und Oratorien. Am Osterſonnabend werden hier noch jetzt die Neophyten, Juden und Mohammedaner von dem dazu beſtellten Generalvikar in corpore getauft.

Ich habe weder alle 360 Kirchen Rom's geſehen, noch bin ich gewillt, ſelbſt diejenigen alle einzeln zu beſchreiben, die ich auf meinen verſchiedenen Streifzügen geſehen. Nach dem Peterodom und dem Lateran machen die anderen, uralten und modernen, größeren und kleineren Gotteshäuſer ohnehin geringen Eindruck, und theile ich nur die in meinem Taſchenbuch enthaltenen flüchtigen Notizen über einiges mir beſonders Auffallende mit.

An der aus Brandruinen emporſteigenden Paulskirche, S. Paoli Fuori la muora, eine der älteſten und prachtvollſten Baſiliken Rom's, wird fleißig gearbeitet. Die Kirche brannte bekanntlich am 17. Juli 1823 — dem verhängnißvollen Jahrestage der Verbrennung Rom's durch Nero — größtentheils nieder. Der Brand ſoll durch Arbeiter, die aus ſträflicher Nachläſſigkeit ihre Kohlenpfannen zur Löthung der bleiernen Röhren auf dem Dache gelaſſen hatten, entſtanden ſein. Trotz der Nähe der Tiber und den Anſtrengungen der braven Pompieri waren alle Löſchungsverſuche vergebens, beſonders da die Flammen die ganze Nacht im Innern gewüthet hatten, ehe man des Morgens die Feuerbrunſt entdeckte. Es iſt das Meiſte zerſtört worden, und nur Säulenreſte ſind geblieben. Papſt Leo XII. beſchloß die Wiederherſtellung, und ein Aufruf an die geſammte katholiſche Chriſtenheit hatte die wirkſamſten Folgen. Es ſind an dem Wiederauf-

baue, der nach dem alten Plane geſchieht, gegen 700 Arbeiter beſchäftigt, und ſchon ſieht man aus koloſſalen weißen und ſchwarzen Granitſäulen ſich die Kirchenſchiffe erheben, andere Säulen, aus orientaliſchem Alabaſter, ein Geſchenk Mehemed Ali's von Egypten, ſind zu den Kapellen beſtimmt; doch wird es noch Jahre dauern, ehe die Kirche ganz vollendet daſtehen wird. Der Bau koſtet viel, ſehr viel, und wird unſtreitig ein Prachtbau; aber ſchöner, als die Peterskirche, wird S. Paul doch nicht, und der Platz, wo ſie ſteht, iſt eben ſo abgelegen, als er ſtets öde und unbewohnt bleiben wird, da, beſonders in den heißen Sommermonaten, Alles dieſe peſthauchende Atmoſphäre flieht.

Intereſſanter, als S. Maria maggiore, als die Baſilika liberiana, mit der moderniſirten Façade, mit den weißen joniſchen Marmorſäulen und dem pompöſen, geſchmackloſen Mauſoleum Sixtus V.; intereſſanter als eine Unzahl ſolcher Prachtkirchen, war mir S. Onufrio, jenſeits der Tiber, auf der Spitze des Janiculums, nicht wegen des Altarbildes von Pinturicchio, der Madonna von Caravaggio und den paar halbverwiſchten Fresken von Domenichino und Peruzzi, ich habe wirklich Oel- und Wandgemälde ſchon bis zum Ueberſchwange geſehen, ſondern wegen der theuern Erinnerungen an den unglücklichen Taſſo, der in dem zur Kirche gehörenden Kloſter ſtarb, am Vorabende des Tages, an welchem, um ihn in ſeinem geſunkenen Innern aufzurichten, ihn ſein edler Freund, der Kardinal Aldobrandini, feierlich mit dem ſo hochverdienten Lorbeer auf dem Kapitol wollte krönen laſſen. Der einfache Grabſtein, darauf die Worte: „Torquati Taſſi ossa", iſt rührend; eine Pyramide mit ellenlangen, geſchwollenen Phraſen

könnte wahrlich nicht mehr sagen, als die inhaltschweren Worte: „Tasso's Gebeine!“ In der Klosterbibliothek ist noch die Büste des Dichters und eine ihm sehr ähnliche Todtenmaske. Im Klostergarten stand der unter dem Namen „Tasso's Eiche“ berühmte Baum, unter dem man eine wunderschöne Aussicht genießt, besonders Abends, wenn die Sonne flammenroth im Häusermeere Rom's untergeht. Gern saß hier, in Betrachtung versunken, der Dichter, bis auch seine Sonne unterging. Armer, kranker, unglücklicher Tasso! Innig hat Grund und Folge sich in dir vermält. Weil du ein Dichter gewesen, bist du elend geworden, weil du elend geworden, wardst du Dichter — aus dem Schmerz entblüht die Blume. Ist die Blume des Schmerzes werth? Vor Kurzem hat, wie ich aus öffentlichen Blättern ersehe, ein wüthender Sturm auch diese Eiche zerschmettert, wie das Schicksal einst den Dichter.

Die Apostelkirche gehört gerade nicht zu den besonders großen und merkwürdigen; sie ist vielfach restaurirt und dadurch charakterlos, am wenigsten harmonirt der 1827 vom Herzog Torlonia hinzugefügte neue Portikus, unter dem allerlei, hie und da ausgegrabene, Monumente stehen. Johannes Volpato, ein italienischer Kupferstecher von Bassano, der zuerst unter dem Namen Renard auftrat, und als der treueste Nachbilder Rafael's sich einen Namen machte, 1801 zu Rom starb, hat hier von seinem Jugendfreunde Canova ein hübsches Denkmal; von höherer Bedeutung aber ist das in dieser Kirche von diesem Meister sich befindliche Trauermonument Klemens XIV., wichtig als Kunstwerk, denn mit ihm beginnt gleichsam die bessere Geschmacksperiode der Plastik in der Neu-

zeit, ihre Palingeneſie, wichtiger noch durch den, dem es geweiht — dem edlen Ganganelli, der zu den größten Männern ſeiner Zeit gehörend, allen Zeiten zum Vorbild dienen kann, als Muſter und Meiſter der Mäßigung und Klugheit, der Feinheit des Geiſtes und der Feſtigkeit des Willens, der, wie Voigt von ihm ſagt, „groß da ſteht als Papſt in der verhängnißvollſten Lage ſeines Stuhles, groß als Politiker in den verwickelten Verhältniſſen ſeines Amtes und höchſt achtungswerth als Menſch in ſeinen Grundſätzen, ſeinen Anſichten über Welt und Menſchen und in ſeiner Bildung. An Schärfe und Klarheit des Verſtandes und an Tiefe des Blickes in die Verhältniſſe ſeines Amtes iſt er von wenigen ſeiner Vorgänger übertroffen, an Staatsklugheit und politiſcher Anſicht ſteht er den Ausgezeichnetſten gleich und an rein menſchlichen Geſinnungen iſt er über Manchen erhaben: die Läſterungen ſeiner Feinde und die Verunglimpfungen ſeines Namens nach ſeinem Tode ſind hohe Lobſprüche für ſeine Vortrefflichkeit. Auch als Freund und Förderer der Wiſſenſchaften und Künſte iſt ſein Name unvergeßlich. Das Clementiniſche Muſeum iſt ſein Werk, ſchon allein hinreichend, einem Namen die Unſterblichkeit zu geben.“ Canova hat hier den Papſt in ſitzender Stellung abgebildet, wie er die Hand ausſtreckt, zum Schutze und zum Zeichen des Friedens; zu beiden Seiten ſind die Figuren der Mäßigkeit und Unſchuld. Michel Angelo hat auch hier ein Denkmal, da ſeine Hülle hier zu ruhen beſtimmt war, und nur gewaltſam nach Florenz entführt wurde.

Auf der Südſeite des Esquilin befindet ſich die Baſilika St. Pietro in vinculos (ad vincula), deren Name von

den hier aufbewahrten Ketten herrührt, mit denen der heilige Petrus in Jeruſalem gefeſſelt war, daher auch hier ein Marmorrelief, St. Petrus, einem Engel die Ketten reichend, und Petri Kettenfeier hier beſonders feierlich begangen wird. Die koloſſale Statue des Moſes von Michel Angelo, in der Mitte des projektirten Mauſoleums Julius II., macht den Glanzpunkt dieſer Kirche. Der Papſt forderte von Michel Angelo den Plan zu einem der mächtigſten Grabmonumente, der geniale Künſtler entwarf eine ſolche Zeichnung eines Grabgewölbes mit 40 Standbildern und Reliefs; die Statuen ſollten die von dem Papſte mit dem Kirchenſtaate wieder vereinigten Provinzen als Gefangene darſtellen, die ebenfalls gefeſſelten Künſte ihre durch den Tod des Papſtes gehemmte Thatigkeit andeuten, Moſes und Paulus die That und die Betrachtung repräſentiren, hoch oben Himmel und Erde ſtehen ꝛc. — Es war für die Peterskirche beſtimmt, in der es unter der großen Kuppel ſtehen ſollte, der Ort des Kunſtwerks, das Kunſtwerk des Ortes werth. Zerwürfniſſe mit dem Papſte, ſelbſt die Großartigkeit der Idee war ſchuld daran, daß es auch ſpäter nicht nach dem rieſigen Grundplan gedieh, endlich in kleinem Maßſtab in dieſer Kirche ausgeführt wurde. Von Michel Angelo's eigener Hand iſt blos die bedeutende Statue des Moſes und einiger Nebenfiguren, welche daher außer aller Proportion zu der disharmoniſchen kleinlichen Architektur den berechneten Eindruck verfehlen. Wie in allen Werken Buonarotti's als Architekt, Maler und Bildner, muß man auch hier über die Kühnheit der Auffaſſung erſtaunen, und wird dieſe Figur als ein beſonderes Studium der Muskulatur betrachtet. Moſes iſt hier in ſitzender Stellung im

Prieſtergewande mit wallendem Barte, die Geſetzestafeln in der Rechten empor haltend, ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Erhabenheit und Begeiſterung liegt in dem majeſtätiſchen Antlitz, es iſt der Geſetzgeber aller Zeiten, der ſich in dieſen ſtolzen Zügen manifeſtirt. Zwei andere weibliche Figuren zeigen Lea und Rahel, wahrſcheinlich ebenfalls als Symbole des thätigen und beſchaulichen Lebens, warum gerade die nach dem alten Teſtamente unſchöne Lea einen Spiegel in der Hand hält, iſt mir nicht recht klar geworden.

St. Stefano Rotonde, eine noch aus der alten Römerzeit herſtammende Kirche, ein von 58 Granit- und 6 Marmorſäulen getragener Rundbau vom größten Umfange dieſer Art. Es ſoll einſt der Tempel des Faunus oder Bachus hier geſtanden haben, auf oder aus deſſen Ruinen dieſe Kirche entſtand, die urſprünglich noch größer war, als ſie jetzt iſt. Gregor XIII. hat ſie etwas moderniſiren laſſen und ſie den Jeſuiten geſchenkt. In einer Art Vorhalle ſteht ein antiker Badeſtuhl aus weißem Marmor, den man als ehemaligen Biſchofsſtuhl Gregor des Großen bezeichnet. Das Tabernakel auf dem Hauptaltar im Innern ſoll von einem deutſchen Bäcker herrühren, ſieht ſehr altgebacken aus; deſto friſcher und lebendiger, ganz neu und in brennenden Farben ſind die an der Wand herumlaufenden Fresken, aber abſcheulich ausgeführt, und noch abſcheulicheren Inhalts. Es ſind 32 Marterſzenen. Mit ganz abſonderlicher Liebe werden alle Todesarten der Märtyrer nach der Legende hier veranſchaulicht, es wird con amore geſotten, gebraten, geſchunden, geköpft, gerädert, geſpießt, gehängt, erſäuft, erſtickt, zerfleiſcht, geſchlachtet ꝛc.; man ſieht nichts als brennende Scheiterhau-

ſen, Folterinſtrumente, rinnendes Blut, abgehackte Gliedmaßen, kurz, eine Summe haaremporſtraubender Gräßlichkeiten, ein Kabinett des Entſetzlichen, der Verfaſſer der Myſtere de Paris, Eugen Sue, könnte hier doch noch etwas lernen! Dieſe Schildereien ſind von Cincignani gen. il Pomerancio, der ſonſt ein geſchickter Maler geweſen ſein ſoll, den aber, wie auch dieſe Probe beweiſt, Lanzi und Fiorillo ſehr richtig charakteriſiren, wenn ſie ihn einen fabrikmäßigen Schnellarbeiter nennen.

Sta Maria della Vittoria, ein kleines Kirchlein, worin nur die Fahnen merkwürdig, die den Türken bei der Belagerung Wien's 1683 abgenommen wurden, wegen deſſen glorreichem Entſatz auch hier an beſtimmten Tagen Kirchenfeſte gehalten werden. Sta Maria della Pace, aus einem einzigen Schiffe mit einer achteckigen Kuppel, hat ein herrliches Freskogemälde von Rafael, die vier Sibyllen — — links die kumäiſche, dann die perſiſche, gegenüber die phrygiſche und die alte tiburtiniſche. Ein Engel, eine Fackel tragend, und ein anderer, der, ſowie ein Genius auf Tafeln zeiget, ſind, nebſt den Geſtalten der Sibyllen ſelbſt, ſo ſcharf und glühend, daß man gar nicht zweifeln kann, dies Werk ſei von Rafael.

In einer ſehr ſchönen und reich geſchmückten Kirche auf dem Platze Navona, in Sta Agneſe, iſt im Souterrän ein Basrelief ſehenswerth, mehr des Gegenſtandes und des Künſtlers als des Kunſtwerks willen. Es iſt eine Darſtellung der heiligen Agnes, zwei Soldaten haben ſie gepackt und entkleidet, ſie aber verhüllt ihre nackte Geſtalt mit dem herabwallenden Haar, das in dieſem gefahrlichen Momente ihr

wunderbar gewachſen. Die Skulptur iſt von Algardi, dem berühmten Bildner des Nackten, der in der Behandlung des Marmors viel Leichtes und Gefälliges zeigte, doch hier ſich offenbar in der Wahl des Stoffes vergriff, den man noch eher einem Maler verzeihen könnte. Dieſes Streben nach maleriſchen Effekten war es, was man der Bildnerkunſt, die man dem 17. Jahrhunderte, dem Algardi angehörte, hauptſächlich zur Laſt legte.

Zu den, durch architektoniſche Schönheit, Großheit in der Anlage und Ornamenten ſich auszeichnenden Kirchen verdient vorzugsweiſe Nennung Sta Maria degli Angioli, erbaut von Michel Angelo unter Pius IV. aus dem großen Sal und noch daran ſtoßenden Räumen der Diocletianiſchen Bäder — die Form des griechiſchen Kreuzes, in der ſie gebaut iſt, die 16 ungeheuern Säulen von ſyrenitiſchem Marmor, welche das Hauptgewölbe tragen, machen vielen Effekt. Cincignano hat hier wieder, aber nur ein einzelnes Schaudergemälde, die Züchtigung der Ananias, Domenichino eine ähnliche Freske, die aus der Mauer geſägt wurde, deshalb ſtark beſchädigt iſt; ein anziehendes Oelgemälde iſt unter Andern von dem leichten aber lieblichen Carlo Maratti, der nebſt dem romantiſchen Salvator Roſa hier begraben iſt. Maratti wurde 88 Jahre alt, war ſehr fruchtbar und fleißig, daher in vielen Gallerien und Kirchen ſich Bilder von ihm vorfinden, die in der Behandlung meiſt den Guido Reni'ſchen gleichen, am gelungenſten ſind ſeine Madonnen, in ſtiller Betrachtung die Bibel leſend, er wurde von ſeiner Zeit überſchätzt, daher in der Folge gar zu ſcharf getadelt. Sein Denkmal hat die Inſchrift: virtuti vixit — memoria vivit — gloria vivet (er lebte der Tugend,

lebt im Andenken, wird im Ruhme leben). Das iſt wenigſtens Lapidarſtyl, wenn auch mehr für einen Helden oder Weiſen, als ſimpeln Maler paſſend; dagegen in der erſten Periode kaum halbwahr, in der zweiten ganz unwahr iſt Salvator Roſa's Grabſchrift: Pictorum sui temporis nulli secundum, poetarum omnium temporum principibus parem (der erſte Maler ſeiner Zeit; den erſten Dichtern aller Zeiten gleich). Der Jeſuitengeneral Oliva ſoll der Verfaſſer dieſer Hyperbel ſein. Salvator Roſa war als Schlachten-, wie als See- und beſonders als Landſchaftsmaler allerdings groß, er hat das Unheimliche, Düſtere der Natur, des Sturmes und der Elemente Raſen, die dunklen Waldpartieen, die zerriſſenen Gebirgsſchluchten mit einer Staffage von Räubergruppen oder einſamen Eremiten kühn-originell, phantaſtiſch-reizend darzuſtellen verſtanden. Aber nur als landſchaftlicher Genremaler war er bedeutend, und ſelbſt in dieſem Gebiete kann man ihn unter den Malern des 17. Jahrhunderts (er wurde zu Renella bei Neapel 1615 geboren und ſtarb 1673) nicht als alleinſtehend bezeichnen; denn ob auch in andern Richtungen, doch in denſelben Spezies als Landſchaftsmaler waren ja Ruysdael und Pouſſin, Claude Brain, Swanevelt, Zawtleven u. A. ſeine Zeitgenoſſen, und das Bändchen ſeiner ſchon vergeſſenen Satyren und Epigramme verdienen es wahrlich nicht, ihn den Dichterfürſten aller Zeiten gleichzuſtellen; das iſt eine Lächerlichkeit, ein Beleg zu dem italieniſchen Sprüchwort: Bugiando pin d'un Epitaphio. Genies, wie Salvator Roſa brauchen keine Uebertreibung, das bleibe den Philiſtern überlaſſen: die einfachen Worte auf dem Grabſteine Taſſo's in St. Onufrio, der bloße Name „Beethoven" auf dem Denkmale

dieſes großen Dichters auf dem Währinger Kirchhofe in Wien machen die größte Wirkung, die Kürze wirkt hier ſchlagend. Eine Grab- oder ſonſtige Inſchrift einer an ſich bedeutenden Perſönlichkeit ſoll weder biographiſch noch enkomiaſtiſch ſein. Der große Linné ſchrieb eigenhändig unter ſein Bildniß: Gott erſchuf, Linné ordnete (Deus creavit, Linaeus disposuit). Majestati naturae par ingenium (das der Majeſtät der Natur gleiche Genie) — lautet die Inſchrift an Büffon's Statue, welche im Bibliothekzimmer des Naturalienkabinets in Paris aufgeſtellt iſt, und auch dieſe hochtönende Inſchrift ſoll „das der Majeſtät der Natur gleiche Genie" ſelbſt verfaßt haben. Das war von dem großen Linné und dem großen Büffon — recht klein.

Auf dem Fußboden aus weißem Marmor in der Kirche iſt ein ſchwarzer Marmorſtreif, die große Mittagslinie des berühmten Aſtronomen Bianchi, nach dem Muſter Caſſini's. Die Uhren in Rom werden darnach geſtellt, nach welchem Zeitmeſſer aber die Dataria ſich richtet, iſt bekannt.

So wenig, wie ſämmtliche Kirchen, iſt es auch für den Reiſenden möglich, die zahlloſen öffentlichen und Privatkunſtſammlungen, Gallerieen, Muſeen, Akademieen, Ateliers, Palläſte und Villen dieſer ewigen Weltſtadt zu beſehen. Man kann mit dem Great Weſtern in 12 — 14 Tagen den atlantiſchen Ozean durchſchiffen, eine Schwalbe kann in einigen Tagen die ganze Erde umkreiſen, was auch für uns flügelloſe Menſchen ausführbar, wenn die jetzt privilegirte engliſche Luft-Dampf-Schifffahrtsgeſellſchaft einmal in's Leben getreten ſein wird, aber aufmerkſam Alles zu betrachten, was von den Cäſaren des alten und den Päpſten des neuen Rom's durch

Jahrtauſende von allen Erdenwinkeln hier aufgeſpeichert wurde, dazu gehört das Alter Methuſalem's, zumal wenn man nicht als ein engliſcher Gentleman blaſirt, kalt, Alles nur ſchnell durch den Operngucker, ſondern mit Wärme und Empfindung, ja zuweilen mit der kritiſchen Brille beſchaut, oder gar die Marotte hat, lieber Einzelnes langſam, als Vieles forcirt ſehen zu wollen, ohne in die Worte des Meiſters zu ſchwören, ohne grundlos zu verwerfen. Es gibt eine Menge von Leuten, denen Alles, viele, denen Nichts gefallt, noch Andere, denen gerade das nicht gefällt, was Andern gefallt. Zu dieſen gehöre ich nicht. Und gar die gewiſſen Fachmenſchen, die Alles nur nach ihren grauen Theorieen zugeſchnitten haben wollen, z. B. gewiſſe Maler, die, wenn ſie ſpazieren gehen, ſich ärgern, wenn der Himmel blau, die Luft klar iſt, lieber Wolken und Nebel verziehen, der Beleuchtung willen, das Grün des Waldes und das abwechſelnde Farbenſpiel des Waſſers tadeln ſie als nicht naturwahr, nämlich nicht leinwandwahr, die ſchönſten Mädchen tadeln, weil ſie ihnen nicht formgerecht erſcheinen, ſie ſehen nur Linien, die Seele ſehen ſie nicht; — oder die nur im Kontrapunkt petrefizirten Muſiker, die aus lauter Regel kein Ohr für Melodie haben; oder die nach Italien reiſenden Gelehrten, die nur in, aus, für, von und mit Büchern leben, nur urtheilen nicht genießen, zu dieſen gehöre ich auch nicht.

Aufmerkſam habe ich Einzelnes betrachtet, und fahre fort, ohne blind nachzubeten, ohne eigenſinnig zu negiren, aphoriſtiſch zu erzählen, was und wie ich es geſehen.

Nach den unermeßlichen, vatikaniſchen Sammlungen ſind auf dem Kapitol die allerkoſtbarſten Kunſtſchätze aufbewahrt,

ſowohl im Pallaſt der Konſervatoren, als in dem der Senatoren, dem eigentlichen kapitoliniſchen Muſeum. In den Höfen und auf den Treppen ſind ſchon Skulpturen aller Art, Statuen, Bruchſtücke, Haut- und Basreliefs, Bronze- und Marmorköpfe, Thiergruppen, eine ſitzende Roma, dann in mehreren Zimmern, Sälen, Kabineten, alte und moderne Werke des Meißels und des Pinſels, doch erſcheint das Lokale ärmlich beinahe gegen die Pracht des Vatikans. — Es ſind Gemächer, keine Säle, einfache Bogengänge, keine herrlichen Korridore. Intereſſanter als die großen Vaſen und Sarkophage ſind in dieſen Sammlungen die Büſten, ſowohl die der Imperatoren und Imperatorinnen, als die der Philoſophen. Philoſophinnen habe ich keine geſehen, ausgenommen die Büſte der Aspaſia, wenn man anders dieſe Lehrerin des Sokrates und etwas zweideutige Freundin des Perikles als eine ſolche will gelten laſſen. Die Hermesſäule mit ihrem Namen und das mit einem Schleier geſchmückte Bruſtbild iſt bei Civita Vechia ausgegraben worden. Die Büſten der Kaiſer und Kaiſerinnen von Julius Cäſar angefangen bis Julian den Apoſtaten geben einem Phyſiognomiker viel Stoff zur Betrachtung, manche ſehen ſehr ordinär, ja verdächtig aus, es ſind auch viele darunter, die blos durch Zufall oder durch eine zügelloſe Soldateska, ſelbſt durch ihre Laſter auf den Thron gekommen, wie Galba, Otho, Caligula u. A. Nero iſt auch hier, wie ſeine geliebte Gemalin Poppäa Sabina, durch ihre aus Eſelsmilch bereitete Schönheitsſalbe mehr als durch ihre Keuſchheit berühmt, der Kopf dieſer Büſte iſt weiß, die Drapperie der Bruſt violett. Auch Meſſalina iſt da, des ſchwächlichen, ſtammelnden Claudius Gemalin, die in Blut und Wolluſt ſchwamm.

Wozu die Bildniſſe ſolcher Ungeheuer wohl der Nachwelt aufbewahrt werden? Es wäre wahrlich beſſer, ſie in Nacht und Finſterniß zu bedecken, als in prangenden Muſeen zu zeigen. Julianus, zwar der Abtrünnige genannt, weil er als Neuplatoniker ſich ſpäter gegen das Chriſtenthum gewandt, doch ſelbſt von chriſtlichen Geſchichtsſchreibern um ſeiner Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe willen belobt, iſt ſowohl im Saal der Kaiſer als im Saal der Philoſophen mit Recht aufgeſtellt, denn er war nicht nur als Feldherr und Staatsmann, ſondern auch als Philoſoph und Schriftſteller ausgezeichnet, ſeine noch auf uns gekommenen Briefe, Reden und Satyren zeigen ſeinen edlen Unwillen gegen die Laſter ſeiner Vorfahren. Julius Cäſars Büſte iſt um ſo merkwürdiger, als ſie die einzige ächte ſein ſoll, die aus dem Alterthum auf uns gekommen, wiewohl Visconti auch dieſe nicht als ächt will gelten laſſen. Nach des unparteiiſchſten und kritiſchſten Hiſtorikers Sueton Beſchreibung war Cäſar ſchwächlich, ja beinahe kraftlos, hatte er eine weiße, zarte Haut, litt häufig an Kopfſchmerz, ſogar an epileptiſchen Zufällen — dieſe Büſte ſtimmt ganz mit dieſer Schilderung überein, aber wie ſo ganz anders ſtellt man ſich den großen Cäſar vor, den Helden, der nach unſeres größeren Sueton's, Johannes Müllers Schilderung, „in 14 Jahren das ganze, von ſtreitbaren Völkern ſtark bevölkerte Gallien und zweimal Spanien unterwarf, Deutſchland und Britannien betrat, mit einem Heere ſiegreich Italien durchzog, die Macht Pompejus des Großen ſtürzte, Egypten zum Gehorſam brachte, den Sohn Mithridat's, Pharnaſes, ſah und ſchlug, in Afrika den großen Namen Cato's und die Waffen des Juba beſiegte, 50 Schlachten lieferte,

worin 1,192,000 Menſchen geblieben ſein ſollen; bei dem Allem nach Cicero der größte Redner, für Geſchichtsſchreiber ein unübertroffenes Muſter, gelehrt auch über Grammatik und Auſpizien ſchrieb und große Pläne über Geſetzgebung und Ausbreitung des Reiches bei beſchleunigtem Tode wenigſtens im Andenken ließ, der den Beweis hergeſtellt, daß den Menſchen die Zeit nicht fehlt, ſondern der Wille, ſie zu benützen." — Welch ein Kontraſt bietet nun dieſer ſchwächliche Kopf, dieſer beinahe träumeriſche Geſichtsausdruck mit dem mächtigen Eroberer! Die Natur hat oft ſolche ſeltſame Launen, und es iſt Nichts falſcher, als von dem Aeußern auf das Innere zu ſchließen. Ich kenne kräftige Männergeſtalten von zaghaftem, ſchüchternem und unentſchloſſenem Charakter und wieder zarte Mädchen mit ſanften Mienen und Demuth im himmelblauen Auge, voll Energie und unbeugſamer Willenskraft. Der Menſch iſt aber nun einmal ſo ſinnlicher Art, daß er ſich einen großen Mann nur in einem großen Körper denkt, und doch war auch Wallenſtein klein und auch Napoleon. Was dieſe drei noch gemein hatten, war die Verachtung des Menſchengeſchlechtes, und weil ſie es verachteten, ſtrebten ſie, es zu beherrſchen, nicht zu beglücken. Napoleon hat übrigens Cäſar ſcharf kritiſirt. — „Wenn Cäſar's Ruhm" — ſagt er in ſeinen Memoiren — „ſich nur auf den Krieg gegen die Gallier gründete, dann wäre er zweifelhaft" — und wenn Napoleon's Ruhm ſich nur auf den Krieg gegen Rußland gründete, was wäre er dann?

Wenn dieſe Sammlung nicht vollſtändig iſt, ſo iſt es ganz natürlich, da nur diejenigen Büſten aufgeſtellt werden konnten, die ſich aus dem Alterthume vorgefunden, wenn

aber in der deutſchen Walhalla in Regensburg der größte Menſchenfreund, der je einen Thron zierte, Joſeph II., vermißt wird, iſt es wirklich ſchmerzhaft.

Unter den größten alten Philoſophen, Dichtern, Rednern, Geſchichtſchreibern ꝛc., zwiſchen Ariſtoteles, Sokrates, Thales, Pythagoras, Homer, Euripides, Virgil, Demoſthenes, Cicero, Herodot, Thucidides u. A. iſt auch die moderne Büſte eines italieniſchen Poeten, des Gabriello Faerno — ſonderbar! oder gehört vielleicht dieſer mittelmäßige Fabeldichter aus dem 16. Jahrhunderte zu den alten Geſchichtſchreibern? — An den Wänden herum ſind ſchöne antike Basreliefs, in der Mitte des Saales der Philoſophen eine liebliche Bronzeſtatue eines Opferknaben. Im großen Salon ſind viele koloſſale Statuen, ein Jupiter aus ſchwarzem, ein junger Herkules mit der Löwenhaut über dem Kopf, aus grünem, die berühmten Centauren (mit Ziegenohren) und Aeskulap aus ſchwarz geädertem, ägyptiſchen Marmor, Helden, Athleten, Götter und Göttinnen ꝛc. Sehr ſchön iſt die Statue des Harpokrates, nackt, das Haupt mit der Lotusblume geſchmückt, den Zeigefinger der rechten Hand an den Lippen zum Zeichen der Verſchwiegenheit; warum er aber in der linken Hand ein Horn hält, was doch Lärmmachen ausdrückt, iſt räthſelhaft.

Im vorletzten Zimmer, Stanza del Fauno, das ſeinen Namen von der, in der Mitte aufgeſtellten Statue führt, iſt an der Wand eingemauert die auf einer metallenen Tafel eingegrabene Lex Regia, jene berühmte Urkunde, vermöge welcher der römiſche Senat dem Kaiſer Veſpaſian beſondere Macht einraumt. Der Sinn der Inſchrift war lange verlo-

ren gegangen, Cola die Rienzi, der Agitator des römiſchen Mittelalters, der O'Connell ſeiner Zeit, Rom's letzter Tribun, der die Rechte des Volkes gegen die Uebergriffe der römiſchen Adelsgeſchlechter in der Mitte des 14. Jahrhunderts mit Feuereifer vertrat, war es, der dieſe Tafel von einem Altare des Laterans, wo ſie zum Schmuck gedient hatte, wegnehmen und in der Kirche aufſtellen ließ. Cola erſchien dann phantaſtiſch gekleidet, und hielt eine Rede wie Daniel vor einer Repealverſammlung, wie Rom auf dem Boden darniederläge und ſelbſt ſeinen Fall nicht ſehen könnte, weil es ſeine zwei Augen, den Papſt und den Kaiſer, durch die Laſterhaftigkeit ſeiner Bürger verloren hätte, dann auf die alte Herrlichkeit des Senats hinweiſend, ließ er jene Inſchrift vorleſen, überſetzte und erklärte ſie zu ſeinen Zwecken. Erſt im 16. Jahrhunderte ließ Gregor XIII. die 200 Zentner wiegende Tafel in das Kapitol bringen.

Außer der berühmten Statue des Fauns (Satyrs), aus Roſſo Antiko, woran aber mehr geflickt als antik iſt, verdient in dieſem Zimmer vorzüglich der Sarkophag mit den wunderherrlichen Reliefs, eine Amazonenſchlacht darſtellend, erwähnt zu werden. Auch eine marmorne Unſchuld iſt da, ein ganz eingehülltes Mädchen mit einer Taube im Buſen und ein lieblicher Knabe, der einen Schwan umhalst.

Im letzten Saale, Stanza del Gladiatore moribondo, ſind, wie in der Tribune zu Florenz ſich die größten Meiſterwerke des Pinſels befinden, die größten Meiſterwerke des Meißels, die allbekannten griechiſchen Statuen: der ſterbende Fechter! der Antinous! die kapitoliniſche Venus, Amor und Pſyche ꝛc., die nach Paris geſchleppt, 1816 zurückgekehrt,

hier von Pius VII. wieder aufgeſtellt wurden. Alles wurde freilich nicht reſtituirt, was durch beinahe 17 Jahre der franzöſiſchen Zwingherrſchaft von 1796 — 1813 aus dem Kirchenſtaate an Bildſäulen, Gemälden, Gemmen und Handſchriften weggenommen wurde; von 2800 Pieçen ſollen, wie mich ein Kuſtode verſicherte, kaum 30 wieder eingewandert ſein, das Fehlende iſt aber nicht in Paris allein geblieben, Vieles davon, beſonders Handſchriften, reklamirten bei dem großen Theilungsprozeß wieder Andere als geraubten Raub. Dem ſterbenden Fechter hat Winkelmann die Gladiatorſchaft ſtreitig gemacht, und ihn für einen ſterbenden Herold erklärt, jetzt verwirft man dieſe Anſicht und erklärt ihn für einen Barbaren, der zu einer anderweitigen Gruppe gehört haben ſoll. Fechter, Herold oder Barbar, er ſieht ſehr gemein aus; deſto liebenswürdiger iſt die Venus; ſie iſt, wie die mediceiſche, die dem Bade entſteigende ſchamhafte Göttin der Liebe; aber ſie iſt die ältere Schweſter. Es iſt doch etwas Großes um die Kunſt, ich weiß nicht, warum unſere ſo philoſophiſch gebaute Sprache die Worte Kunſt und Wiſſenſchaft gewählt, und nach der Etymologie der Worte die Begriffe verwechſelt hat, gerade die Wiſſenſchaft *erkennt* nur, die Kunſt allein *ſchafft*. Hippokrates entdeckte Heilmittel, Herrſchel maß die Bahnen des Himmels, das war Alles vorhanden, der Bildhauer aber *ſchuf* dieſe Venus aus einem Block, wie Gott den Menſchen aus Staub. Sophiſterei, werden die Philologen ſagen, und haben Recht.

Im Erdgeſchoſſe des Konſervatorenpallaſtes hat Papſt Pius VII. eine Art Pantheon errichtet, das den Namen kapitoliniſche Protomothek führt, und unter der oberſten Leitung

Canova's ſtand, gegenwärtig iſt der vatikaniſche Gallerie-Inſpektor, Baron Camuccini, Oberaufſeher, und Signore Aleſſandro Tepanelli, Direktor, erſterer ſoll aber im Begriff ſein zu reſigniren. Es befinden ſich hier in ſieben mäßigen Gemächern die im alten Pantheon des Agrippa ſeit Rafaels Tode 1520 aufgeſtellt geweſenen und dann hier neu hinzugefügten Büſten von Malern, Bildhauern und Dichtern ꝛc. Canova hat die meiſten auf ſeine Koſten verfertigen laſſen, von ihm ſelbſt iſt die ſchöne Marmorbüſte des Stifters der Prothomotheke, Pius VII. Von Ausländern haben hier in einem eigenen Zimmer die Ehre der Aufſtellung erhalten: Mengs, Winkelmann, Pouſſin, Angelika Kaufmann und Leſueure.

Nächſt dieſen öffentlichen Muſeen war einſt die borgheſiſche Sammlung der berühmten Antiken die bedeutendſte. Fürſt Camillo Borgheſe, der Maria Pauline Bonaparte, die Witwe des franzöſiſchen Generals le Clerc, heirathete, mußte dieſelbe freiwillig ſeinem Herrn Schwager, dem Kaiſer Napoleon, verkaufen, er erhielt dafür die Ciſterzienſer-Abtei Lucedioni, Montferat, und 10 Millionen Franken in Inſkriptionen auf das große Buch — jezt iſt alſo dieſe Sammlung nicht mehr da, aber dennoch ſind im Kaſino der Villa Borgheſe eine Menge neu angeſchaffter Statuen, Gemälde und Antiquitäten — ſechs Säle voll, hier ſind auch vorzügliche Werke Bernini's, die Gruppen Apollo und Daphne, David mit der Schleuder; in dem jugendlichen Heldenjüngling ſoll der Künſtler ſich ſelbſt porträtirt haben; ob die ſehr weich gehaltene ſchlafende Venus wirklich von Canova, iſt noch ſehr problematiſch, zumal ſie in dem Verzeichniß ſeiner Werke fehlt.

Den mit griechiſchen und römiſchen Antiquitäten angefüllten Sommerpallaſt Albani's, ſo oft ſchon ausführlich beſchrieben, haben die Franzoſen auch ſeiner ſchönſten Zierden beraubt, die wunderſchöne Ausſicht aus den Fenſtern, von der Teraſſe und dem Balkon auf Stadt und Gebirge konnten ſie freilich nicht entführen, auch nicht den ſchönen Garten mit ſeinen Fontänen, und das große Deckengemälde al Freſco von Mengs, Apollo und die Muſen; und unter der Maſſe zurückgebliebener Kunſtwerke finden ſich noch immer viele, des großen Rufes dieſer Prachtvilla werth. Manches iſt auch wieder zurückgekommen; als vorzüglich wird noch bezeichnet die berühmte Vaſe mit den 12 Thaten des Herkules en Basrelief, eine Statue der Juno, zwei junge Faunen, die vier Kamphoren, die ſitzende Agrippa, Büſte des Aeſop u. A. Ein halbrunder Portikus mit Säulen neben dem Pallaſte, mit Statuen, Statuetten, Büſten u. dgl. führt den modernen, unantikiſchen Namen des Billards und des Kaffeehauſes. Winkelmann, der unſterbliche Winkelmann, der Schöpfer der Kunſtkritik und, in gewiſſen Beziehungen, auch der Kunſtgeſchichte, der geiſt- und gehaltvolle Interpret der Kunſtdenkmäler des klaſſiſchen Alterthums hat auf dieſer Villa als Inſpektor und Bibliothekar gelebt. „Wenn Winkelmann keinen Buchſtaben gedruckter Werke hinterlaſſen hätte" — ſagt Herder — „ſo zeigt ſein Leben, ſo zeigen ſeine Briefe und ſeine Schickſale, daß er ein außerordentlicher Menſch war, der ſich zu Etwas geboren fühlte. In Armuth und Kummer hatte er ſeine Jugend verloren, über die Dreißiger hinaus ſaß er im Schulſtaube eines Städtchens, wo er die Knaben konjugiren lehrte, und doch verkümmerte er nicht, er verlor nicht

den Plan eines beſſern Lebens. Seine Liebe für die Geſchichte, für Griechenland und edlere Menſchengedanken, ſein Haß gegen deutſche Metaphyſik, barbariſche Schultheologie und die gewöhnlichen ſieben Magiſterkünſte; ſein Durſt nach Freiheit, Freundſchaft und Geſinnungen der Alten, die er mit Armuth, Einfalt und titelloſer Beſcheidenheit gern erkaufte, das Alles zeichnet ihn nach unſern Sitten ſo ſehr aus, daß ich ihm gerne nur dieſer Geſinnungen wegen eine Bildſäule unter den Weiſen des Alterthums ſetze. — — Wäre er unter Scyten geboren, hätte es ihm ſchlechter werden können, als es ihm ward? Arm und verkannt zog er auf Deutſchlands Univerſitäten einher, ſelbſt die Seelenſpeiſe der Katheder kennte und mochte er nicht genießen. Bis in ſein 40. Jahr als Konrektor in Seehauſen zu ſein oder barbariſche Mönchschroniken exzerpiren zu müſſen, nur damit man lebe, und nirgend eine Gelegenheit zu ſehen bei der Fülle von Geiſt, Kenntniſſen und Gefühl, nur Einem bekannt zu werden, der einen Menſchen der Art von ſolchem Drucke erlöſet! Keinen andern Weg zu ſehen, auch ſelbſt nachdem man eine Schrift, wie die iſt: Gedanken über die Nachahmung griechiſcher Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt, geſchrieben, keinen andern Weg zu ſeiner einzigen Beſtimmung zu ſehen, als die Vorſprache und das Jahrgeld eines Bekehrers, und auch nachher, nachdem man mit der Begeiſterung für's Vaterland, für deutſche Nation und Sprache in Rom unter ſo armen und drückenden Umſtänden ein Werk geliefert hat, als „die Geſchichte der Kunſt des Alterthums" iſt, und für alle Zeiten ſein wird, in denen die deutſche Sprache lebet, für dies Alles noch Nichts zu haben, als ſchale Kritteleien oder Lobſprüche deutſcher Journale, endlich

ſo ſterben zu müſſen, wie man gelebt hat, ein armes Schlachtopfer auf der Grenze zweier Nationen, aus denen und in die man, wie ein verkannter Fremdling gehet — wenn dies Exempel unter andern gebildeten Nationen viel ähnliche fände, ſollte es mir leid thun; in Deutſchland iſt's ganz in der Ordnung. „Seiner Verfaſſung nach iſt dies Land," wie jener Lord ſagt, „ein Drole de Corps, ein wunderbarer Körper, der eben deswegen ſo viele Köpfe hat, damit ja Keiner ſeine Glieder kenne, eben deswegen ſo viele Univerſitäten, Aemter und Anſtalten hat, damit es außer dem laſtbaren Joch einer Brodarbeit für einen freien, edlen Geiſt, der ſich als ſolchen gezeigt hat, gar keinen Platz, gar keine Anſtalt habe." — Es ſind mehr als 60 Jahre verfloſſen, ſeitdem der weiſe Herder dies im edlen Zorne ſchrieb — iſt es ſeit dieſer langen Zeit anders geworden?

X.

Rom.

„Ich bin in meinem Leben nirgend anders geweſen, aber Prag iſt doch die ſchönſte Stadt," hat einmal ein alter Czeche geſagt. Ohne die Welt noch durchzogen zu haben, glaube ich doch ſchwerlich, daß es eine Stadt gibt, die mehre,

größere und ſchönere Paläſte hat, als Rom. Der einzige Vatikan iſt eine ganze Chreſtomathie von Paläſten, und der ganze Monte Cavallo, der alte Hügel des Quirinal, ſtrotzt von Paläſten, den ganzen Corſo entlang iſt Pallaſt an Pallaſt, auf allen öffentlichen Plätzen, und Rom hat gegen 17 ſolche große und kleine Plätze, meiſt mit Obelisken und Fontänen, wie die Piazza del Popolo, Piazza Colonna, Piazza di Spagna, Piazza Navona ꝛc., ſind die herrlichſten Paläſte.

Die päpſtliche Sommerreſidenz, den Quirinalpallaſt, konnte ich nur von außen anſehen, da der Papſt, von Albano zurückgekommen, ſchon ſeine Appartements bezogen, daher die Beſichtigung des Innern Niemand geſtattet iſt. Der Haupteingang, mit der Loggia, und der neue Flügelanbau präſentiren ſich ſchön, der Anblick der daranſtoßenden weitläufigen Dataria (apoſtoliſchen Kanzlei) hat ſein beſonderes Intereſſe. Der öſterreichiſche Kaiſer Franz hat während ſeiner Anweſenheit in Rom im Quirinal gewohnt, und ſollen die Staatszimmer ſehr geſchmackvoll ſein. Die Gärten hinter dem Pallaſt ſind weitläufig, überhäuft mit einer Maſſe von Statuen und Baſſins, überhaupt ſteif im altfranzöſiſchen Styl. Inmitten auf dem Platze vor dem Pallaſte ließ Pius VI. 1783 einen nicht ſehr hohen Obelisk aus rothem Granit aufrichten; einſt ſtand er im Mauſoleum des Auguſt; er iſt zwiſchen den Bildſäulen der Dioskuren, welche die berühmten, ſich hoch aufbäumenden antiken Roſſe zu bändigen im Begriffe ſind. Wenn dieſe Pferde auch nicht, nach der Meinung vieler Alterthumsforſcher, von Phidias und Praxiteles ſind, wie es doch mit großen Lettern am Piedeſtal eingegraben iſt, ſo ſind ſie es doch werth, den Namen dieſer Künſtler zu tragen.

Von der großen Anzahl von Privatpallästen der jetzigen römischen Patrizier sind nur einige auch im Innern würdig, fürstliche Wohnungen zu heißen, die meißten, selbst mit ausgezeichneten Sammlungen, sind nur geschminkte Gräber und bieten das traurige Schauspiel vergangener Pracht und gegenwärtiger Armuth. Die wirklichen Wohnzimmer kontrastiren gewaltig mit den zur Gemäldegallerie bestimmten Sälen. Verschossener Sammt, abgeblaßte Tapeten, und nur weniges, mit Staub und Moder überzogenes Ameublement zeigen uns die Spuren gewesenen Reichthums; selbst der Kustode oder der Hausbesitzer, welcher die Kunstsammlung zeigt, ist ein solches verwittertes Möbel, versteht sich, daß dies nicht überall der Fall ist, und in den Pallästen Borghese, Doria Pamphili, Colonna, Sciara, Corsini, Farnese, Barberini, Albani, Braschi, Rospigliosi, Torlonia, Chigi, Spada ꝛc. findet man theilweise neben außerordentlichen Kunstschätzen auch außerordentlichen, die großen Einkünfte der jetzigen Besitzer bekundenden Luxus. So kann man sich keinen reicheren, glänzenderen Anblick denken, als den großen Saal im Pallaste Colonna. Die gewaltigsten Gemälde wetteifern hier mit kostbaren Bildsäulen, die schwersten Seidenstoffe der Draperieen harmoniren mit den riesigen Spiegeln, seltenen Mosaiktischen, glänzenden Kandelabern, Kronleuchtern, enormen Blumenvasen, Orangerieen ꝛc. — Alles strahlt, blüht, duftet; das Auge ist geblendet von der Größe, der Eleganz und dem Geschmack dieses 200 Fuß langen und 35 Fuß breiten Prachtsaales, und dies am Tage, bei kaum halbgeöffneten Laden, menschenleer; wie zauberhaft muß es erst da aussehen, wenn die Tausende von Kerzen in diesen Spiegeln widerstrahlen,

wenn die ſchönen Römerinnen mit den, nur von einem leiſen Inkarnat angehauchten, ſo edlen ſcharfgeſchnittenen Phyſiognomieen, den ſprühenden Gluthaugen, dem ſchwebenden Gange, der ſchwarzen Lockenfülle, dem eigenthümlichen Schwanenhals, dieſe Räume durchwogen! —

Unter den vielen Gemälden in den verſchiedenen Sälen und in der großen Galleria Colonna ſind eine Madonna mit dem Kinde von Rafael, Landſchaften von Claude Lorain, Pouſſin und Swanevelt, Bildniſſe von van Dyk, Rubens, Tintoretto, Tizian, von Letzterem die Porträts Luther's und Calvin's, auch eine Leda, angeblich von Correggio, ein Johannes in der Wüſte von Salvator Roſa, die Erweckung des Lazarus von Parmegianino und eine ganze Suite von Familienporträts aus dem Hauſe Colonna, welches, ſeinen Urſprung bis Herkules hinaufführend, eines der altberühmteſten Geſchlechter iſt, aus dem Päpſte, Kardinale, Legaten, Feldherren und Gelehrte hervorgingen, und das in der Geſchichte des italieniſchen Mittelalters eine große Rolle ſpielt. Einer der bedeutendſten Colonnas war Pompejus, Neffe eines bekannten Feldherrn ſeiner Zeit, Proſper Colonna, geboren 1479, der, Prieſter und Feldherr, Helm und Inful mit gleichem Ruhme trug, 1530 durch Karl V. zum Vicekönig in Neapel ernannt wurde; 1532 an dem übermäßigen Genuß von Feigen ſtarb, und ein Werk vom Lobe der Frauen hinterlaſſen hat. Ausgezeichnet durch Schönheit, Geiſt und Talent war Vittoria Colonna, Gemahlin des berühmten Markgrafen von Pescara, Italiens vorzüglichſte Dichterin, die man den weiblichen Petrarka nannte, deren Poeſieen oft aufgelegt und commentirt (letzte Ausgabe: Bergamo 1760), von den da-

maligen Rezenſenten, die freilich nicht ſo bärbeißig, wie die heutigen waren, hoch erhoben wurden. Vittoria iſt auch intereſſant durch die reine und innige Liebe Michel Angelo's, der ſie in ſeinen Gedichten gefeiert, ſowie Arioſto ihrer im 37. und 46. Geſange ſeines Furioſo mit großer Emphaſe gedenkt. Als Seeheld hat ſich Markus Antonius Colonna in der Schlacht bei Levante unter Don Juan d'Auſtria, wo die türkiſche Flotte vernichtet wurde, ſehr ausgezeichnet; er erhielt bei ſeiner Rückkehr nach Rom die Ehre des Triumphes (14. Dezember 1571), daher er der letzte Römer geweſen, der ſie verdient und empfangen hätte.

Von Außen und Innen gleich prächtig, einer der größten Paläſte Rom's, werth, eine Königsburg zu ſein, iſt der Pallaſt der Borgheſe, wegen ſeiner oben breiten, unten ſchmalen Architektur, il Cembalo di Borgheſe genannt; an 100 Granitſäulen bilden in dem großen, ſchönen Hof Kolonnaden, mit koloſſalen Statuen geziert, die Säle ſind von pariſchem Marmor, und die Gemäldegallerie, an 170 Nummern enthaltend, an Umfang und Inhalt ſo reich, als hochbedeutend; mehr als 70 dieſer Gemälde ſind ganz ausgezeichnet: eine Lautenſpielerin von Caravoggio, der Jagd der Diana und eine Sibylle von Domenichino, eine Fornarina und das Bildniß Cäſar Borgia's von Rafael, eine Landſchaft von Claude Lorain, die drei Grazien und himmliſche und weltliche Liebe von Tizian, Correggio's Danae u. m. a. ſind Kunſtwerke erſten Ranges. Die berühmte Grablegung Chriſti, welche Winkelmann für eines der beſten Gemälde Rom's und eines der beſten Werke Rafael's hält, iſt auch hier. Das Gebäude iſt weitläufig, aber in gutem Zuſtande, da im rechten

Flügel des Pallastes Prinzessin Pauline Borghese hier glänzenden Hof hielt; früher soll freilich Alles sehr vernachlässigt, ganze Appartements selbst dem Besitzer unbekannt gewesen sein. Die geistreiche, nur öfters allzufreimüthige Lady Morgan erzählt in ihrer italienischen Reise: „Nach der Vermählung des Prinzen Borghese mit der Schwester Bonaparte's wollte man auch die lang verschlossen gewesene Bibliothek des Pallastes besehen. Als mit vieler Mühe endlich die Schlüssel dazu gefunden waren, ging die ganze Gesellschaft mit Fackeln dahin; man öffnete die Thür und sieht mit einem Mal zu nicht geringem Schrecken der Anwesenden den ganzen Saal in Feuer; die Fackeln hatten nämlich die Spinngewebe ergriffen, die in ungeheurer Menge die Wände überall bedeckten. Die Flamme griff zwar um sich, doch wurde sie schnell genug erstickt, und bei dieser Gelegenheit in der Guardaroba des Pallastes eine große Menge der schönsten Arbeiten in Gold, Silber und Elfenbein gefunden.

Der Pallast Corsini, den einst Christine von Schweden bis an ihr Ende bewohnte, zeichnet sich aus durch seine grandiose Architektur, seine ächt altfürstliche Pracht, seine Kunstschätze, Bibliothek und den ausgedehnten, bis auf die Spitze des Janiculums sich hinanziehenden, in üppiger Fülle südlicher Natur prangenden, mit Orangen- und Lorbeerhainen, herrlichen Alleen von Zypressen und Pinien geschmückten Garten; hoch auf dem Berge ist das Kasino Corsini, auf derselben Anhöhe, auf der einst die Villa des Julius Martialis, eines Vetters des Epigrammatikers, stand; ob der Dichter Martial auch eine eigene Villa gehabt, wie Horaz, Catull, Cicero, Plinius und mehrere Schriftner damaliger Zeit, ist

unbekannt, schwerlich, sonst hätte er seine eigene, und nicht die Villa seines Anverwandten gepriesen:

„Julius Martialis Garten,
Lieblicher als der Hesperiden Gärten,
Prangt an des Janiculus Höhen."

sang der Poet (Epigr. IV. 74), wie denn immer die Dichter dazu verurtheilt sind, die Güter Anderer zu preisen; von jeher besangen die Lyriker die schöne Natur größtentheils im düstern Dachstübchen, wie den Wein bei Wasser, nur in Frankreich gibt es jetzt noch Poeten, die fürstliche Revenüen haben, wie Scribe, oder wie Victor Hugo, der von einer Gesellschaft Kapitalisten für die Sammlung seiner bis 1842 schon gedruckten Werke 250,000 Franken und, ohne die weitere Quote, für das einzelne mißlungene Drama, „die Burggrafen," 20,000 Franks Honorar bekam.

In der Gemäldegallerie Corsini ist unter vielen trefflichen Niederländern und sehr lieblichen Madonnen von Sasso Ferato, Andrea del Sarto, Caravaggio, Garofalo und Murillo, ein Porträt von Tizian, Philipp II. König von Spanien, das unschöne, bleiche Knabengesicht zeigt schon Spuren von dem rüsteren, harten, menschenfeindlichen Charakter des fürchterlichen Despoten; da ist kein Zug von jugendlichem Frohsinn, von heiterer Lebensanschauung, wie sie in diesem Blüthenalter gewöhnlich, er mag damals vierzehn Jahre gewesen sein, welche Säure in allen Lineamenten dieser Physiognomie, welch' herzausdörrender Zug um die blassen Lippen. Inquisition und Autodafe blitzt aus diesem Auge; ich sah die Scheiterhaufen brennen, das Würgen in den Niederlanden, ich eilte hinweg.

Die ſtarke Bibliothek dieſes Pallaſtes in acht Sälen des dritten Stockwerks, enthält große bibliographiſche Schätze, unter andern auch ein Gebetbuch des Columbus; wie oft mag der große Genueſer aus dieſem Büchlein ſich Troſt geſchöpft, Muth und Ausdauer vom Himmel erfleht haben, wenn die kleinen Intriguen niederer Höflinge ihn quälten, oder der Sturm auf der weiten Waſſerwüſte raste, wie dem Allmächtigen im Gebete daraus gedankt haben, als er endlich, endlich ſeine Phantaſie verwirklicht, Land erblickte.

Die reichen, Tauſende der koſtbarſten Gemälde enthaltenden Gallerieen in den Pallaſten Barberini, Doria Pamfili ꝛc. gewähren unendliche Genüſſe; ſelbſt wenn man von dem vielen ſchon Geſchehenen überſättigt zu ſein glaubt. Ich fertige keine im Ueberfluß vorhandenen Kataloge oder Exzerpte aus den Itinerarien und erwähne nur flüchtig hier und da ein einzelnes in meiner Erinnerung noch ſchwebendes Bild. So iſt mir noch das Bruſtbild des Violinſpielers von Rafael im Pallaſte Sciara unvergeßlich; es iſt ein liebenswürdiger Jüngling mit dunkelbraunem Haar und ſinnendem Blicke, was die Vermuthung beſtätigt, daß es kein ſimpler Violinſpieler, ſondern ein, ſeine Dichtung mit dem Inſtrument begleitender Improviſator aus Rafael's Zeit war. Dafür ſprechen auch ſicherlich die Lorbeerblätter neben dem Bogen der Violine, den er in der Linken hält. Ob das Pelzwerk, womit der Kragen des grünen Oberkleides bedeckt iſt, nur zufällig oder etwa die nordiſche Heimath des Jünglings, oder die Jahreszeit andeuten ſolle, in der das Porträt gemalt wurde, bleibe unentſchieden. Die über das Ganze ausgegoſſene Anmuth affizirt ſehr angenehm, beſonders intereſſant iſt das

seelenvolle, beinahe in Begeisterung schwimmende Auge — die Philosophen waren von jeher über den Sitz der Seele uneinig, die Meisten gaben ihr das Gehirn zur Wohnung, Aristoteles behauptet, sie sei im ganzen Körper, Hippokrates setzt sie in die linke Herzkammer, ein Anderer in's Blut — Rafael setzt sie in's Auge. Das Auge, das blitzende, strahlende, glänzende, feurige, oder gegenseitig das matte, trübe, brechende ist es, welches den Menschen nicht allein vom Thiere, sondern auch vom Menschen nach der geistigen Stufenleiter unterscheidet, das Thier sieht nur gewöhnlich, der Mensch spricht mit dem Auge; die klugen Augen, sagen die Hebammen bei neugebornen Kindern, niemals die klugen Hände, Füße, und in der Bibel heißt es öfters, man soll Gott vor Augen haben, ergo wohnt die Seele im Auge. Rafael hat Recht.

Apollo mit der Geige, in der Fresko im Vatikan, hat zwar mit diesem Violinspieler keine Aehnlichkeit, doch ist es allerdings wahrscheinlich, daß Rafael dort Apollo die Violine, statt der Leier gab, um auf denselben Virtuosen oder Schnellrichter, den er hier porträurte, hinzudeuten.

Guido Reni's, im frischen Farbenglanz strahlende Fresko, Aurora, an der Decke des Gartenpavillons im Pallaste Rospigliosi, ist so neu und lebendig, daß man sich der Idee nicht erwehren kann, sie müsse erst kürzlich restaurirt, d. h. übermalt worden sein; als ich den Gärtner scharf inquirirte, lächelte er zweideutig. Die dem Sonnenwagen voranschwebende Göttin des Morgenroths tanzt mit Fanni Elßlerischer Leichtigkeit.

Sehr leid war es mir, den Pallast Rimuccini, an der

Ecke des Corso, in dem Madame Latitia Bonaparte bis zu ihrem Tode gewohnt, nicht sehen zu können. Er war hermetisch verschlossen, auch die Gallerie Zeich, die man zum Verkaufe vorbereitete.

Das Innere des Pallastes Torlonia, ehemals Palazzo Bolognetti, habe ich nur oberflächlich gesehen, da der Besitzer nicht in Rom war und gerade gebaut wurde. Es sind in diesem herrlichen Pallaste, so wie in anderen, diesem Crösus gehörigen Galleriern und Museen, eine große Menge Kunstwerke, besonders viele der neueren Werke Canova's, Thorwaldsen's, Camuccini's, Landi's ꝛc.

Das Bankierhaus Torlonia ist die erste kaufmännische Firma Italiens, Generalpächter der römischen und neapolitanischen Staatsmonopole, der Rothschild der apenninischen Halbinsel. Der Stifter dieser großen Geldmacht, Herzog Torlonia, Grand von Spanien erster Klasse, Großkreuz dreier Orden ꝛc. ꝛc. ꝛc., Vater des Herzogs von Pola, des Maltheser-Kommandeurs Torlonia, des Herzogs von Bracciano, Chefs des jetzigen Handelshauses, war noch im Jahre 1793 ein simpler Lohnbediente, Domenico di Piazza, in einem Hotel, auf der Piazza di Spagna. Dieser Sohn der Fortuna wußte sich bei den nach Rom kommenden Fremden, besonders französischen Malern, durch seine Dienstbeflissenheit, Eifer, durch sein gewandtes und uneigennütziges Benehmen um so beliebter zu machen, als solche Eigenschaften bei Lohnbedienten, noch dazu italienischen Lohnbedienten, so unerwartet als selten sind. Sie erwähnten seiner mit stetem Lobe und empfahlen ihn, in die Heimath angekommen, in ihrem Kreise jedem nach Rom Reisenden. So kam er auch 1793 an Hugo

von [illegible] den gewesenen Herausgeber des Merkur Nationale in [illegible], der unter dem öffentlichen Charakter eines Gesandtschaftssekretärs, heimlich aber als Emissär vom damaligen französischen Konvent von Neapel nach Rom geschickt war, um revolutionären Samen auszustreuen und das Volk zu bewegen, sich an die Glückseligkeiten der ein- und untheilbaren Republik anzuschließen. Zu diesen geheimen Zwecken hatte Basseville vom Konvent auch eine Million Franks in baarem Gelde und eine Million in Anweisungen erhalten. In Rom angelangt, gab er sich die Miene, als beschäftigten ihn die politischen Interessen sehr wenig, und als bekümmere er sich bloß um die Angelegenheiten der Kunst, hauptsächlich um die französische Malerakademie zu Rom, unter deren Schülern er allerdings entzündliche Subjekte zu seinen Zwecken rekrutirte; Tortonia kam als ein des Platzes Kundiger, von den französischen Malern empfohlen, in das Haus Basseville's, welches dieser privatim gemiethet hatte, um desto bequemer Versammlungen halten zu können, die Malkontenten zu vereinigen und den Aufstand förmlich zu organisiren. Die Regierung beobachtete insgeheim die Schritte des Emissärs. Uebermüthig und tollkühn, den Geist der Italiener, welche, wenn auch stets unzufrieden, doch das Franzosenthum glühend haßten, ganz verkennend, wagte er es, öffentlich die dreifarbige Fahne an seinem Hotel aufstecken zu lassen, und nach einem Festmahle, das ihm die jungen Künstler der französischen Akademie gegeben, von feurigem Wein und noch feurigeren Reden aufgeregt, mit solchen Kokarden in einem offenen Miethwagen auf dem Korso auf- und abzufahren. Dies war das Signal zum Aufruhr; das Volk wurde wüthend,

beſondere rasten die Trasteveriner. Baſſeville und ſein Sohn wurden aus dem Wagen geriſſen, geſteinigt, auf dem venetianiſchen Platze verhauchten die Revolutionshelden ihren Geiſt. Torlonia verheirathete ſich bald darauf mit der Wittwe eines reichen Sattlers, Chiarelli, etablirte eine Tuchhandlung, und da ihm bedeutende Fonds zu Gebote ſtanden, nahm er auch, aufgemuntert durch ſeinen Gönner, den Kardinal Braſchi, an den durch die Zeitläufe ſich immer mehr verwirrenden römiſchen Finanzoperationen thätigen Antheil; es wurde Papiergeld ausgegeben und die Druckerei der römiſchen Aſſignaten, anfangs in geringer, ſpäter in ungemeſſener Zahl, in ſeinem Hauſe etablirt. — Benützung der Kriſen; wohlberechnete andere Spekulationen; ſelbſt geleiſtete Vorſchüſſe auf die Juwelen von Loretto, die ſich der franzöſiſche General Miollis bei Beſetzung der Marken privatim angeeignet hatte, die nach Miollis' Tode in ſein Eigenthum übergingen, ſtrigerten immer mehr ſein Vermögen, das zur Rieſengröße anwuchs — man taxirt das Haus Torlonia an 30 — 40 Millionen römiſche Thaler, 80 Millionen Konventionsgulden — als ſpäterhin ſo viele Könige in Rom ein Aſyl ſuchten und fanden, und Torlonia zum Verwalter ihrer Gelder wählten. Madame Lätitia, Lucian und Ludwig Bonaparte, ſowie Kardinal Feſch, ſollen ihm durch mehr als 15 Jahre 10 — 12 Millionen zu den geringfügigſten Zinſen überlaſſen haben, und als der vertriebene König von Spanien, Karl IV., ſammt Godoy und deren Schätzen nach Rom kam, blieben dieſe zur freien Dispoſition des königlichen Bankiers, der noch überdies den Titel eines Grand von Spanien erſter Klaſſe, dann die Großkreuze mehrerer Orden erhielt — endlich zur Konſolidirung

seines Hauses die Güter der Familie Odescalchi-Bracciano an sich kaufte, dadurch zum Duca di Bracciano erhoben, durch Verheirathung seines ältesten Sohnes, des gegenwärtigen Herzogs von Pola, mit der Prinzessin Cäsarini-Sforza und seines jüngsten Sohnes mit einer Fürstin aus dem Hause Doria, mit Italien's edelsten und stolzesten Geschlechtern verwandt wurde.

So zahllos die Paläste, so zahllos sind auch die Villen Rom's, die bei der kahlen nächsten Umgebung, ein desto dringenderes Bedürfniß sind. Ich habe einige bereits bei Gelegenheit der Kunstsammlungen erwähnt, ich kann hier nur noch Einige berühren. Man ist mit dem Namen Villa in Italien überhaupt sehr verschwenderisch, jede Meierei, jeder Küchengarten mit einem baufälligen, wüsten Gebäude, kopflosen Statuen und verwischten Wandmalereien wird zur Villa gestempelt. Ich habe Villen in und um Rom gesehen, die in unserem ehrlichen deutschen Vaterlande Kneipen genannt werden wären; aber das sind nur Abnormitäten, die wahren und eigentlichen Prachtville[illegible], die Villa Borghese, Albani, Doria Pamfili, Bolognani-Torlonia, Ludovisi ꝛc., werden jeden Freund der Kunst und Natur entzücken. Den größten und reizendsten Park hat die Villa Doria-Pamfili, er hat 6 Miglien im Umfang, ist herrlich situirt, voll der lieblichsten Anlagen, die Kunst hat hier die Natur sehr geistreich unterstützt, Landschaftsgemälde produzirt und die Natur viel Stoff geliefert. Pinienwäldchen, Grotten, majestätische Buchen, schattige Bosquet's, Wasserkünste, große Wiesenplane, Pomeranzenhaine ꝛc., bieten viel Abwechslung. Auch ist er, besonders jetzt im Oktober, stark besucht, und Schaaren fröh-

licher, hüpfender, singender, sich neckender Mädchen durchziehen ihn und kontrastiren nicht wenig mit den Schaaren junger Geistlichen, die in langen Talaren, in feierlicher, ernster Haltung diese Räume durchschreiten, so trübe und gemessen das eigenthümliche italienische Ballspiel treiben, als ob Gottes freie Natur die Rinde nicht lösen könnte, die der Aufenthalt der dunkeln Zelle um ihren Sinn gezogen.

Von der Terrasse sieht man die Zinne eines alten, romantischen Schlößchens, in dem einst Olympia di Maldachini hauste, bekannt unter dem Namen Donna Olympia, die berüchtigte römische Messalina des 17. Jahrhunderts. Sie war an einen Pamfili verheirathet, wodurch sie einen großen Regierungseinfluß gewann. Eben so schön, als wollüstig und intriguant, verübte sie in diesem Schlosse und Garten Schandthaten, welche die Muse der Geschichte zu erzählen erröthet. Noch bei späteren Ausgrabungen soll man geheime Treppen, Fallthüren, dunkle Kerker mit Menschengerippen entdeckt haben, die man als ihre unglücklichen Liebesopfer bezeichnet. Mögen auch diese Daten etwas grell sein, ohne sichere Beglaubigung, so ist doch historisch erwiesen, daß sie, wie Leo erzählt, nach dem Sturze der barberinischen Faktion Rom verlassen und sich nach Orvieto begeben mußte; auch wurde ihr Rechenschaft über willkürlich genommene Gelder und Prätiosen, im Werthe mehrer Millionen, abgefordert. Ihre Güter sollten eingezogen, sie selbst verhaftet werden, als plötzlich eine in Rom ausbrechende Seuche alle anderen Interessen und Geschäfte auf längere Zeit verdrängte. Bald nachher verbreitete sich auch die Seuche nach Orvieto, und raffte unter Anderen auch Donna Olympia weg, im Jahre 1656. Ihre Dienerschaft

war vor ihr gestorben, verlassen ging sie aus dieser Welt und allein, und ihre Wohnung, selbst ihr Leichnam wurde beraubt, letzterer von Thieren angefressen, bis er endlich von den Leichenbestattern beigesetzt wurde. Nach ihrem Tode unterblieb die weitere Untersuchung und die Familie Pamfili behielt das von ihr zusammengebrachte unermeßliche Vermögen. Ihr Biograph Leti nennt sie eine kühne, durchaus tüchtige Frau, schon deshalb groß und ausgezeichnet, weil sie weiblichen Umgang mied, da man, wie sie sagte, von Weibern doch nie Etwas lerne. Ein Ausspruch, der sie über die meisten Männer erhebt. Von Vielen wird sie dagegen als ein wahres Ungeheuer geschildert:

Zur Freude des Menschen lassen die Götter
Wachsen im nächtlichen Schooße der Erde
Die Zauberwurzel, das schimmernde Gold.
Zur Freude des Menschen lassen die Götter
Blühen auf Erden am rosigen Lichte
Die lebende Blume, das herrliche Weib.
Doch siehe! der Mensch, sich selbst nur wollend,
Frohnend den Lüsten, machet zu Schanden
Der Götter freundlichen Willen und Rath:
Und es erwächst aus der schimmernden Wurzel
Und es erblüht aus der lebenden Blume
Verrath und Verwüstung und blutiger Mord!

(Nibelungen v. Raupach.)

Eitel, sehr eitel war sie, die Donna Olympia, denn unter dem Gerümpel, das uns der Kastellan des Schlößchens als Merkwürdigkeiten zeigte, sind viele verdächtige Toilettengegenstände. Um diese Merkwürdigkeiten und das andere Ameublement zu sehen, wäre es wirklich nicht werth, den so

weiten Weg zu machen, wenn die Reize des Gartens nicht entschädigten, und es ist immer zu bedauern, daß dieser schöne Park beinahe zwei Miglien von der Stadt entfernt liegt. Ueber Trastevere muß man eine vereinsamte Bergstraße hinauf, einen gar nicht enden wollenden Weg zwischen langen, weißgetünchten Mauern und Einfriedungen passiren, ehe man dahin gelangt.

Desto näher und bequemer befindet sich die ebenfalls sehr schöne, drei Miglien umfassende Villa Pinciana oder Borghese, zunächst der Porta del Popolo. Ein hohes Portale führt in die großartigen, sehr gut erhaltenen Gartenanlagen, dessen Baumgruppen besonders ausgezeichnet sind, zwischen denen oft weiße Marmorstatuen durchschimmern. Die Nähe dieser Gärten macht sie zur beliebtesten Promenade und es herrscht hier viel Leben. Die Oktoberfeste, die der Fürst Borghese alljährlich mit großer Munifizenz veranstaltet, ließen mich da einige Volksfeste sehen, mit denen das Oktoberfest in München, selbst der tumultuarische Kirchtag in der Brigittenau nicht in die Schranken treten kann. Es wird hier nicht gewalzt und getrunken, es hat Alles noch die Physiognomie des alten Rom's. Es ist nicht so gothisch. Die Bigas mit schneeweißen Rossen, worauf die wettrennenden Jünglinge und Mädchen, im altrömischen Kostüm mit goldenen Helmen und flatternden Fahnen, die auf den terrassenförmigen Erhöhungen und auf Tribunen sitzenden Römerinnen, der Anblick des großen Circus, der ungeheuere Wiesenteppich, das fröhliche, beifallklatschende, heitere, nicht unanständig ausgelassene Volk, Alles mahnt an die Circenses der Alten; und höher und edler und begeisterter erschien mir das Ganze, als unsere Volks-

feste mit Bier und Lampenbeleuchtung und Johlen und dem ewigen Geklimper. Dabei war die Luft so stille, so milde, so aromatisch, der Himmel so blau — ich fühlte den Süden in allen Pulsen. Es waren 50—60,000 Zuschauer aus allen Ständen, kein Taumelnder, und was noch mehr zu wundern, kein Bettler sichtbar. Die Ordnung musterhaft. In anderen Partieen des Gartens waren fröhliche Volksgruppen, die bald einem heftig gestikulirenden Improvisator zuhorchten, bald den Sartarello tanzten. Das beginnt ganz langsam, wird dann immer rascher und rascher, feuriger und lebendiger, bis endlich nicht blos die Füße tanzen, sondern der ganze Körper in Bewegung ist. Die Musikbegleitung ist die Guitarre. Die Rückfahrt von einem solchen Volksfeste bietet ein glänzendes Residenzbild, eine unabsehbare Wagenreihe, in der Mitte wogende Menschenmassen, die sich auf dem prächtigen Platze del Popolo auf den Seiten in die langen Straßen Babuino, Ripetta und den Corso ergießen, eine Perspektive, wie sie kaum Paris, London und Wien zeigen können, und dabei schaut der hohe Obelisk von Heliopolis so erhaben ruhig d'rein.

XI.

Rom.

Die Bevölkerung hat in Rom in neueſter Zeit ſtark zugenommen; während der franzöſiſchen Zwingherrſchaft hatte ſie ſich ſehr vermindert, im Jahre 1800 war, nach dem römiſchen Staatskalender für 1842, die Population 153,004, die bis 1813 auf 117,822 ſank, dann progreſſiv wuchs, 1841 ſchon wieder 150,725 erreichte und jetzt, nach dem allerneueſten Proſpektus des Gouverneurs und Polizeiminiſters von Rom, Monſignore Zachia, am Schluſſe 1842 — 167,121 Einwohner beträgt, folglich eine Vermehrung von 16,396 Individuen, ein außerordentlicher Zuwachs, der aber davon herkommt, daß diesmal zuerſt die Bewohner der päpſtlichen Paläſte und der großen Anſtalt von S. Spirito mit der Campagna ſuburbana zu den Bewohnern der Stadt gerechnet worden ſind; dagegen iſt die ungeheuere Menge ab- und zuſtrömender Fremden und das Militär nicht mit einbezogen, daher man wohl 200,000 Menſchen in leichter Schätzung annehmen kann; doch wage ich dieſe Hauptſumme keineswegs als ſtatiſtiſch ſicher zu geben. So viel iſt evident, daß die Zahl der Geiſtlichen und Nonnen 6005 ausmacht, und zwar:

An geiſtlichen Dignitären . .	176 worunter 30 Kardinale.
„ Erzbiſchöfen und Biſchöfen	21
„ Pralaten	125
„ Weltgeiſtlichen	1654
„ Mönchen	2479
„ Nonnen	1550
	6005

Bettler ſind im Zachiaiſchen Ausweiſe nur 1913 ſignirt. Das wäre eine beſcheidene Zahl; es ſind aber hier nur die dem Bettelorden einverleibten, zum Allmoſenfordern berechtigten, vielleicht auch ſteuerbaren Bettler verſtanden. Die Unberechtigten ſind Legion. Die Zahl junger Leute und Individuen ohne Beſitz und Beſchäftigung, „senza stabile e propria conditione," wie es heißt, alſo Proletarier, iſt enorm. Israeliten ſind 3732 in 828 Familien. Der ganze Kirchenſtaat mit einer Bevölkerung von beiläufig 2,800,000 Menſchen auf einer Fläche von 812 □ Meilen, hat 53,000 Geiſtliche, Mönche, Nonnen und Weltprieſter, alſo iſt beiläufig der 52ſte Menſch im Kirchenſtaate, in Rom der 30ſte ein Geiſtlicher. Kardinäle ſind 70, wovon 41 unter dem Pontifikat des jetzigen Papſtes den rothen Hut erhielten. Die älteſten ſind Kardinal Buſſi, der 87 Jahre alt, erſt 1842, und Pacca, der 87 Jahre alt, bereits 1801 zu Kardinälen ernannt wurden. Der jüngſte, ſeit 1841, iſt Kardinal Fürſt Schwarzenberg, 34 Jahre alt. Der gelehrte, europäiſch berühmte Linguiſt Mezzofanti, ſeit 1837 Kardinal di S. Onofrio, Examinator der Biſchöfe, Präſident der Propaganda, apoſtoliſcher Viſitator und Protektor von 20 Klöſtern, Vereinen ꝛc. iſt eine wahre Zierde des heiligen Kollegiums, lei-

der ſchon ſehr ſchwach und gebrechlich, doch hat ihn ſein ungeheures Gedächtniß noch nicht verlaſſen. Ob er wirklich, wie man von ihm erzählt, 40 Sprachen, jede einzeln in ihren verſchiedenen Dialekten geläufig ſpricht, ſelbſt die Sprache der Zigeuner, wenn man dies Kauderwälſch eine Sprache nennen kann, alſo den Mithridat übertrifft, der nur 22 Sprachen redete, kann ich nicht mit Gewißheit angeben, die Grammatiken aller Sprachen kennt er genau, ſowie er, was die Hauptſache, mit den Literaturen aller Zeiten vertraut iſt. Wer da, was jetzt häufig vorkommt, Alles gethan zu haben glaubt, wenn er außer ſeiner Mutterſprache noch einige fremde verſteht, iſt im Irrthume. Sprachkenntniſſe ſind Bildungsmittel, nicht Bildungszweck, es iſt blutwenig, ſich in mehreren Sprachen ausdrücken zu können, wenn der Ideengang nur alltäglich iſt. Wann wird die glückliche Zeit kommen, wo es nur einen Hirten und nur eine Heerde geben, wo eine Univerſalſprache geredet und Jeder verſtehen wird, was der Andere redet? Sir Thomas Urquhart of Cromarty hieß der kühne Sterbliche, erzählt ſcherzend Fürſt Pückler-Muskau, welcher ſie projektirte. Ihr Alphabet beſtand aus 10 Vokalen und 25 Konſonanten. Einfache Ideen wurde durch einfache Worte bezeichnet, und jede hinzugeſetzte Silbe drückte eine weitere Idee aus. Dieſe Sprache war ſo muſikaliſch, daß ſie in der Poeſie Alles übertraf, was man bis jetzt vernommen hat, und ſo präcis, daß im Nothfalle das ganze Hegel'ſche Syſtem damit auf ein Kapitel hätte reduzirt werden können, ohne dadurch unverſtändlicher zu werden. Farben und Töne konnten in allen ihren Schattirungen und Nüancen durch Aenderung eines Buchſtabens deutlich gemacht

werden, und so umfassend war die Universalsprache, daß kein Wort in irgend einer andern Zunge, todt oder lebend, unübersetzbar blieb, in der Uebersetzung keinen Schatten seiner vollen Bedeutung verlor. Bei allem diesem unermeßlichen Reichthum war sie dennoch so leicht zu erlernen, daß ein zehnjähriger Junge, der nicht völlig auf den Kopf gefallen war, in dem kurzen Zeitraume von drei Monaten sich mit geringer Anstrengung ihrer vollkommen Meister machen konnte. Das ganze Werk, welches sie enthielt, bestand aus Vorrede, Grammatik und Lexikon, und nahm 1200 Folioseiten ein. Das Wunderbuch ist abhanden gekommen.

Mezzofanti war, ehe er als Kustos der vatikanischen Bibliothek in Rom angestellt wurde, lange in seiner Vaterstadt Bologna Professor der griechischen, lateinischen und orientalischen Sprachen; er hat nie Reisen gemacht, und hat viele der lebenden Sprachen französisch, deutsch, böhmisch, polnisch und ungarisch von der österreichischen und französischen Garnison in Bologna erlernt; jedenfalls ist er ein seltenes Phanomen, er lächelte, als ich ihm sagte, Byron habe sich geäußert, wie nützlich er in der Sprachverwirrung des babylonischen Thurmbaues gewesen wäre.

Ueber die Theater Rom's hatte ich viel Ungünstiges gehört. In früherer Zeit durften gar keine Frauenzimmer agiren, Knaben und Jünglinge mußten die weiblichen Rollen spielen; „die erste Liebhaberin kann noch nicht auftreten, sie läßt sich erst den Bart abnehmen," soll sich einst ein römischer Schauspieldirektor entschuldigt haben, und auch jetzt noch hieß es, werde kein eigentliches stehendes Theater in Rom geduldet, sie seien überhaupt finster, schmutzig, die Dekora-

tionen erbärmlich ꝛc. Das mag wohl einſt der Fall geweſen ſein, jetzt iſt Alles ganz anders; Rom hat gegen 8 Theater, worunter das ſchönſte und größte, größer als irgend ein Theater in einer deutſchen Reſidenz, das Theater Aliberti, dann das Apollo-Theater, Eigenthum Torlonia's, erſt 1830 durch Valadini erbaut, geräumig, reich und elegant verziert, und die Theater Valla und Argentino bedeutend ſind. In den andern wird theils gar nicht, theils nur für's Volk geſpielt, theils ſind es nur Marionetten-Theater, unter denen das Theater Pallicorda, am Korſo, gegenüber dem ſchönen Pallaſt-Kaffeehauſe Nuspoli, ſich beſonders auszeichnet, nicht nur durch die Nettigkeit des Theaterchens ſelbſt, durch die hübſchen Dekorationen, durch die ganze Maſchinerie der lebensgroßen Figuren, ſondern auch durch die draſtiſche Volkskomik. Hier werden vom Pulcinello die Sitten und Unſitten der Römer auf das ſchonungsloſeſte gegeißelt, das ſehr, gewaltig ſehr gemiſchte Publikum brach oft in konvulſiviſches Lachen aus, wenn Witze und perſönliche Anſpielungen vorkamen, die ich leider um ſo weniger verſtand, als Alles im römiſchen Volksdialekte geſprochen wurde.

„Aermliches Puppenſpiel beſchloß die Römertragödie,
Und ſo ſah' ich den Tauſch auf dem Theater noch heut." —

In den Schauſpielhäuſern werden theils Opern und theils recitirende Stücke gegeben: die Oper war in Beſetzung und Ausführung noch mittelmäßiger, als in Florenz. Ein Toben und Raſen, ein tolles Durcheinander und Wüthen und Brüllen, daß ich oft nicht begreifen konnte, wie menſchliche Lungen dies hervorbringen, menſchliche Ohren dies aushalten

können. Der eigentliche Zweck der dramatiſchen Muſik, als Kommentar des Textes zu dienen, wie dies bei den Tragödieen der Griechen der Fall war, geht bei einer ſolchen Exekution ganz verloren, da man die Worte nicht hört, und nur aus der Situation ſich orientiren mag, was denn eigentlich auf der Bühne vorgeht; deſto hübſcher ſind die Ballette, wenigſtens das Ohr nicht zerreißend, dem Auge wohlthuend, nur ſind die Tänzerinnen öfters gar zu ätheriſch durchſichtig drappirt, was in Rom beſonders auffallt. Es ſind hier wohl auch die einzigen Theater, wo keine Hofloge ſichtbar iſt. Geiſtliche ſieht man in keinem Theater. Das Schau- und Luſtſpiel zeigt von Fleiß und Studium, einige Schauſpieler waren ſogar eminent, nur iſt die Mimik durchaus zu lebhaft und ſtreift dadurch öfters an die Karikatur, ſo im Komiſchen, wie im Sentimentalen. Sanfte Tinten, Feinheit und Nobleſſe würden auch bei dieſem Parterre ſchwerlich Effekt machen. Il Bugiarde, von Goldoni, wurde mit ſolcher Rundung und natürlichem Humor gegeben, daß ſelbſt das ſonſt etwas unruhige Publikum der ganzen Vorſtellung unausgeſetzte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Balbanzoni, der Dottore von Bologna, wurde meiſterhaft repräſentirt. Der Darſteller wußte dieſer etwas antiquirten Rolle durch zeitgemäße Anſpielungen und eine moderne Färbung Reiz zu verleihen. In Ton und Geſtalt mahnte er mich an Deutſchland's erſten Charakteriſtiker, an den trefflichen Karl la Roche, und Roſaura war eine gar angenehme Erſcheinung. Dabei wurde die venetianiſche Canzonette, Idolo del mio Cuore, ſo lieblich vorgetragen, das Ritornell ſo charmant exekutirt, daß ich, beinahe ſelbſt zum Italiener geworden, in den enthuſiaſtiſchen Beifall mit ein-

ſtimmte, der mir um ſo gerechter erſchien, als wir Deutſche ja gewohnt ſind, eine Geſangspartie in einem rezitirenden Drama, eine Romanze, Trinklied u. dgl. ſehr ſtiefmütterlich behandelt zu ſehen, übrigens hier nur die Sänger übermäßig bezahlt werden, die armen Schauſpieler ſehr ſchmale Gehalte ziehen, daher durch Beifall doppelt entſchädigt werden müſſen. Nach Goldoni's Lügner, in drei ziemlich langen Akten, wurde noch la Fiera von Alberto Nota, Komödie in fünf Akten, gegeben, und das Alles um einige Paoli.

Mitternacht war längſt vorüber, als wir das Schauſpielhaus verließen, der Mond ſchien hell, was hier wirklich ſehr zweckmäßig iſt, denn die Straßenbeleuchtung iſt über alle Begriffe erbärmlich. Wir durchſtrichen noch in Geſellſchaft einiger Bekannten die Straßen; die Piazza Navona, einſt das Forum Agonale, Rom's größter Platz, nahm ſich ohne das Volksgewühl und den Lärm der Gemüſeverkäufer, die am Tage hier ihren Standort haben, herrlich aus; nur das Rauſchen der aus drei Springbrunnen in große Baſſins herabſtürzenden Waſſerſtrahlen unterbrach das feierliche Schweigen der lautloſen Nacht. In der Mitte des Platzes iſt ein ungeheures Waſſerbehältniß, aus dem ein durchbrochener künſtlicher Felſen von Travertinſtein hervorragt; ein Roß und ein Löwe, die Sinnbilder von Europa und Afrika, treten aus dem Felſen hervor, um aus dem Brunnen zu trinken; an den Ecken ſitzen die marmornen Flußgötter der Donau, des Ganges, Niles und Laplataſtromes, von deren Emblemen ſich die Waſſer ergießen. Ueber dem Felſen erhebt ſich der 51 Fuß hohe pamfiliſche Obelisk, der im Zirkus des Caracalla bis 1649 zerſtückelt lag, bis ihn dann Innozenz X.

theilweiſe zuſammenſetzen und durch Bernini hier aufrichten ließ. Die andern zwei Brunnen ſind minder bedeutend.

Die Fontänen und Obelisken ſind überhaupt eine beſondere Zierde dieſer Stadt, die ihr vor allen andern Städten einen eigenthümlichen Charakter der Größe verleihen. Es ſind zehn ſolcher Obelisken auf den verſchiedenen Plätzen aufgeſtellt. Der lateraniſche, vor dem nördlichen Portikus der Kirche St. Johann im Lateran, der flaminiſche auf der Piazza del Popolo, der Ludewiſiſche auf dem Berge Pincio, der machutiſche auf der Piazza della Rotonda, der Obelisk des Marsfeldes, auf dem Monte Citatorio, der Minerviſche auf der Piazza di Minerva, der pamfiliſche auf der Piazza di Navona, der vatikaniſche auf dem großen Platze vor der Peterskirche und die zwei im Mauſoleum des Auguſtus gefundenen, der eine auf dem Quirinal, der andere vor der Hinterſeite der Kirche Sta Maggiore. Die meiſten dieſer Obelisken hat Sixtus V. durch Fontana aufrichten laſſen.

Waſſerreicher iſt wohl auch keine andere Stadt. Die berühmten vierzehn Aquädukte der Römer, die zu den merkwürdigſten Bauwerken der Alten gehörten, ſpenden zwar keine Waſſer mehr, ſind größtentheils verfallen, ſchmücken nur noch in ihren koloſſalen Ruinen die Landſchaft um Rom, dienen nur als Momente der Zerſtörungswuth des Mittelalters, die nur allein im Stande war, ſolche rieſenhafte Bauten zu vernichten. Blos drei große Waſſerleitungen von dieſen vierzehn altrömiſchen Aquädukten ſind es, welche das nöthige reine Waſſer aus den Gebirgsquellen in alle Stadttheile durch 108 öffentliche Fontänen, ohne die zahlloſen Brunnen in den Privathauſern, den Einwohnern zuführen. Das reichſte und

beſte Trinkwaſſer liefert die Aqua Virgo des Agrippa, jetzt Fontana di Trevi, von Pius IV. wieder hergeſtellt. Das Waſſer kommt, wie früher, von einer acht Meilen von Rom entſpringenden Quelle hinter Tivoli und Palläſtrina bei Trivio, daher auch ihr heutiger Name, iſt in einem 38 Miglien langen Aquädukt fortgeführt, und ſtürzt ſich wie ein Gebirgsſtrom unter dem Quirinal vor dem Pallaſte Buoncampagni in eine große Marmorſchale mit Skulpturen; auf einem Muſchelwagen, gezogen von ſechs fluthenſprühenden Roſſen, ſteht Neptun mit dem Dreizack, umringt von Tritonen. Das iſt keine Fontäne, ſondern eine Kaskade, die Figuren ſind übrigens geſchmacklos. Die Römer erzählen heute noch das alte Märchen von einem großen deutſchen Monarchen, der bei ſeiner Anweſenheit in Rom zu dieſer Fontäne kommend, nachdem er eine Zeit lang davor geſtanden, geſagt haben ſoll: man könne ſie nun aufhören laſſen, weil er der Meinung war, daß man die Waſſermaſſe blos ihm zu Ehren für einen Moment ſpringen ließ.

Die zweite Waſſerleitung iſt die Aqua Claudia, jetzt Aqua felice oder di Termini, wieder hergeſtellt von Papſt Sixtus V. Die dritte iſt die Aqua Trojana, jetzt Aqua Paola, wieder hergeſtellt von Paul V. Dieſe Waſſerleitungen ſind um ſo dringender, als das gelbe, ſchlammige, mit Puzzolana vermiſchte Waſſer der Tiber höchſt ungeſund und unbrauchbar iſt.

XII.

Rom.

Aus einem Briefe an meinen Bruder. Tivoli.

— — — Da ſitze ich nun in einer römiſchen Lokanda, am Tempel der Veſta, und ſtarre hinaus in die himmliſchſte aller Landſchaften, und erquicke mich an der lebendigen, ſchönen Natur, nachdem ich durch drei Wochen nur unter todten Gemälden und kalten Marmorſtatuen geathmet; da ſitze ich und laſſe mich im Oktober von der Sonne braten, während in der Heimath ſchon die kalten Nebel ziehen und das gelbe Laub von den Bäumen fällt. Hier iſt noch Alles friſch und ſommerlich — hier iſt Italien! Ueber mir glänzt das reinſte Himmelsblau, vor mir liegt das Sabinergebirge, im Sonnenglanz ſchwimmend, unter mir wälzt ſich über Felſenklippen die Waſſermaſſe des Teveran (Anio) ſtaubzerſchellend, donnernd hinab in die Grotte des Neptun. Ich ſitze und bade mich in Luft und Duft und genieße nur, und denke nicht, wie ein glückliches Kind, das nur in der Gegenwart lebt, nicht wie wir erwachſene Narren, die vor lauter Vergangenheit und Zukunft keine Gegenwart haben. Die wahre Weisheit iſt nur bei Kindern. Unſere Probleme und unſere Syſteme, unſere Theorieen und unſere Axiome ſind Illuſionen. Die meiſten Menſchen entſagen dem, was ſie fühlen, daß es glücklich

macht, um nach dem zu ſtreben, was Andere glauben, daß es glücklich macht, ſie ſelbſt nicht beglückt, und Alle, Alle verwechſeln die Mittel mit dem Zweck, jagen raſtlos nach Schatten — ohne Befriedigung; jagen nach Schatten, und werden von der Eitelkeit, dem ewigen Haſchen nach Schein, gejagt, der Schein betrügt um die Wirklichkeit des Daſeins, an Scheinen vergeuden wir unſere beſte Kraft, die kurz uns zugemeſſene Spanne Zeit. Göthe ſagte einmal zu Eckermann: Man hätte ihn immer als einen vom Glück Begünſtigten geprieſen; auch könne er ſich nicht beklagen und den Gang ſeines Lebens nicht ſchelten, allein es ſei doch nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und er müſſe von ſeinen bis jetzt gelebten 75 Jahren ſagen, daß er in dieſer ganzen Zeit, Alles zuſammengerechnet, keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt, er habe immer den Stein des Syſiphus gewälzt. — Wenn ſchon Göthe, der in Fülle geiſtiger und leiblicher Geſundheit Lebende, der ſich gewiß nicht über Verkennung, über Mangel an Schätzung ſeiner Zeitgenoſſen, nicht über ſeine Stellung ꝛc. zu beklagen hatte, alſo ſich expektorirte — was ſollen erſt wir andern Pigmäen für eine Lebensbilanz ziehen, uns bleiben vielleicht Summa Summarum keine vier Tage — — weg mit aller Reflexion, ſie verſtimmt mich nur, ich will ja nur genießen, nicht denken. Im Grunde hängt Alles vom Blutumlauf und — vom Magen ab.

In dieſer weichen Luft, beim Anblick dieſes wolkenloſen Himmels, der im roſigen Lichte ſich badenden Berge, der grotesken Felſen, des milchweißen Waſſerſchaums fühlt man erſt ſo recht die Verkehrtheit unſeres Treibens, fühlt man ſo recht lebendig das Leben und Weben der göttlichen All-

macht, den ewigen Pulsſchlag der Natur. Horaz hat ſchon rechtgehabt, ſich hier einzuſpinnen und ſein Tibur ſo zu preiſen; es iſt auch kein Wunder, daß er hier ſo artige Verſe gemacht hat. Die Gegend ſelbſt iſt ein Gedicht. Wer da nicht durchbebt vom Schauer der Entzückung, Phantaſie und Expanſionsfähigkeit genug beſitzt, zum Dichter zu werden, nicht zum weltſchmerzelnden oder bitter-politiſchen, ſarkaſtiſch-aufregenden, ſondern von Gottes ſchöner Schöpfung begeiſtertem, aufjauchzendem Dichter, wird es nimmer.

„Wo Euch des Himmels heil'ge Luft umweht,
Da rauſcht die Poeſie mit ihren Schwingen,
Sie fehlet nie, oft fehlt nur der Poet. —" *)

Lamartine ſagt: „Die Poeſie iſt die Idee, die Politik iſt die That, ſo weit nun die Idee über der That ſteht, ſo weit ſteht die Poeſie über der Politik" — ich glaube: ſie ſteht mehr außer als über der Politik, ſelbſt wenn ſie als Volkslied oder als begeiſtertes Schlachtlied auftritt, ſoll ſie als Emanation eines momentanen Enthuſiasmus zünden, wirken, wecken; aber kannegießern, förmliche oder vielmehr unförmliche Bülletins ſchreiben ſoll ſie nie; durch die Vermählung des Idealen mit dem Realen meſſalirt ſie ſich nur; aber in unſerem Jahrhunderte, das man, wie das achtzehnte das philoſophiſche hieß, füglich das mathematiſche nennen kann, hat Alles nur praktiſche Tendenzen.

Die Induſtrie hat hier auch gegen die Poeſie und Romantik gewüthet, denn man hat Felſen geſprengt, um den

*) Spätere Anmerkung. Der Poet, der dies geſungen, Herwegh, hat freilich ſehr gefehlt.

brauſenden Strom theilweiſe abzuleiten, die Maſchinen der Fabriken und Eiſenhämmer zu treiben, doch konnte ſie nicht Alles zerſtören, noch immer ſtehen die Berge und Fluthen, und ſelbſt die Waſſerfälle ſind noch intereſſant, das Ganze, von verſchiedenen Standpunkten aus geſehen, höchſt pittoresk. Es iſt mit der Naturſchönheit ſo ein eigenes Ding; wie alle Begriffe iſt auch dieſer relativ. Für den armen deutſchen Araber, den Bewohner der Sandwüſte, den Berliner, iſt ſchon ſein Thiergarten ein Eldorado, und kommt er gar auf der Eiſenbahn nach der ſächſiſchen Schweiz, wird er ganz und gar elektriſirt; der Oeſterreicher, durch die herrlichen Naturſzenen ſeines ſchönen Vaterlandes verwöhnt, macht ſchon ganz andere Anforderungen. — Ich habe, wie du weißt, die großen Waſſerfälle der Schweiz, Salzburgs und Tirols geſehen, ſie ſind erſchütternder, gewaltiger, aber reizender ſind Tivoli's Kaskaden. Das Schönſte iſt die Grotte Neptun's; ich bin hinunter geſtiegen in den Waſſerkeſſel, es iſt wirklich ſchauerig, in dieſer unterirdiſchen Kluft zu ſtehen, die drohenden Felſen über ſich, und zu ſehen, wie das Element ſchäumend über die Felſenzacken herunterbraust, ſeit Jahrhunderten in gleicher Kraft, unbekümmert, ob das nahe Rom auch noch ſo kräftig wie einſt ſeinen Szepter über den Erdball ſchwingt — ewig iſt nur die Natur, vergänglich alles Menſchenwerk. Ich erinnerte mich bei dem ununterbrochen herabſtürzenden Waſſerſtrome an Marryat's genialen Wunſch: die brauſenden Ströme des Niagarafalles in den Krater des Veſuvs gießen zu können, um ſodann den Kampf der feindlichen Elemente zu ſehen, und den allergrößten Dampfkeſſel zu erzeugen.

Der Weg hier herunter und nach der Grotte der Sirenen

iſt von dem immerwährenden Staubregen naß und ſchlüpfrig, aber lohnend, die Vegetation ſelbſt in der Tiefe noch ſo grün und ſaftig, die Ruinen der Villa des Vopiscus, der Günſtling des weichlichen Domitians, welcher hier ſich einſt ganz dicht an der Felſenwand anbaute, und der Tempel der Sibylla, deſſen ſchlanken Säulenbau man von dieſen Schluchten wie in der Luft ſchwebend erblickt, bilden eine köſtliche Staffage. Weiter hinauf, wo der alte Anio, aus den Schluchten herausbrechend, ſtill und gemüthlich durch die Fluren rollt — in den Schluchten gefeſſelt hatte er getobt, frei in der Ebene zieht er ruhig hin — kommt man durch allerlei Krümmungen und Waldwege, auch durch einen Orangenhain, zu dem von dem franzöſiſchen General Miollis angelegten feſten Damm und der runden Terraſſe, wo man die Anſicht der großen Kaskade ganz in der Nähe hat; die kleinen Waſſerfällchen ſieht man dann auf dem rechten Ufer des Anio, überall hat man anmuthige Ausſichten, bald auf die Gebirge mit ihren ſeltſamen Formationen, bald auf grünende, ſchwellende Ebenen, auf das maleriſch gelegene Städtchen ſelbſt und auf die römiſche Campagna. Auf dem ganzen Wege wird man von dem Führer mit einer Menge alter Namen beſtürmt, denn in den verſchiedenen noch ſichtbaren Ruinen ſollen Ventidius Baſſus, Brutus, Caſſius, die hier ihre Verſchwörung ausbrüteten, Salluſt, Catull, Mäcenas und auch Quintilius Varus ihre Villen gehabt haben, Varus, der noch durch die Teutoburger Schlacht in der Erinnerung aller Deutſchen lebt, und nebſt General Mack den Beweis geliefert hat, daß man ſich auch durch Niederlagen unſterblich machen kann. Von der Villa des Mäcenas ſtehen noch die Grundmauern, aber

ſie iſt nicht mehr der Sammelplatz ſchöner Geiſter, heiterer Künſtler, wo nur Roſen dufteten, ſüßer Falerner ſchäumte und Dithyramben tönten, ſchwarze, rußige Cyclopen kriechen umher, die Feuereſſe glüht, der Hammer klingt, es iſt ein Eiſenwerk. Eine Kapelle mit einem Meierhofe, ein Eigenthum der Jeſuiten, wird als der Platz angegeben, wo ehemals die Villa des Horaz ſtand; aber das ſabiniſche Landgut, das Mäcen dem Dichter ſchenkte, lag viel weiter hinauf, nördlich von Tibur am blanduſiſchen Quell, wie er in ſeinen Epiſteln vielfach erwähnt.

Mehr, als alle dieſe, nur auf ungewiſſer Sage beruhenden, Duodezruinchen, haben mich geſtern auf dem Wege hierher die Prachtruinen der Villa des Hadrian überraſcht. Es wird dir bekannt ſein, wie Hadrian, der größte Freund der Künſte und Wiſſenſchaften unter den altrömiſchen Kaiſern (er war Dichter, Redner, Hiſtoriker, Maler, Architekt ꝛc.), zugleich ſo bauluſtig, daß neun Städte ſeinen Namen trugen, wovon noch Adrianopel übrig iſt, im Umfange von beinahe 10 Miglien, inmitten von Hügeln und ſchattigen Wäldern, den größten aller Luſtſitze, mit Wundergärten und Palläſten, ſchuf; du wirſt wiſſen, daß er in dieſer, an Umfang, wie an Inhalt mehr einer Stadt, wie einem Landſitze gleichenden Villa Alles zu vereinigen ſuchte, was er in Aegypten, Italien und Griechenland Herrliches geſehen, und die Beſchreibung der großartigen Ueberreſte, die Ruinen aller der ehemaligen, in dieſem Feenaufenthalte geweſenen, Tempel, Theater, der Palläſtra, des Nymphäums, der Schwimmſchule, der Bibliotheken, Thermen, Wohnungen der Prätorianer, Kaiſerzimmer ꝛc. kannſt du in den weitläufigen Werken von Caprali,

Landucci und noch einer Menge anderer Schriftſteller, ſowie bei Fea und Winkelmann leſen, welch eine Menge von Kunſtwerken hier gefunden wurden. Kaum achtzig Jahre nach Erbauung hat ſie ſchon Caracalla geplündert, dann kamen die Anderen, dann zerſtörte die Zeit, dann verwüſteten Totila und ſeine Gothen, und doch ſind von den neuern Beſitzern ſeit einigen Jahrhunderten ganze Maſſen Statuen und Säulen hier aufgegraben worden und werden es noch. Welche Pracht muß daher nicht einſt in dieſer Muſtervilla vereinigt geweſen ſein — jetzt ſieht man da, wie auf dem römiſchen Forum, nur Schutt und Trümmer; doch iſt noch Alles, ſelbſt in Ruinen, groß und äußerſt maleriſch.

Wir hatten hier ſtatt des gewöhnlichen Kuſtoden eine Kuſtodin, nämlich die Bäuerin, die uns den Thorflügel öffnete, und nachdem ſie den, vom gegenwärtigen Beſitzer, Herzog von Braſchi, eigends hiezu ausgefertigten, Einlaßſchein ſorgfältig geprüft, uns in dieſem Labyrinthe herumführte, dabei ſehr gelehrt Alles erklärte, vom Prytaneum und Lyzäum, von der Pökile und dem ägyptiſchen Kanopäum, die einſt hier ſtanden, geläufig plapperte; als ich ihr bei einigen zerbrochenen Mauern, die ſie die griechiſche Bibliothek nannte, treuherzig erzählte, daß ich ſelbſt noch einige gedruckte griechiſche Bücher, die ſich in dieſer Bibliothek einſt befunden, beſäße, lächelte ſie ſehr beifällig. Sehr gut erhalten ſind noch mehrere der hundert Kammern, in denen die kaiſerlichen Garden kaſernirten, einige Säle der Akademie mit noch hie und da ſichtbarer Malerei und Stukatur, auch das griechiſche Theater, von dem man noch die Szene und einige Stufen ſieht; was mich aber beſonders überraſchte, und ergreifend

wirkt, iſt ein Felsvorſprung, von welchem aus ein wunderſchönes, breites, von waldgekrönten Bergen umſchloſſenes Thal ſich dem Blicke entfaltet und man in der reichſten Vegetation die Trümmer der Thermen und die koloſſalen Bögen des Kaiſerpallaſtes vor ſich erblickt. Wir verweilten den ganzen Nachmittag in dieſem verwilderten Naturpark des Alterthums, und die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergang, als wir durch einen von Oel- und Feigenbäumen beſetzten Weg in dem ungefähr eine halbe Stunde davon entfernten Tivoli anlangten. Dieſes Städtchen iſt ungefähr vier und eine halbe deutſche Meile von Rom entfernt; die Straße iſt die alte Via Tiburtina, ziemlich gut erhalten und kommt auf dem ganzen Wege von Rom hierher nichts Angenehmes vor, als ein penetranter Schwefelgeruch, der aus Schwefelwaſſer emporſteigt, das aus den einige Miglien davon ſich befindenden kleinen Seen der Solfatara abfließt. Ganz Italien iſt vulkaniſch.

Tivoli, auf einer Anhöhe liegend, iſt klein, mit beiläufig 6000 Einwohnern, gar nicht alterthümlich, nur über alle Begriffe ſchmutzig, mit winklichten Straßen voll zudringlicher Bettler, die alle hier auf die durch die Natur herausgelockten Fremden Jagd machen, und voll quickender Kinder, die alle die Hände ausſtrecken. Unter den Tivoleſerinnen ſah ich aber einige ganz entzückende Geſtalten, und was in dieſem Lande gar ſelten iſt, Blondinen mit einem ſchneeig-roſigen Teint, wahre Madonnen. Von dem nahe angrenzenden Sabinerlande holten ſich ja die Römer ihre ſchönen Frauen, wie du noch aus der Schule wiſſen wirſt, aber das wird dir wohl neu ſein, daß bei dieſem berühmten Raube der Sabinerinnen

ein Sabiner ſehr ungalant ausgerufen haben ſoll: Ach ich Unglücklicher, warum habe ich gerade diesmal meine Frau nicht mitgebracht! —

Rom.

Von einigen Ausflügen in Latiums und Sabins Gebirgen, von Albano, Frascati, Tivoli ꝛc. zurückgekommen, durchſtreife ich die Straßen Rom's und halte Nachleſe. Zu den, inmitten der lebendigſten Gegenwart noch Spuren altrömiſcher Größe zeigenden Plätzen gehört das Forum Trajan's, das einſt zu den prachtvollſten gehörte und jetzt noch einen ſchönen ovalen Platz bildet, in deſſen Mitte eine große, mit Quadern eingefaßte Vertiefung mit Saulentrümmern, dem ehemals hier geſtandenen Tempel Hadrian's, Nerva's u. A., dann der berühmten Ehrenſäule Trajan's, die aus vierunddreißig Marmorſtücken beſtehend, mit einer inwendig auf die Spitze führenden Stiege verſehen, hoch emporragt, darauf aber nicht mehr Trajan, ſondern der Apoſtel Petrus, mit den Himmelsſchlüſſeln in der Hand, ſteht. Die Reliefs von Außen mit einer Menge Figuren, die Kriegsthaten des Kaiſers im Feldzuge gegen die wilden Dacier vorſtellend, gehören zu den beſten der altrömiſchen Zeit. Die Ausgrabung und Aufſtellung der Bruchſtücke auf dieſem Platze geſchah 1812 zuerſt

durch die franzöſiſche Regierung. Die kleinen, modernen bürgerlichen Häuſer ringsherum ſind im Widerſpruche mit dem ſteinernen Baſſin voll alter Fragmente.

Das ganze Stadtviertel in der Nähe des Peters-platzes, des Vatikan's und der Engelsburg iſt von der niedern Volksklaſſe bevölkert, meiſt Arbeiter, die zur Peterskirche gehören; die Reichen haben dieſe Gegend verlaſſen, weil ſie von dem eigentlichen Leben und Weben der Stadt zu abgelegen, auch der böſen Luft wegen verrufen iſt. In den ehemaligen Pallästen ſind hier und da Seidenfabriken. Im Sommer herrſchen hier viele Fieber. Weder die Engelsbrücke, noch die Engelsburg haben meiner Erwartung entſprochen. Der Name iſt wirklich ſchöner, als die Sache. Eine unbedeutende gewöhnliche alte Brücke, über die Tiber führend, mit einigen ſchlechten Statuen darauf, jenſeits ein unförmlicher Rundbau aus großen Steinmaſſen mit einem kleinen Wall — voilà tout! Man ſieht Soldaten herumſpazieren, Kanonen auf den Forts; denn dieſe Burg der Engel iſt die Feſtung und das Staatsgefängniß Rom's. Caglioſtro, charlataniſtiſchen Andenkens, und der letzte Ordensgeneral der ehemaligen Jeſuiten, Ricci, waren hier eingeſperrt; auch ſind die Galeerenſklaven da. Ehemals war dieſe Burg die Begräbnißſtätte Kaiſer Hadrian's, welche die Pyramiden an Erhabenheit und Dauer (!) übertreffen ſollte. Feuersbrünſte und Barbaren aller Art haben Alles ſehr heruntergebracht, haben die dageweſenen Statuen und phrygiſchen Marmorſäulen ganz vernichtet, und ſelbſt die Grundmauern ſind eingeſchrumpft, oder die alten Beſchreiber dieſes kaiſerlichen Mauſoleums haben ärger gelogen, als Münchhauſen. Das Kaſtell St.

Angelo ſteht nur als eine plumpe runde Maſſe da, mehr einem Ueberbleibſel, einem Thurm aus dem Mittelalter, als einem kaiſerlichen Mauſoleum gleich. Es hat auch zu verſchiedenen Zeiten den Päpſten als Zufluchtsort gedient und hängt durch einen bedeckten Gang mit dem Vatikan zuſammen. Die 110 bronzenen Kanonen, welche Papſt Urban aus dem Erz des Pantheons hat gießen laſſen, hat Mürat aus dieſer kleinen Feſtung weggenommen und nach Neapel geführt, wo ſie vermuthlich noch ſind. Die Girandola, das majeſtätiſche Feuerwerk, das hier zweimal des Jahres abgebrannt wird, muß von dieſer Anhöhe im Waſſerreflex ſich allerdings ſehr ſchön ausnehmen.

Es war ſchon finſter, die wenigen Straſſenlampen brannten ſehr düſter; ich hatte mich auf meiner Wanderung in einen öden, abgelegenen Theil der Stadt, unweit des Ghetto, verirrt, und ſelbſt mein dienſtbarer Begleiter konnte ſich in dieſen winklichten Gaſſen und Gäſſchen, unter dieſen, von der ärmſten Volksklaſſe bewohnten, Hütten nicht gleich zurecht finden, da rief er auf einmal aus: „Ah ben, ho capito, vedo il Palazzo di Cenci...“ und ich ſah ein dunkel verfallenes, weitläuftiges Gebäude, das ganz unbewohnt, einſam daſtand, Thorflügel, Fenſterſcheiben, Warpen zerbrochen, ein Bild der Zerſtörung, und doch hauste noch im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hier eines der edelſten, jetzt ganz ausgeſtorbenen römiſchen Geſchlechter, das Geſchlecht der Cenci, hier wohnte Beatrice, die himmliſch ſchöne Beatrice, die ſo unglücklich war, weil ſie ſo ſchön, die ſchuldloſe und doch ſchuldvolle Beatrice, deren Engelshaupt unter dem Beile des Henkers fiel. Wer kann das reizende Porträt dieſer ſchönen Vater-

mörderin in der Gallerie Colonna, das blasse Himmelsbild von Guido Reni, ohne Wehmuth und Bewunderung betrachten? — Fluchwürdiger, blutschänderischer Francesco, unnatürlicher Vater! Durch Banditen wardst du im Schlafe erdolcht, viel zu sanfter Tod für dich, und doch mußte deine Tochter dafür auf dem Schaffote sterben. Wehe dir, Francesco, wehe dir, Beatrice! — Mein Begleiter packte mich am Arme und riß mich hinweg, denn einige unheimliche Gestalten schlichen aus dem dunkeln Gemäuer; wir machten forcirte Märsche und waren froh, als wir auf dem schönen spanischen Platze im hell erleuchteten Caffée del buon Gusto ankamen. Es ist merkwürdig in diesem Italien, jedes Gebäude hat seine Geschichte.

Gern hätte ich die Bekanntschaft Thorwaldsen's, den ich von seiner zweimaligen Anwesenheit in Wien aus kannte, erneuert; er war gerade einige Tage vor meiner Hierherkunft nach seinem Vaterlande abgereist und hatte sich mit vielen seiner Kunstschätze in Civita Vechia nach Kopenhagen eingeschifft, wo er, auf seinen Lorbeern ruhend, den Rest seiner ruhmvollen Tage zu beschließen gesonnen ist. Thorwaldsen ist dreiundsiebenzig Jahre alt, sein Vater war ein Steinmetz, ein Isländer, seine Mutter stammte aus dem Geschlecht des alten Dänenkönigs Harold. Durch die Stürme, die bald darauf an den Küsten des mittelländischen Meeres wütheten, sollen viele seiner Arbeiten beschädigt worden sein. In seinen beiden Ateliers, zunächst dem Pallaste Barberini, herrschte noch große Thätigkeit. Viele Modelle seiner plastischen Meisterwerke sind hier aufgestellt; sie vereinen die hohe Simplizität der Antike mit gediegener Kraft und Lebendigkeit, wodurch

dieſer Künſtler den erſten Bildnern aller Zeiten gleichzuſtellen, wie er der größte der neuern Zeit iſt. Hier befindet ſich ſein Erſtlingswerk, der noch in jugendlichen Jahren gearbeitete Jaſon, der liebliche Adonis, die reizende Hebe, die drei Grazien, die kräftige Reiterſtatue Poniatowski's, die er für Warſchau gearbeitet, Byron's, Gutenberg's und des Kopernikus koloſſale Statue, ſigend mit der Weltkugel in der Hand, u. m. A., dann die Modelle ſeiner muſter- und meiſterhaften Reliefs zu Hallen, Gichelſäulen, Taufſteinen, des prachtvollen Alexanderzugs, der ſich im Palais Leuchtenberg in München befindet, die Alles überraſchende, allberühmte Tag und Nacht und vieles Andere. Bei Gutenberg's Statue iſt das ſteife, altväteriſche, unideale Koſtum ſtörend und gewährt einen peinlichen Anblick. Die Schönheit, als Prinzip der bildenden Kunſt, darf niemals auf Koſten einer eingebildeten, ängſtlichen, philiſtriſchen Wahrheit verletzt werden, überhaupt bewegt ſich Thorwaldſen's hoher Genius freier im Reiche der Anmuth, als des Weſentlichen, worin Schwanthaler ihn beinahe überflügelt.

Vom Maler-Atteliere berühre ich hier nur die zwei mir theurer Landsleute, Ammerling's und Leopold Pollak's, beide im großen Künſtlerkreiſe Rom's eine bedeutende Stellung einnehmend. Ammerling, gerade von Frascati zurückgekommen, wo er den Sommer über verlebte, fand ich etwas leidend, das römiſche Klima ſcheint ihm und den Seinen nicht wohl zu thun. Oeſterreich's Lawrence, mit dem er an Schmelz der Tinten, wie an Behandlung des Kolorits viel Aehnlichkeit hat, ſind es leider nur die glänzenden Farben, nicht die glänzenden Lebensverhältniſſe, nicht die goldene, der ächten

Künſtlernatur ſo nothwendige Unabhängigkeit, die der Deutſche mit dem Engländer gemein hat. Lawrence hatte ein fürſtliches Einkommen von 10,000 Pfund Sterling jährlich; Ammerling muß, wie er ſich mit unverholenem Mißmuthe ausdrückte, „allerlei Geſichter malen, um nur ſich und ſeine zahlreiche Familie zu ernähren“, — er hat unleugbar bedeutende Fortſchritte gemacht, ſeine Arbeiten ſind nicht mehr bloße Effekthaſcherei, ſondern ſorgfältig ausgeführte, naturgetreue Abſpiegelungen; beſonders ausdrucksvoll ſind die Bildniſſe Thorwaldſen's, des Kardinals Schwarzenberg, einer ruſſiſchen Fürſtin ꝛc., und ein Genius mit einem ſchlafenden Kinde iſt ſo geiſt- als geſchmackvoll. Wenn der Sorge hiernes Gewicht den Fittig dieſes Künſtlers lähmt, iſt noch Großes von ihm zu erwarten; er hat die Idee, in ſein Vaterland bald zurückzukehren. Fröhlicher, heiterer, lebensfreudiger, ganz eingebürgerter Römer iſt Leopold Pollak, 1806 zu Lodenitz in Böhmen geboren. Er hat auf der Prager Akademie unter Bergler's Leitung ſeine erſten Studien gemacht, dann eine längere Zeit ſich in München vorbereitet, behauptet aber, erſt in Rom die eigentliche Befähigung erhalten zu haben. Sein Zitherſchläger, ſein Hirtenknabe aus der römiſchen Campagna, das am Brunnen eingeſchlafene Mädchen von einem Schiffer mit der Guitarre geweckt, die Schaar neugieriger Mädchen u. a. m. haben ihm als vorſichtvollen Genremaler einen ſehr vortheilhaften Ruf gemacht, und gehört er unſtreitig durch Neuheit in der Erfindung, richtige Auffaſſung, Korrektheit der Zeichnung und gefällige Behandlung zu den begabteſten Malern ſeines Faches. Ich fand ihn in ſeinem Atelier gerade vor der Staffelei mit der Ausführung eines größeren Bildes be-

schäftigt, das er „Ritornello" benannte. Fünf Mädchen von verschiedenen Altersstufen, Schwestern, sind im Vordergrunde bei einer italienischen Collazione in einem Boskett, sitzend und stehend, und scheinen auf das Spiel und den Gesang der im Hintergrunde in der Prospektion sichtbaren Akteur zu horchen, jede das Ritornell „alla piu bella" auf sich beziehend; die schönen Mädchen, Blondinen und Brünetten, in den reizendsten Stellungen, der Ausdruck der verschiedenen Temperamente und Gefühle, die stolze Sicherheit der einen, ältesten, das sanfte Schmachten der andern, das unbewußte Hinneigen der jüngsten, noch an den Grenzen der Kindheit stehenden, machen einen höchst angenehmen Eindruck. Man kann stundenlange diese anmuthige Gruppe ansehen, und fühlt sich von diesem aus dem Leben gegriffenen Bilde erwärmt, es ist mit wirklicher Genialität so geistreich erfunden, als mit großem Fleiße, selbst in der Gewandung, ausgeführt. Tritt nicht der gewöhnliche Künstlerneid dazwischen, so wird es auf der Pariser Kunstausstellung, wohin es wahrscheinlich kommen dürfte, da es für den Grafen . . . . bestimmt ist, Aufsehen erregen.

Die Extreme berühren sich, von dem heiteren Reiche des Idealen komme ich zum allertraurigsten Realen — zum Ghetto. Das Judenquartier Rom's genießt ein großes, verdientes Renommée, es kann mit allen Judenquartieren der Erde, selbst Frankfurt's, Prag's und Nickelsburg's kühn in die Schranken treten, seine Thore sind die festesten, seine Räume sind die engsten, sein Schmutz der kolossalste. In einem Winkel der Stadt, am Ausfluß der Tiber gelegen, daher häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt (wie Prag's zur Schmach der

Zeit noch bestehende Judenstadt, sehr charakteristisch fünftes Viertel genannt), sind hier in zwei Gassen und in einem Labyrinthe von Gäßchen an 4000 Menschen zusammengepfercht, wie in einem Sklavenschiff. Die Luft ist mephitisch. Außer diesem Gefängnisse sind den Juden keine Wohnungen und Detailhandlungen gestattet, die Zahl der Häuschen, Bienenzellen (Caseggiata), sowie der Raum überhaupt, ist sehr scharfsinnig spärlich nach der Zahl der jüdischen Einwohner bemessen; da aber diese theils steigt, theils andere nichtjüdische Bewohner der Stadt und Umgegend hier zuströmen, um in den Gewölben einzukaufen, ist ein erstickendes Gewühl; dazu kommen die vielberühmten Klickerinnen, die auf der Straße sitzend, ihr Gewerbe treiben — es schnürte mir die Brust zusammen, bis ich herauskam, und draußen vor den eisernen Gittern, wo keine Juden wohnen, herrscht gerade auch nicht die musterhafteste Reinlichkeit, aber Luft, Luft kann man doch athmen. Wie jetzt die Zeitungen melden, hat sich neuerlichst Karl von Rothschild von Neapel, bei seiner Anwesenheit in Rom, für seine unglücklichen Glaubensgenossen verwendet und beim Papste um Erweiterung des Ghetto — warum nicht um Aufhebung? — gebeten, dieser soll sich auch nicht abgeneigt gezeigt, einige jüdische Hausbesitzer aber, um in ihrem Zins nicht geschmälert zu werden, menschenfreundlichst protestirt haben — armes, doppelt armes Volk! —

Die Anzahl der Juden in Rom beläuft sich nach den Konskriptionslisten 1842 auf 3732 Seelen, worunter, wie ich aus sicheren Quellen weiß, 1400 ganz arme, die übrigen in schwachem Vermögensstande, wenige Reiche. Die Gemeinde hat kein eigenes Spital, die Kranken werden durch

fromme Brüderſchaften in den Häuſern untergebracht und verpflegt, fünf Tempel und Betzimmer ſind ganz nahe beiſammen, ihre Prediger und Rabinen von mittelmäßigem Kaliber. Ihr Handel beſteht hauptſächlich in Manufakturwaaren, zwei oder drei ſind Weber, ſeit einigen Jahren iſt eine Art Handwerksſchule entſtanden, woraus einige Meiſter, Schuſter, Tiſchler und Goldarbeiter hervorgegangen ſind; auch iſt die Errichtung einer öffentlichen Erziehungsanſtalt — im Werden — ſie haben eigene Aerzte und Chirurgen, der Zutritt zu den öffentlichen Studien iſt ihnen nicht geſtattet. Auf welcher Kulturſtufe nun unter ſolchen Verhältniſſen die Juden Rom's ſtehen, iſt leicht zu denken; es iſt die des vierzehnten Jahrhunderts, kein Symptom des Erwachens ſichtbar. So freundlich ihnen auch, nach ihrer Aeußerung, der jetzige Papſt Gregor XVI. gegen den vorigen, Leo XII., geſinnt iſt, in der Hauptſache iſt Nichts geändert. Wäre nur ihre ſtaatsbürgerliche Stellung gegen die übrigen Einwohner nicht ſo drückend, der Bekehrungseifer könnte derſelbe bleiben und in der Kirche St. Angelo in Peſcheria fortwährend Predigten zu ihrer Bekehrung gehalten werden, denen ſie beiwohnen müſſen. Von Schritten, die zu ihrer moraliſchen und bürgerlichen Verbeſſerung führen könnten, habe ich keine Silbe reden hören, wohl aber wurde von einigen Konverſionen, hier eines banquerotten Rabinatskandidaten, dort eines gemüthskranken entnervten Wüſtlings (Alfons Marie de Ratisbonne) viel Weſens gemacht. Morgen verlaſſe ich die ewige Weltſtadt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Joseph Freiherr v. Auffenberg's sämmtliche Werke

sind von der Verlagsbuchhandlung in drei Sectionen ausgegeben worden.

Die 1. Section umfaßt Bd. 1—7: **Trauerspiele.**
2. „ „ „ 8—15: **Schauspiele und dramatische Dichtungen.**
3. „ „ „ 16—21: **Neuere dramatische Werke und vermischte Schriften.**

Für die Subscribenten auf die Gesammtausgabe besteht ein Subscriptions-Preis von 12½ Sgr. — 45 Kr. für jeden Band, mit Verbindlichkeit auf alle Bände der Gesammtausgabe.

Um vielen laut gewordenen Wünschen entgegen zu kommen, wird die Verlagshandlung bei Vollendung jeder einzelnen Section von dieser auch eine besondere Ausgabe veranstalten, welche im Umfange der bemerkten Bände für den Ladenpreis als ein abgeschlossenes Werk apart zu haben ist. Die nun vollendete III. Sect. der Gesammtausgabe wird hiermit dem Publikum unter dem Titel übergeben:

Neuere dramatische Werke

und vermischte Schriften

von

Joseph Freiherr von Auffenberg.

In 6 Bänden.

Ladenpreis: Rthlr. 3½ — Fl. 6. 18 Kr. Rh. — Fl. 5. 15 Kr. Conv.-M.

Inhalt:

1. Bd. Bertold der Zähringer, Oper. — Die Ruinen [illegible], Lustspiel in 3 Aufzügen.
2. „ Die Hexe von Poltawa, bestehend aus einem gleichnamigen lyrischen Drama, einer Novelle: Das Nachtlicht von Carlsruhe, und zwei literarischen Beilagen: 1. Elias Markel's Testament, 2. Denkschrift des [illegible], die Gründung eines stehenden deutschen Theaters in Poltawa betreffend.
3. Bd. Die Rose von Toledo. Roman aus den Zeiten der maurischen Herrschaft in Spanien. 2 Theile.
4. „ Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova im Jahre 1832. 2 Theile.
5. „ [illegible], eine Sammlung vermischter Gedichte. I. Gedichte [illegible] Gattung und [illegible] Weise. II. Oden, Lieder, Canzone. III. Romanzen und Balladen.
6. „ Skanderbeg, heroisches Schauspiel.

Die demnächst vollendete I. Section der Gesammtausgabe wird unter dem Titel erscheinen:

Trauerspiele

von

Joseph Freiherr von Auffenberg.

In 7 Bänden.

Ladenpreis: Rthlr. 4 — Fl. 7. 12 Kr. Rhein. — Fl. 6 Conv.-M.

Inhalt:

1. Bd. Pizarro. — Die Spartaner. — Der schwarze Hanns.
2. „ Die Bartholomäusnacht. — Die Flibustier.
3. „ Wallace. — Die Syrakuser.
4. „ Die Verbannten. — König Erich.
5. Bd. Das Opfer des Themistokles. — Die Verbannten.
6. „ Die Schwestern von Amiens. — Ferdinand Max Joseph.
7. „ Das Nordlicht von Kasan. — Der Schwur des Richters. — Der Prophet von Florenz.

Ebenso soll die II. Section der Gesammtausgabe noch in 1844 vollendet und unter dem Titel ausgegeben werden:

Schauspiele und dramatische Dichtungen

von

Joseph Freiherr von Auffenberg.

In 8 Bänden.

Ladenpreis: Rthlr. 4½ — Fl. 8. 6 Kr. Rhein. — Fl. 6. 45 Conv.-M.

Inhalt:

1. Bd. Ludwig der Elfte in Peronne. — Das böse Haus. — Der Löwe von Kurdistan.
2.—7. Bd. Alhambra. Epos in dramatischer Form in 3 Theilen oder 6 Bänden.
2. Bd. 1. Theil: Boabdil in Cordova. — Abenhamet und Alfaima.
3. „ II. „ [illegible]
III. „ Die Eroberung von Granada, dramatisches Gedicht in 6 Aufzügen. 8 Bände.
4. Bd. 1—3. Lfrg. I. Der Phönix. II. Die Tirona. III. Wehe mir, Almansor!
5. „ 4. „ [illegible]
6. „ 5. „ Der Hof des Zorines.
7. „ 6. „ [illegible]
8. „ Der Renegat von Granada, dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an auf die Sectionsausgaben zu den bemerkten Preisen. Jede dieser Ausgaben ist apart und ohne Verbindlichkeit auf die andern Sectionen zu haben.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.